Ein Funke.

Roman

von

Jeremias Munter.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Gottlob Fink.

Erstes bis viertes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Um eine Wiege.

Ihr nennet es die schöne Lage,
Doch ist's ein Blitzstrahl in der Sturm-
nacht nur.
Lamartine.

Es gibt Leute, welche behaupten, man könne über den Charakter eines Menschen zuverlässige Aufschlüsse gewinnen, wenn man seine Wohnung aufmerksam betrachte. Ich *) will mich darüber nicht weiter einlassen, aber so viel steht fest, daß die häuslichen Bilder oft sehr lehrreich sind.

Du trittst in eine von Gold und Seide prunkende Wohnung, und Luxus und Zierlichkeit blenden Deine Augen, aber jene Harmonie in der Anordnung, welche nur ein gebildeter Geschmack erzeugen kann, suchst Du vergebens. Wahrscheinlich begehst Du keinen großen Mißgriff, wenn Du dann sogleich die Bewohner unter diejenige Klasse von Menschen einregistrirst, die man Vorgemachseelen nennen kann. An einem andern Ort kannst

*) Ich? — Warum nicht das gebräuchliche Wir? Darum, weil der Verfasser und ich selbst eine und dieselbe Person sind, und weil ich ein großes Verlangen habe, mit meinem Leser möglichst vertraut zu werden. Wenn man keck genug ist, den Leser mit Du anzureden, so scheint es mir jedenfalls unpassend, selbst höher steigen und sich in einen königlichen Pluralis setzen zu wollen.

Du bemerken, daß das beste Zimmer im ganzen Haus bloß zu den Mahlzeiten benützt wird. Ferner gibt es Zimmer, die augenscheinlich von trockener, pedantischer Ordnungsliebe oder von Nachlässigkeit, von Fleiß oder von Leichtsinn zeugen. Welch' ein Geist der Reinheit und Unschuld scheint nicht in diesen kleinen Mädchenstübchen mit ihren schneeweißen Gardinen, ihren Dornrosen und Myrthenzweigen, die halb hinter den Jalousien verborgen sind, vorzuwalten! Aber unter demselben Dach wohnt vielleicht ein alter Junggesell. Mamsell Högquist's Portrait hängt über seinem Bett. Auf dem Kamin steht eine Venus in Gyps und an den Wänden findest Du einen ganzen Olymp von nackten Göttinnen und hochgeschürzten Nymphen. Wer hat nicht einmal das angenehme Gefühl erlebt, in eine comfortable Wohnung zu treten, wo Alles uns sagt, daß die Behaglichkeit des Alltagslebens nicht bloß auf materiellen Bequemlichkeiten beruht, und wo man schon auf den ersten Blick sich versucht fühlt, auszurufen: Siehe, da wohnen gewiß Menschen, welche denken und fühlen!

Eine ähnliche behagliche Stimmung kam über Jeden, der einmal bei Leopold Raimund in seinen glücklichen Tagen einen Besuch abstattete. Raimund war Künstler und stand als Portraitmaler in großem Ansehen. Noch ganz jung hatte er sich mit dem Gegenstand seiner ersten Liebe verheirathet, einem Mädchen von geringer Geburt und ohne Reichthum, aber mit allen Tugenden eines edlen Herzens und allem Liebreize der Schönheit ausgestattet. Zur selben Zeit kaufte er sich ein feines Haus in einer der Vorstädte der großen Residenzstadt D. In dem früheren Speisesaal wurden Fenster durchgebrochen, um das Zimmer heller zu machen, und hier schlug er sein Atelier auf. Dieses war aber zugleich auch das Arbeitszimmer seiner Frau. Einige gute Gemälde schmückten die Wände. Zwischen den Fenstern erhob sich ein wohlversehener Bücherschrank. Ihm gegenüber stand ein Piano, in den Ecken befanden

sich schöne Statuen. Die Möbel waren zierlich, obschon einfach. Immer dufteten frische Blumen in den Vasen, und ganz nahe bei der Staffelei des Malers stand Johanna's (seiner Frau) Nähtischchen.

Hier mußte man das junge Paar sehen, um ihr Glück recht zu verstehen; sie selbst verstanden es besser, als dieß gewöhnlich der Fall ist, und just darum bildeten sie eine Ausnahme von den gewöhnlichen Menschen, weil sie mit vollkommenem Bewußtsein ihre Seligkeit genossen. Die meisten Leute sieht man die Rosen, die auf ihrem Wege wachsen, nur zertreten, ohne sich an ihrer Farbe und ihrem Dufte zu erfreueu. Nach einem der Arbeit gewidmeten Tage empfingen Raimund und Johanna gerne Abends den Besuch einiger Freunde. Ein fröhlicher und lebhafter Ton herrschte dann immer in ihrem Kreise vor. Raimund verband eine heitere Gesprächigkeit mit jenem warmen Gefühl für alles Schöne in Kunst und Natur, in Worten und in Handlungen, das der Unterhaltung einen poetischen Schwung verleiht. Johanna hatte Talent für Musik, und ihr schöner Gesang bereitete ihren Gästen manche angenehme Stunde. Ueberdieß soll die Kunst, für Andere liebenswürdig zu erscheinen, weit leichter sein, wenn man sich selbst vergnügt fühlt. Ein recht lebendiges Lächeln ist so verführerisch, und ein Mensch, der mit seiner Welt zufrieden ist, verbreitet um sich her einen bezaubernden Sonnenschein, der zuweilen den eingefleischten Kummer selbst so angenehm täuscht, daß er sich vergißt. Dieß ist der Triumph des Glückes.

Zwei Jahre nach der Hochzeit schenkte Johanna ihrem Mann eine Tochter. Dieses Kind wurde die Vollendung der häuslichen Seligkeit, eine neue Quelle der lieblichsten Freuden. Die junge Mutter dünkte sich durch ihre neuen Pflichten zu einer höheren Würde emporgehoben, und der Vater seinerseits konnte ein Gefühl des Stolzes nicht verhalten, wenn ihm mitunter, was nicht oft geschah, das Geschäft anvertraut wurde, die

Kleine auf seinen Armen zu wiegen. Sehr häufig sind die Phantasien des Glücklichen nur ein Spiel mit fröhlichen Hoffnungen. Wer kann all' die Zukunftspläne zählen, die an dieser Wiege erdichtet wurden! Mit solchen kindischen Plaudereien, wie der Verstandesmensch sie nennt, konnten die beiden Gatten machmal mehrere Stunden der Nacht verwachen. Wie herrlich waren ihnen nicht diese Stunden, wo sie sich selbst und dieses Kind besaßen, das mit Rosen auf seinen kleinen Wangen den ruhigen Schlaf eines Engels schlief. Sagt, was kann ein Herz hienieden mehr begehren?

In Raimund ging inzwischen eine psychologische interessante Veränderung vor. In demselben Maß wie die Liebe immer mehr sein Herz veredelte, entwickelten sich und reiften auch alle seine geistigen Eigenschaften. Seine Gefühle im Allgemeinen wurden tiefer und seine Gedanken nahmen einen kühnen Flug. Ja, selbst in seinen Ansichten von der Kunst war er sich nicht mehr gleich. Seine Ideen hatten Macht über ihn erhalten, der Ernst ging in Grübelei über. Er saß jetzt oft muthlos und verdrossen vor seiner Arbeit, und die Farben vertrockneten auf seiner Palette, während er selbst in Träume versank.

Johanna bemerkte diese neuentstandene Düsterkeit ihres Mannes wohl, und dieselbe schmerzte sie um so mehr, als Raimund jetzt zum ersten Mal sich nicht vollkommen aufrichtig und vertraulich gegen sie zeigte Eines Tags schlich sie sich hinter ihn, als er mit gebeugten Armen und gesenktem Haupte an seiner Staffelei saß.

„Raimund, laß mich diese melancholischen Phantasien wegküssen," bat sie und versuchte ihren Vorsatz wirklich auszuführen; aber es blieb noch immer eine Wolke auf der Stirne des Malers hängen.

Betrübt über den mißlungenen Versuch, kehrte sie an ihren Platz zurück und versank jetzt ebenfalls in Grübeleien. Eine Stimme in ihrem Innern sagte: Dein Leben ist gar zu ruhig gewesen, als daß es in

die Länge so bleiben könnte. Sieh Dich rings um und Du wirst finden, wie Schmerz und Sorgen überall Thränen in jede Freude mischen und jedes Glück trüben. Warum solltest Du allein dieser harten Prüfung entgehen? Hast Du etwa mehr Verdienst, besitzest Du mehr Tugenden, als die Masse Deiner Mitmenschen? Ach nein, sicherlich erwartet auch Dich irgend ein harter Schlag, irgend ein bitterer Kelch. Sei nicht unvorbereitet darauf. Befreunde Dich bei Zeit mit dem Ge- Gedanken an trübere Tage. Mache Dich fertig, ein Trauerkleid für Dein Herz zu machen, Du wirst seiner vielleicht bald bedürfen.

Aber in diesem Augenblick stand Raimund vor ihr. Er schaute jetzt ganz anders d'rein als vorhin. Das Gemüth des Künstlers hatte seine Elasticität wieder gewonnen. Ein Freudestrahl leuchtete in seinen Blicken.

„Ich bin Dir ein Räthsel gewesen, Johanna,“ sagte er; „verzeih mir, denn ich habe einige Zeit mich selbst nicht verstanden, Jetzt ist es endlich wieder klar in mir. Ich weiß, was ich will, und habe meinen Entschluß gefaßt.“

„Gott sei Dank, Du bist Dir wieder gleich; ich erkenne Dich wieder.“

„Siehst Du, es ist eine schreckliche Qual, Geringschätzung gegen sein eigenes Handwerk zu empfinden, und daran habe ich gelitten. Jetzt glaube ich den Werth der Kunst besser als je zu verstehen. Ich bin stolz darauf, in meinem Innern zu fühlen, daß ich als Maler geboren bin, aber ich habe mich im Genre getäuscht; Portraitmaler zu sein, das ist doch etwas gar zu Elendes. Man ist da nicht mehr als ein simpler Kopf und besitzt nicht einmal die Freiheit, seine Modelle selbst zu wählen. Der Portraitmaler ist in der Kunst, was der Uebersetzer in der Literatur ist, und welcher himmelweite Unterschied besteht nicht zwischen ihm und dem Dichter? Allerdings sind die Portraite vielleicht die einzigen Kunsterzeugnisse, die in unseren Tagen ihren Lohn finden.

Aber seine besten Tage damit zu vergeuden, ist gleichwohl etwas Entsetzliches; ein Mann von Phantasie und selbstständigem Geschmack muß dabei geistig verhungern. Ich bin dieser seelenlosen Arbeit, dieser Kunst, die man weder schön noch angenehm nennen kann, im höchsten Grad überdrüssig. Man kommt zu mir und bestellt sein Contrefei, gerade wie man zu einem Schuster geht und ein paar Schuhe bestellt. Ihm zeigt man die Füße und mir das Gesicht, darin liegt der ganze Unterschied; und wie man von ihm einen kleinen Schuh verlangt, der zu einem großen Fuß passen soll, so verlangt man von mir ein schönes Portrait, das einem gemeinen Gesichte gleichen soll. Lieber Herr, heißt es, meine Nase mag am Ende doch nicht so ganz dick sein, und mein Mund hat, ich versichere Sie, ganz und gar nicht diese unförmliche Breite. Ein Bräutigam will in den Schaafsaugen seiner Liebsten mehr Feuer haben. Eine alte Matrone findet, daß man es mit ihren Runzeln gar zu genau nehme. Ein ander Mal dagegen ist man nicht getreu; ein Ehemann wird unzufrieden, wenn er, mit seiner Brille bewaffnet, vergebens nach den Leberflecken am Kinn seiner Frau sucht ... o, das ist schrecklich! Man muß keine Spur von Schönheitssinn haben, um dieß aushalten zu können, und ein schlechter Stoff macht einen schlechten Künstler. Da muß ich neuerdings noch auf eine Familie gerathen, die gewiß die häßlichste in der ganzen Stadt ist, und Alle zusammen sollen portraitirt werden. Mama und Papa und vier abscheuliche Mamsellen hängen bereits, sich selbst zur Strafe und Andern zum abscheulichen Exempel als Verunzierungen an einer Wand des Salons; aber gleichwohl kommt der unverbesserliche Mann vor einigen Tagen von Neuem zu mir. Ich möchte doch die Sammlung vollständig haben, sagte er, und zeigte mir dabei seinen Letztgeborenen, einen kleinen schiefäugigen und rothhaarigen Wechselbalg ... Nein, das ist ausgemacht, ich schlage die Fabrik zu und tauche meinen Pinsel für

würdigere Gegenstände ein. Nur etwas beunruhigt mich noch. Ich habe bisher mein hübsches Auskommen gehabt. Man bezahlt mich gut. Die Menschen sind vor allen Dingen eigenliebig und sehen nicht so genau auf ein paar Batzen, wenn sie sich selbst kaufen wollen. Etwas ganz Anderes ist es, wenn man ihnen ein Gemälde anbietet, das wirklich einigen Kunstwerth besitzt, und das Geschlecht der Mäcene ist schon längst beinahe ganz ausgestorben. Vielleicht werde ich auf dem neuen Feld, das ich zu betreten gedenke, mancher ökonomischen Bedrängniß entgegengehen, und wer weiß, am Ende kann vielleicht gar Armuth und Noth unser Loos werden. Ich bin nicht bloß Künstler, ich bin auch Gatte und Vater. Deßhalb habe ich so lange gewankt, ehe ich zu meinem Entschluß kommen konnte. Vielleicht sollte ich das Verlangen nach einer schöneren, größeren Wirksamkeit, das meinen Frieden schon lange gestört hat, gänzlich unterdrücken. Vielleicht wäre es meine traurige Pflicht, diese Träume, diese Ideen von künftigen Meisterwerken, die jetzt meine Seele bestürmen, mir gänzlich aus dem Sinne zu schlagen ... Rathe mir, Johanna, sprich, ist Dir bange vor der Armuth?"

„Ich fürchte gar nichts, außer daß ich Dich oder unser Kind verlieren könnte. Was macht es auch, ob wir uns ein wenig einschränken müssen, wenn nur Du wieder zufrieden wirst wie früher. Obschon ich bei Dir im Ueberfluß verwöhnt worden bin, so sollst Du doch sehen, daß ich ganz gut auch eine sparsame Hausfrau werden kann. Ja, Raimund, lieber will ich mir die härtesten Entsagungen auferlegen, als daß ich der Entwicklung Deiner höheren Anlagen im Wege stehen möchte."

„Vortreffliches Weib, ich wußte, daß ich von Dir eine solche Antwort zu erwarten hatte. Du wirst in der Stunde der Mühe und Bekümmerniß, wenn sie sich unserem stillen Herd nahen sollte, meinen Muth aufrecht erhalten. Noch mehr, Du wirst meinen Eingebungen

die Veredlung schenken, die nur ein feinfühlendes Weiberherz zu geben vermag.“

„Nun denn, hinweg also mit all dem traurigen Verzagen! Das Weib ist gar oft nur ein gedankenloses Wesen, aber mit ihren Ahnungen durchdringt sie manchmal den Schleier der Zukunft ebenso kühn wie der Mann mit seinem Scharfsinn. Wenn wir die verflossenen Jahre unserer Ehe recht genau in's Auge fassen, so waren sie ein schönes Blumenbeet; aber wir sind sehr kindisch gewesen, Raimund, sehr kindisch. Wir haben mit einander und mit der ganzen Welt gespielt. Laß uns jetzt ein ernsteres Leben beginnen. Zweifle nicht an Deinen Kräften, an Deinem Talent. Du wirst es in Deiner Kunst weit bringen, und der Name Leopold Raimund wird vielleicht dereinst neben den großen unsterblichen Meistern genannt werden.“

„Dank für diese Prophezeiung, Johanna! Ich bin gewöhnt, von Deinen Lippen Himmelsbotschaft zu hören. Der Anfang wird das Schwerste sein. Ehe ich mir in dem neuen Genre, das ich zu wählen gedenke, ein Ansehen berschaffen kann, werden Neid und Kleinlichkeitsgeist ihr Schlimmstes thun, um mich zu stürzen. Die Kunstgeschichte, wenn man sie recht studirt, ist reich an solchen Erzählungen von solchen Ungerechtigkeiten; sie lehrt uns aber auch, daß das wahre Talent immer, wenn auch spät, siegreich aus dem Kampf hervorgegangen ist. Ich weiß nicht, ob ich wirklich die Göttergabe besitze, die man Genie nennt; aber ich hege ein brennendes Verlangen, meine Kraft zu prüfen, und mitunter — doch es ist vielleicht bloß eine trügerische Phantasie — fühle ich bei mir selbst, daß ich zu etwas Großem fähig sein könnte. Ach, laß uns glauben, daß es so ist. Man wird dann bald genug meinen Werth erkennen; meine Gemälde — ich sehe sie bereits fertig in den Gallerien meiner Träume hängen — werden dann bewundert und gesucht werden. Die alte gute Zeit wird wieder einkehren. Die Malerkunst wird sich nach einem

langen Verfall noch einmal erheben und die Menschen werden begierig nach den reichen Genüssen greifen, welche sie bietet. Ich werde Glück machen. Der Kummer um unser Auskommen ist dann für immer vorbei. Unsere Mittel werden sich vermehren und einer meiner schönsten Träume wird seiner Erfüllung sich nähern, wir werden in's Land der Kunst, nach Italien reisen. In dem alten Rom, der Wiege so manchen Genies, der besten Heimath aller Künstler, dort werden auch wir endlich anlangen, Johanna. Raphael's Geist schwebt noch über dieser Stadt. Dort erst wird der Funke in meiner Seele zur vollen Flamme ausschlagen, dort werde ich Werke schaffen, welche die Mitwelt und die Nachwelt befriedigen sollen. Aber wenn Ehre und Ruhm mich erwarten, so werde ich doch immer an Deiner Brust, Du Holde, meine ieblichste Ruhe finden. Und unser kleines Mädchen, unsere Leopoldine, wie glücklich wird es für sie sein, auf diesem klassischen Boden aufwachsen zu dürfen! Umgeben von all dieser Größe, die sowohl in der Erinnerung als in der Gegenwart dort lebt, wird sie sich früh gewöhnen, mit hochsinnigen Gedanken umzugehen, und die Sonne des Südens wird die Rosen auf ihren Wangen und die Gefühle in ihrem Herzen frischer machen, als sie unter dem trüben Himmel des Nordens wachsen."

Raimund sprach mit Begeisterung, und Johanna, die ihren Kopf an seine Brust gelehnt hielt, lauschte mit inniger Freude den starken Schlägen seines Herzens.

„Lieber Mann," antwortete sie, Du malst eine so lockende Zukunft, daß auch ich, obschon ich mit dem, was ich jetzt schon besitze, so zufrieden bin, eine Sehnsucht nach dem Eldorado empfinde, das Du prophezeist."

Sobald es sich thun ließ, begann Raimund auf sein neues Ziel loszuarbeiten. Die Portraits, die er bereits unter dem Kolorit hatte, wurden schnell vollendet und einige weitere Bestellungen nicht angenommen: die Fabrik wurde geschlossen, wie er sich selbst ausdrückte. Ein

Gefühl der Freiheit machte ihn jetzt so glücklich. Er umfaßte mit Vorliebe das symbolische Genre. Dasselbe erhabene Recht, das so manchen Künstler begeistert hat, ergriff auch ihn. Er machte den Entwurf zu einer Madonna. Ohne Zweifel war es allzu kühn für sein erstes Gemälde, das eigentlich nur ein Versuch sein sollte, einen so großen, ja, wenn man die bereits vorhandenen Leistungen betrachtet, den allergrößten Gegenstand zu wählen. Aber er wollte seinem bisher unterdrückten Künstlergeist auf einmal Luft schaffen. Er glaubte an den Goethe'schen Satz, daß ein hoher Gegenstand die Seele des Künstlers erhebe, sie befördere, ihr Muth und Kraft verleihe, mit Vergnügen ein Werk zu vollenden, das als Keim in der Idee liegt und unter der pflegenden Hand des Künstlers schnell emporwächst. Ueberdieß wurde er nach dieser Richtung vielleicht auch durch den Umstand geleitet, daß er in seiner Johanna stündlich eine so schöne Offenbarung der Göttlichkeit der Mutterliebe um sich hatte.

Wochen, Monate verflossen, aber Raimund's Gemälde war noch lange nicht vollendet. Einer der bittersten Schmerzen, die einen Menschen martern können, besteht vielleicht in dem Gefühl eines Künstlers, wenn er merkt, daß seine Flügel ihn nicht tragen wollen, wenn er einsieht, daß er seine Ideale nur in luftigen Träumen zu schaffen vermag, aber das Vermögen nicht besitzt, sie festzuhalten, ihnen in der Kunst eine Wirklichkeit zu geben. Wenn irgend etwas eine unglückliche Liebe genannt wird, so ist es diese Sehnsucht der Seele nach dem vollständigen Besitz ihrer Idee. Und gleichwohl, wie Mancher, der sich in seine Phantasiebilder verliebt hat, seufzt nicht vergebens nach einer solchen glückseligen Vermählungsstunde; wie Mancher verbringt nicht sein ganzes Leben in unausgesetztem Sehnen nach dem besten Theil seines eigenen Ich! Das Gemüth solcher Menschen ist in Banden geschlagen. Sie können ihre Freiheit nicht wiedergewinnen, aber sie vermögen

auch das Ziel ihres Sehnens nicht zu erreichen. All ihr Arbeiten besteht nur in Geburtswehen, welche beständig todtgeborne oder mißgestaltete Erzeugnisse zur Welt fördern.

Leider wollte Raimund's trauriges Schicksal, daß auch er die Zahl dieser beklagenswerthen Opfer vermehrte. Als Portraitmaler war er glücklich gewesen, aber sein Talent entsprach nicht seinem Verlangen nach Erreichung einer höheren Stufe. Es fehlte ihm dazu die schöpferische Kraft, die nothwendige harmonische Uebereinstimmung zwischen der Idee und den mechanischen Talenten. Wenn er diesen Weg früher gewählt und seine Anlagen durch fleißiges Studium ausgebildet hätte, so würde er es wahrscheinlich sehr weit gebracht haben; aber jetzt mangelte ihm die Geduld, um die nothwendigen Vorbereitungen durchzumachen. Sein Geist hatte einen zu großen Vorsprung genommen, er war nach höheren Regionen geflogen, ehe er sich die äußere Kunstfertigkeit angeeignet hatte, und wie er immer malte, so fand er in dem Gemälde vor sich nicht die Wiederspiegelung des schönen Urbildes, das er in seinen Phantasien schaute. Zuweilen belebte sich sein Muth, wenn er mit einem glücklichen Pinselstrich seinem Ideal näher gekommen zu sein glaubte. Die Freude war jedoch von kurzer Dauer. Bei genauerer Prüfung entdeckte er bald hundert Fehler gegen diesen einzigen Glückstreffer. Die Eigenliebe vermochte ihn nicht in holde Selbsttäuschungen einzulullen. Unbarmherzig vernichtete er sein Werk einmal um's andere, und man sah ihn zuweilen in tiefer Verzweiflung von seiner Staffelei entfliehen; aber am nächsten Morgen stand er wieder da, mit einem neuen Anfang beschäftigt.

So gern er auch gewollt hätte, so war es ihm unmöglich, seine Leiden vor seiner Frau zu verbergen. Ach, sie verriethen sich binnen Kurzem allzudeutlich an seinem beklommenen Gemüth, seinen bleichen Wangen und seinen abgezehrten Gliedern. Johanna's Bitten,

daß er seine Kräfte schonen und mitunter eine Zerstreuung suchen möchte, richteten nichts bei ihm aus. Die vorausgesehenen ökonomischen Bekümmernisse blieben auch nicht aus. Der Mann hatte seine einzige Einkommensquelle aufgegeben, und die Versuche der Frau, durch Handarbeit etwas zu verdienen, konnten nur einen geringen Ersatz bieten. Wenn Raimund zuweilen sah, wie sie einen Theil der Nacht dazu nahm, um recht fleißig sein zu können, so wurde er noch unruhiger, und der Schmerz darüber, daß er seine Familie nicht gebührend sollte versorgen können, nagte peinlich an ihm. Verschiedene, etwas überflüssige Effekten wurden nach und nach verkauft, und darauf sah man sich genöthigt, Credit anzusprechen. Tag für Tag erschien jetzt der Maler abgezehrter und herabgestimmter. Häufige Fieberanfälle stellten sich ein, und sein Zustand nahm einen bedenklicheren Charakter an. Der gerufene Arzt schrieb als einziges Heilmittel Ruhe vor und erklärte, daß eine Reise bei dem hart angegriffenen Patienten ganz besonders vortheilhaft wirken würde.

„Eine Reise," wiederholte Raimund. „Ja, Sie haben Recht," fügte er mit einem düsteren Lächeln hinzu. „Wenn mein Gemälde fertig ist, wollen wir nach Rom reisen. Ist's nicht so, Johanna? Dort werde ich meine Gesundheit wieder erhalten und Du wirst wieder glücklich werden."

Im Uebrigen hatte die Verordnung des Arztes keine andere Folge, als daß Raimund mit verdoppeltem Eifer seine Arbeit betrieb.

Aber auf einmal wurde ihm jetzt der Genius der Kunst holder. Es war, als hätte eine höhere Hand seinen Pinsel geführt, seine Farben gemischt, und auf der Leinwand erhob sich jetzt eine Madonna, die dem geträumten Ideal mit jedem Zug näher kam. Raimund jubelte. Entzückt schloß er Johanna in seine Arme: sie mußte sich unwillkürlich mit ihm freuen.

„Was sagst Du jetzt zu meinem Gemälde?" fragte

er nicht ohne einen gewissen Stolz. Es ist doch schön? Nicht wahr, die Mutter eines Gottes muß diesen Ausdruck himmlischer Reinheit besitzen. Ihre Güte hat nichts Weiches, sie ist edel, und dieser Zug um die Lippen, verkündet er nicht Glückseligkeit, vermischt mit der zärtlichen Unruhe, die ein Weib immer empfinden muß, wenn es sein Kind betrachtet? Aber warte, das Auge hat noch nicht seinen rechten Blick: darin wirst Du erst die Seele gewahr werden, die vor allen andern auf Erden Wohlgefallen fand bei dem Vater in der Höhe. Und dann, wenn erst das Ganze gehörig retouschirt ist . . . ach ja, es muß schön werden. Siehst Du, man muß beharrlich sein, um ein großes Ziel zu erreichen. Man erklimmt die Spitze der Alpen nicht ohne Mühe . . . ach, Gott sei Dank, ich war also nicht bloß ein elender Pfuscher."

Aber kaum hatte er in diesen Worten seine Freude ausgesprochen, als er einen heftigen Anfall in der Brust bekam. Er mußte in's Bett geführt werden, und zunehmende Schmerzen hielten ihn da in grausamen Fesseln. Seine geschwächte Natur konnte nur geringen Widerstand leisten. In heftigem Fieberwahnsinn umschwebten Raimund's abgebrochene Gedanken noch das theure Gemälde. Man mußte es in sein Schlafzimmer stellen, damit er auch in den Stunden des Schmerzes sich an seinem Werke erfreuen konnte, und nur mit Mühe konnte man ihn verhindern, aufzustehen und noch einmal den Pinsel zu ergreifen. Bald war alle Hoffnung zu seinem Wiederaufkommen verloren. Der Arzt schüttelte den Kopf, worauf er, mehr aus schuldigem Respekt vor seinem Beruf, als in Folge einer wirklichen Ueberzeugung von einem guten Resultat, ein Dekokt zusammenbraute das, Dank dem guten Herzen des Mannes, nicht gar zu übel schmeckte.

„Jetzt haben wir Alles gethan, was sich thun läßt," sagte er, nachdem Raimund mit einem gutmüthigen Lächeln die Arznei gekostet hatte. Aber der Tod stand

bereits mit ausgestreckter Hand auf der Schwelle des Kranken.

Eines Nachts wachte Johanna allein mit einer alten Dienerin an seinem Lager. Es war eine schwere Nacht, und Gott weiß, wer von den beiden Gatten am meisten litt. Gewaltsam ergriff der Tod, der Mann mit der Sense, der Fürst der Schmerzen, immer fester sein verurtheiltes Opfer, griff mit schonungsloser Hand in den bereits erschütterten Mechanismus des Lebens ein und zerriß Faden um Faden. Endlich lösten sich die grauenhaften Schmerzen in einem heftigen Blutsturze auf. Alle materiellen Kräfte schienen zu verbluten. Das Leiden hörte auf, das Bewußtsein verschwand. Der Sterbende versank in einen tiefen und stillen Schlummer.

Mit unbeschreiblicher Angst neigte Johanna ihr Ohr gegen das Herz des Mannes und zählte bebend die ungleichen, kaum vernehmbaren Schläge. O welch ein Gefühl, so bei einem Sterbelager mit allen Sinnen, mit der ganzen Seele den Fußstapfen des Todes zu folgen; seine liebsten Hoffnungen jeden Augenblick mehr mit den Kräften des Sterbenden hinsinken zu sehen; Sekunde um Sekunde zu fürchten, daß das geliebte Herz vielleicht jetzt, just jetzt seinen letzten Schlag thue!

Es ist ein sehr häufiger Fall, daß bei einem Sterbenden in seinen letzten Augenblicken eine Erhöhung der Lebenskräfte sich zeigt, die mit dem Aufflammen der Feuerkohle im Augenblick vor dem Erlöschen verglichen worden ist. Nachdem Raimund mehrere Stunden in einer todähnlichen Betäubung gelegen, schlug er seine Augen wieder auf, als die Morgenröthe ihre schöne Botschaft über den Himmel ausbreitete. Sein Blick war klar, ja sogar verklärt. Noch einmal, zum letzten Mal erglühte die Rose des Lebens auf seinen abgezehrten Wangen. Ein göttlicher Glanz schien seine Züge zu bestrahlen. Es war, als hätte seine Seele schon einmal diese Welt verlassen, wäre aber zurückgekehrt, um noch

einige Augenblicke mit den Gegenständen zu leben, die ihm hier so theuer gewesen.

„Johanna," sagte er schwach, aber mit vollem Bewußtsein, „es ist bald vorbei. Das Stundenglas hat nicht mehr viele Körner für meine Rechnung . . . Wo ist Leopoldine? . . . Nun ja, wecke sie nicht, sie hat vielleicht einen glücklichen Traum. Sage ihr einmal, wenn sie es verstehen kann, daß sie einen Vater besaß, der sie sehr, sehr liebte. Erziehe sie so, daß sie Dir selbst gleicht, und öffne ihre Seele früh für die Schönheit der Kunst; dieses Gefühl ist das beste, das man durch das Leben mit sich nehmen kann . . . Und jetzt meine letzte Bitte, Johanna. Ich bin vom Schlafe gestärkt; hilf mir von diesem Bette auf; verstehst Du, Geliebte, ich muß mein Testament vollenden, bevor ich sterbe."

Es war ihr unmöglich, sich diesem Begehren zu widersetzen. Sie zog Raimund seinen Schlafrock an. Er richtete sich selbst auf, und nur von ihrem Arm gestützt, wankte er an die Staffelei vor. Seine Kräfte belebten sich jetzt auf eine übernatürliche Art: er stand fest vor seiner Arbeit und betrachtete sie mit Wohlgefallen. Man gab ihm Pinsel und Farben. Die so eben noch zitternde Hand erhielt jetzt eine erstaunliche Sicherheit, und nach einigen wenigen Zügen strahlte ein Blick von wunderbarer Schönheit aus den Augen der Madonna.

Man hat von Mozart's Requiem gesagt, daß ein solches Werk nur von einer sterbenden Seele gedichtet werden könne. Man konnte auch von dieser Madonna sagen, daß ein Blick wie der ihrige nur von einem Menschen gemalt werden konnte, der die Engel des Himmels bereits von Angesicht zu Angesicht schaute.

„Es ist gut," rief Raimund, auf einen Stuhl niedersinkend, und der Pinsel entfiel seiner von Neuem erschlaffenden Hand. „Ich habe genug gelebt. Ich sterbe zufrieden . . . Ziehe den Vorhang dort weg . . . Siehst

Du, wie die Madonna lächelt . . . was in diesem Bilde Edles und Erhabenes lebt, das habe ich von Dir geborgt, Dank, Dank! . . . Welch ein herrlicher Morgen . . . Johanna . . . ich reise, ich werde Deinen Gruß nach Rom bringen."

Damit lehnte er sein Haupt an die Brust der Gattin und stieß einen letzten Seufzer aus, just in dem Augenblick, wo die Morgensonne durch's Fenster ihren ersten Strahl warf, mit einem milden Gruß vom Vater des Lichtes.

Aber Johanna . . . Ach, der Dolch des Schmerzes kann nicht tiefer in ein Herz dringen, als jetzt in das ihrige. Nachdem man mit ganzer Seele mit einem geliebten Gatten verwachsen gewesen, jetzt allein zu stehen auf dieser nun so öden Erde; noch immer die Ketten des Daseins zu tragen, nachdem man der einen Hälfte seines Wesens beraubt worden, das heißt auch sterben, aber nicht um zum Frieden des Grabes zu gelangen, sondern nur um alles Lebensglück zu verlieren. Die beklagenswerthe Frau hatte kaum erst 23 Jahre erreicht, als der Kummer für immer die Freude aus ihrer Brust und die Blumen von ihren Wangen verscheuchte. Selbst die Mutterfreude war verbittert: wie sollte sie jetzt die Zukunft ihres kleinen Kindes schützen können! Sie sah ein von schweren Bekümmernissen bedrohtes Leben vor sich, eine Welt, die sie nicht kennen gelernt hatte, und was die wenigen Freunde betraf, die ihr noch übrig blieben, so war sie gewöhnt gewesen, mit ihnen nur ihr Glück zu theilen.

Raimund's Angelegenheiten waren im letzten Jahr seines Lebens in große Unordnung gerathen, und man fürchtete im Anfang, die Mittel des Hauses möchten kaum ausreichen, um die Schulden zu decken. Die arme Wittwe hatte nur noch den einzigen Wunsch, daß

Niemand sich darüber beklagen möchte, durch ihren Mann andere Verluste erlitten zu haben, als den Schlag, der das Herz trifft. Raimund mußte, es mochte nun in Zukunft gehen wie es wollte, als vollkommen ehrlicher Mann in seinem Grabe liegen. Um dieses Ziel zu erreichen, war Johanna genöthigt, sich von allen Trümmern ihres früheren Wohlstandes zu trennen, ihrem ganzen comfortablen Hauswesen Lebewohl zu sagen. Diese Möbel, Gemälde, Bücher, Blumen, ja sogar ihre eigenen Schmucksachen und Kleinodien, woran sich so viele frohe Erinnerungen knüpften, alles das in der Auktion ausgestellt und endlich nach langem Warten, unter Scherzen und lustigen Einfällen, von neuen Eigenthümern in Besitz genommen zu sehen, das war für die bereits so tief gedrückte Frau eine neue Marter, die jedes feinfühlende Herz verstehen wird. Jedes Aufgebot war ein Schlag für ihr Herz, und sie drückte ihr Kind noch fester an ihre Brust; denn es däuchte sie, als sei sie verurtheilt Alles zu verlieren, was sie noch Liebes besaß.

Das letzte Werk von Raimund's Hand, die Madonna, wurde durch die Fürsorge einiger Gönner in eine öffentliche Ausstellung aufgenommen. Die Kunstrichter hatten allerlei Bemerkungen zu machen. Manche Einzelheiten wurden streng getadelt, aber Niemand konnte leugnen, daß das Gemälde im Ganzen wohlgelungen war, und Alle stimmten darin überein, daß der Ausdruck in Maria's Blick eine ideale Auffassung verrathe. Ein reicher Mann, ein Freund der schönen Künste, machte ein Gebot, das man ganz anständig fand. Es wurde angenommen, und in der Summe, welche die Madonna eintrug, bestand das ganze Kapital, das Johanna und ihrem schutzlosen Kinde übrig blieb.

Leidende zu trösten ist im Allgemeinen eine harte Aufgabe; denn es ist schwer zu einer Ergebung und Zuversicht aufzufordern, von der man fühlt, daß man sie selbst nicht besitzt. Das Mitleiden ist gewöhnlich das

Einzige, aber wahrlich nicht das Beste, was wir unsern bekümmerten Freunden geben können. Johanna's nähere Bekannte, herzensgute Menschen, zeigten all die ängstliche Theilnahme, die in solchen Fällen so gewöhnlich ist. Sie weinten mit ihr und beklagten sie zur Zeit und Unzeit. Einige von ihnen hatten sogar die Unbedachtsamkeit, kleine Winke fallen zu lassen, wie anders es mit ihr stehen könnte, wenn Raimund verständiger und weniger phantastisch gewesen wäre, wenn er seine Portraitmalerei fortgesetzt und nicht nach der höheren Auszeichnung gestrebt hätte, die ihn das Leben kostete. Es gibt nämlich überall Personen, die, wenn es Jemand unglücklich geht, sogleich mit ihrer eigenen unfehlbaren und vortrefflichen Weisheit hervorrücken und glänzen wollen. Schon vor vielen Jahren, heißt es dann, habe ich vorausgesagt, daß es so enden würde ... wenn man meine Vorschläge befolgt hätte ... wenn man meine Hülfe hätte annehmen wollen u. s. w.

Diese Freundes-Manier zu trösten erweckte in Johanna bald genug einen flammenden Stolz, aber dieser Stolz schloß keinen Hochmuth für ihre eigene Person in sich, sondern war bloß ein edles Zartgefühl gegen Raimund's Gedächtniß. Das Mitleid, das ohne Zweifel in der besten Absicht ihren veränderten Umständen gespendet wurde, schien ihr nicht selten die Form eines Tadels gegen den geliebten Dahingegangenen anzunehmen. Dieß konnte sie nicht ertragen. Sie konnte sich mit dem Gedanken nicht versöhnen, daß sie auf solche Art selbst vor der Welt als ein lebendiger Vorwurf am Grabe ihres Mannes stehen sollte. Immer lebhafter regte sich in ihr der Wunsch, für immer diesen Ort zu verlassen, wo ihre kurzen Stunden des Sonnenscheines dahingeschwunden waren. Der Gedanke reifte bald zum Entschluß. Sie nahm Abschied von D., hing ihren letzten Blumenkranz um Raimund's Grabkreuz und zog weit hinweg nach einer einsamen Berggegend. Hier kaufte sie ein kleines, unansehnliches Pachtgut, um allda fern von der

Stadt und ihren alten Bekannten in ungestörter Einsamkeit für ihr Kind und ihre Erinnerungen zu leben.

Diese gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt wurde ihr bald zur Gewohnheit. Ach, nicht um der Lebenden willen wurde sie von Sehnsucht verzehrt — und gleichwohl zählte sie nur 23 Jahre.

II.

Leopoldine.

> Ein träumendes Herz, Flügel, die über die Eiszacken des Lebens hinwegtragen, und offene Arme für jede Menschenbrust.
>
> Jean Paul.

Die Gegend, wohin Johanna nach ihres Mannes Tod sich zurückzog, zeichnete sich durch eine gewisse romantische Wildheit aus, eine Eigenschaft, die jetzt, in einer Zeit, wo der Fleiß des Ackerbaues auch die entferntesten, unzugänglichsten Plätze erreicht, ziemlich heller zu werden anfängt. Ihre kleine Wohnung lag einsam in einem tiefen Thal, unter dichten Hecken verborgen und umgeben von einigen alten Eichen, die gleichsam beschützend ihre Zweige über den niedrigen Dachfirst des Hauses ausstreckten. Ringsumher ragten hohe Bergwände empor; diese waren zum größeren Theil mit einem Teppich von Gebüschen und Bäumen bekleidet, aber an einigen Orten traten sie just durch ihre Kahlheit in einem imponirenden Ernste hervor. Zuverlässig und kräftig wie ein mannhafter Gedanke, standen die gewaltigen Felsenmassen da, und nervenschwache Menschen konnten nicht ohne Schauder von den hohen, schroffen Felsen herabblicken. Ein aus weiter Ferne kommender Fluß hatte sich einen Weg zwischen den Bergen gesucht:

einen sehr beschwerlichen Weg, das muß man gestehen, denn er ging über Stock und Stein. Etwas leichtsinnig, aber mit einer Unbefangenheit, die entzückend war, stürzte sich die wilde Najade in leichten, munteren Sprüngen von einer sehr respektablen Höhe herab in die Arme eines ergrauten Felsen, eines alten Murrkopfes, der offenbar nicht aufgelegt war zu scherzen. Ungerührt von den Liebkosungen der schönen Tänzerin, warf er sie sogleich ohne alle Zartheit, von seiner kalten Brust hinweg, kopflings in den unfreundlichen Schooß eines Steinhaufens. Jetzt entstand ein lebhafter Streit, wobei es sehr unordentlich zuging. Die Tänzerin war in eine schäumende Furie verwandelt. Brausende Wogen und feste Steine packten einander; denn sie waren von sehr verschiedenen Grundsätzen, das versteht sich. Das Ganze glich einem politischen Hader, einem Meinungsstreit, einem Kampf zwischen Fortschritt und Rückschritt. Auf der einen Seite welch ein jugendlich überströmender Eifer, und auf der andern welche greisenhafte Starrköpfigkeit! Das Getöse wurde laut, die Verwirrung entsetzlich, und der Schaum sprützte gen Himmel, manchen glitzernden Sonnenschein in seinen leeren Blasen auffangend. In ihrer Revolutionswildheit wollten die aufrührerischen Wogen sich das Ansehen geben, als wären sie ein ganzer Ocean; sie wollten alle Hindernisse ihres Fortschrittes über den Haufen werfen und bei Seite stoßen. Es lebe die Freiheit! fort mit allen stationären Grundsätzen! hieß es, aber das Geschrei war vergeblich. Die Steine des Anstoßes blieben beharrlich quer liegen; sie wollten ganz und gar nichts von Reformen wissen. Zwar schienen sie mitunter ein Bischen zu zittern, aber sie blieben fest auf ihren uralten Sitzen, und das Einzige, was die tumultuarischen Rabulisten auszurichten vermochten, war, daß sie an ihren verhaßten Widersachern die allerschärfsten Kanten allmälig abschliffen. Daß man bei ihnen zuweilen einen Wunsch bemerkte, zornig ihrer Gegner

zu spotten, das war eine natürliche Folge dieses aufbrausenden Zustandes.

Einige Steinwürfe von da und ganz nahe bei dem Wohnhaus zeigte sich in dem sentimentalen Schatten einiger sich hinabneigenden Erlen ein silberheller Wasserspiegel. Wer konnte wohl glauben, daß dieß just derselbe Strom war, der sich kaum noch so knabenhaft in den Klüften herumgebalgt und mit seinem Gebrause den Frieden der ganzen Gegend gestört hatte? Jetzt hatte er das Benehmen einer idyllisch-träumerischen Braut angenommen. Schüchtern durch eine schöne Wiese sich schlängelnd, schien der einzige Zweck dieser Fluth dahin zu gehen, alle Blumen an ihren Strand zu locken und mit dem blanken Spiegel ihrer Fläche die unschuldige Koketterie der Natur aufzumuntern. Dieser, in seinem Ausdruck so wechselreiche Wassergang floß wie eine Pulsader durch das Thal. Von ihm erhielt das ganze Gemälde sein Leben, seine charakteristischen Züge.

Hier in dieser schönen, aber von der Welt abgeschlossenen Natur, verfloß Leopoldinens Kindheit. Die Mutter war ihre einzige Lehrerin. Die Schule war also ganz einfach und stach gewaltig ab gegen die modernen Pensionen mit ihrem wissenschaftlichen Anstrich.

Nichts ist feinfühlender als ein Kindesgemüth. Es ist eine Daguerreotypplatte, die von jedem darauffallenden Licht oder Schatten einen Eindruck empfängt und behält. Das Bild, das sie endlich als ihr eigenes Gepräge aufnimmt, warum bleibt es so oft unklar und schmutzig? Im Allgemeinen deßwegen, weil die Umgebung, die abgespiegelt wird, selbst so ist. Die Welt und die gesellschaftlichen Verhältnisse sind allmälig das geworden, was sie in unsern Tagen sind, nämlich eine Karrikatur der Natur, und man kann wohl mit großem Recht sagen, daß die junge Menschenseele schon vom Anfang an entstellenden Verdrehungen ausgesetzt ist.

Die Erziehung ist ein Gegenstand vielfachen Nachdenkens gewesen, aber mit diesem Gegenstand ist es ge-

rade so gegangen, wie mit so vielen andern, die einer mehr gelehrten als klugen Forschung unterstellt wurden: man ist an dem Einfachen vorbeigelaufen und hat statt dessen etwas allzu Erkünsteltes gefunden. Auch hierüber erstreckt jetzt die lumpige, verächtliche, in Sünden erzeugte und geborene Mode ihren Scepter, und bei aller Sorgfalt, die wir den zarten Pflanzen unseres eigenen Geschlechtes widmen, ist die Eitelkeit nicht in die Acht erklärt worden. Es gibt nämlich Eltern, und zwar in gar zu großer Anzahl, die, was ihre Kinder betrifft, sich vorzugsweise bemühen, mit ihrem frühreifen Verstand, ihren zeitigen Fortschritten in seelenlosen Kenntnissen zu prahlen. Und wenn ein solcher Vater oder eine solche Mutter selbstvergnügt ihr kleines Wunderthierchen auf die Ausstellung bringen, da stimmt die Schaar alter Tanten und Onkel einen Chorgesang von Prophezeiungen über die glänzende Zukunft des besagten Wunderthierchens an. Aber der aufgeklärte Menschenfreund schüttelt betrübt seinen Kopf; denn er weiß, daß die Keime der Menschheit, die in den jungen Menschen verborgen liegen, um an's Tageslicht gelockt zu werden, eines ganz andern Sonnenscheins bedürfen, als desjenigen, der durch die dunkeln Scheiben der Schulstube herein dringt.

Beim Kinde ist das Gefühl früher als der Verstand; aber welche Nahrung, welche Leitung gibt wohl die allgemeine Erziehung dieser zuerst erwachenden menschlichen Kundgebung, und was Gutes kann man wohl von einer Bildung erwarten, die mit der Verachtung und Niedertretung der Natur beginnt? . . . Ach, es scheint ja ausgemacht zu sein, daß der kleine Weltbürger schon in seinen ersten Tagen lernen soll, ein verlorenes Paradies zu beweinen. Warum sollen wir ihm das einzige ungestörte Glück, das die Erde tragen kann, die Kinderfreude, so mißgönnen? Warum sollen wir ihn sogleich so unbarmherzig in unsere eigenen, oft so gänzlich mißlungenen Formen einzwängen? Der Farbenglanz,

der von den Flügeln der Seele strahlt, wenn sie sich beim Schein der Morgensonne ausbreiten, wie gar zu bald wird er nicht von einer gedankenlosen Welt verwischt, und wie schlecht wird er nicht später durch den bunten Staub ersetzt, den eine auf Flitter und Tand beruhende Bildung ausstreut! Bald tritt bei uns die Stimmung ein, welche über die mehr oder weniger harmonische Reinheit unserer Gefühle für die Zukunft entscheidet. Und was ist die Kindheit oft anders, als ein Thema, worüber das ganze Leben nur Variationen bietet? Gott hat uns das Gefühl des Schönen gegeben, damit wir den Ton, den er in seiner Schöfung angeschlagen hat, begreifen können und davon gerührt werden. Die freie Natur, das ist die rechte Kleinkinderschule. Laß die einfache Poesie, die da fließt, den in jeder Seele schlummernden Schönheitssinn wecken, wenn Du willst, daß diese jungen Herzen einmal recht lebhaft das Tugendhafte und Edle nach seinem Werthe zu schätzen vermögen.

Leopoldine war ein liebenswürdiges und schönes Kind. Schon frühzeitig bekam ihr Gemüth eine ernstere Richtung durch den Umgang mit der immer in Trauer befangenen Mutter. Aber dieser Ernst war so mild. Er verscheuchte die Freude nicht, er raubte ihr auch nicht die unersetzliche Annehmlichkeit einer natürlichen Frische. Ihre Empfänglichkeit für verschiedene Eindrücke und der beinahe augenblickliche Wechsel der Gefühle, den man bei ihr wahrnahm, verrieth ein lebhafte und reichbegabte Seele. An gleichalterigen Spielgenossen fehlte es ihr beinah gänzlich. Dagegen lebte sie in kindlicher Vertraulichkeit mit den Vögeln des Waldes, mit den Blumen der Wiese, mit den Wasserfällen und den Bergen.

Es war eine Freude, sie auf eigene Faust in der Gegend umherschwärmen zu sehen. Mit der Leichtigkeit und der freien Anmuth der Gazelle eilte sie zwischen den Baumstämmen hin, die Klüfte des Berges hinan. Sie

fürchtete keine Gefahr, die ungebahntesten Wege, die unzugänglichsten Dickichte wurden vorzugsweise aufgesucht, mit einer Kraft und einer Geschmeidigkeit, die manchem Jüngling Ehre gemacht haben würde, schwang sie sich lustig wie der Wind die steilsten Klippen hinauf, wo der Adler in sicherer Ruhe sein Nest baute, und über schwindelnde Abgründe hin machte ihr Fuß kühne und sichere Sprünge. In Leopoldinens Busen keimte bei diesen waghalsigen Wanderungen der frischeste Lebensmuth empor. Das Blut floß so leicht in ihren Adern. Die reine Luft, die sie einathmete, erweiterte ihre Brust. Aller krankhafte Naturqualm wurde von den kühlen Morgenwinden verscheucht. Ihre Blicke bekamen Feuer. Ihr Leben erschien ihr so klar, so rein, und mit einer guten Hoffnung und Zuversicht auf die eigene Kraft flogen ihre Gedanken in eine Welt hinaus, die sie noch ganz und gar nicht kannte.

Wenn sie endlich von solchen Streifereien müde wurde, besaß sie unter jedem schattenreichen Baum einen Ruheplatz. Aber vorzugsweise ließ sie sich nach den Mühen der Wanderung an ihrem Lieblingsplätzchen nieder, einer kleinen Klippe mitten in dem wildesten Wasserfall. Hier konnte sie mehrere Stunden in derselben Stellung auf dem weichen Moos ausgestreckt liegen, und Mancher, der sie so betrachtete, glaubte, sie sei auf ihrem gefährlichen Platze eingeschlafen. Aber Leopoldine war dann bloß in die Welt der wachenden Träume versetzt. Die Einsamkeit hatte für sie ihre Leere verloren, man konnte sich zu dem Glauben versucht fühlen, daß sie gleich den Theosophen mit unsichtbaren Geistern Umgang pflege. Wenn es kaum noch möglich war, ihren Schritten nachzukommen, so wurde es wahrlich nicht leichter, ihrer Phantasie zu folgen. Zuweilen erhob sie sich auf eine goldrandige Purpurwolke, welche sie auf einer kleinen Lust- und Luftfahrt zwischen Himmel und Erde einlud. Wie sie umherschwebte in dem unendlichen Raum . . . Sie sah die Heimath des Blitzes und des

Sturmes. Sie besuchte die Regionen, wo die Sterne bei Tag ausruhen, wie Schönheiten nach einem nächtlichen Feste. Und die Sonne war eine Kugel von brennendem Gold; aber jeder Strahl, der hinabfiel, verwandelte sich in eine Blume am Busen der Erde. — Manchmal lauschte sie hinwiederum aufmerksam auf die Gesänge der Vögel, aber diese Gesänge schmeichelten nicht bloß ihrem Ohr mit melodischen Tönen, sie drangen auch tief in ihre Seele und erweckten darin einen harmonischen Wiederklang der Aeolsharfe, die ihr Herz in sich schloß, einer Aeolsharfe, deren Saiten Gefühle waren. Die Töne wurden eine Sprache. Diese Sprache war ohne Worte, ohne Sünde, ohne Lüge, voll von Liebe und Freude. Sie glaubte die Meinung des beflügelten Sängers zu verstehen. Sie labte sein Leben, er freute sich an seinem Glücke. Klagte er einmal, so bekümmerte sie sich mit ihm, und in der Freude wie im Leid ahnte sie mehr als sie begriff. — In andern Augenblicken dagegen war ihre ganze Aufmerksamkeit von dem brausenden Wasserfall gefesselt, der von allen Seiten ihre kleine Insel umgab. Der wilde Streit, das Spiel des Schaumes, das Gemurmel aus der Tiefe riß ihre Phantasie hin und zog sie in eine neue mystische und sagenreiche Wunderwelt. Sie bebte, sie zitterte und hielt sich mit all ihrer Kraft fest an dem Steinblock, auf dem sie ruhte. Je mehr sie ihre Blicke auf das strömende Wasser heftete, um so mehr wurde sie von ihrer Einbildung bethört. Es däuchte sie, als sei sie selbst es, die von ihrer Klippe getragen über die schäumenden Abgründe hinwegeile. Die Wogen winkten mit schneeweißen Händen. Der Wassernix schlug seine Harfe. Tausend Stimmen aus der Tiefe lockten sie mit wunderbarer Macht nach den Muschelgrotten unten. Aber über all diesem Gemurmel hörte sie ernste, feierliche Orgeltöne. In ihnen sprach eine göttliche Warnung, in ihnen verrieth sich eine seufzende Klage vom Himmel über den Unglauben der Menschen. Auch in der Blume mit ihrem

Farbenspiel und ihrem Duft besaß sie eine vertraute liebe Freundin, die ihr manche schöne Sage aus ihrem eigenen Leben erzählte.

So war die Natur für sie ein offenes Buch, worin sie auf jedem Blatt den himmlischen Ursprung des Schönen, seinen Sündenfall und die Gewißheit der Wiedervereinigung in einer Welt von ungestörter Harmonie, sowie die Liebe las, welche die Kraft alles Lebens, die Lösung aller dunkeln Räthsel ausmacht. Johanna war es, die ihr Kind gelehrt hatte, die mystische Chiffer so zu deuten; sie war es, die ihr die Noten zu dieser heiligen Schrift übergab, und sie glaubte Raimund's Mahnung auf seinem Todtenbette: „Oeffne ihre Seele früh für die Schönheit der Kunst," nicht besser erfüllen zu können.

Daß ein Besuch das einförmige Leben im Thal störte, das gehörte zu den Seltenheiten; aber einmal im Jahr, während der schönsten Sommersaison, und zwar so regelmäßig, daß es gewöhnlich an demselben Tage geschah, wurde Johanna von dem eigentlichen Besitzer des Gütchens begrüßt. Dieser, ein Fünfziger, der den Titel Kämmerer führte, war in der nächsten Stadt ansäßig und machte von da aus jährlich zur gleicher Zeit eine Inspektionsreise auf mehreren kleinen Pachthöfen, die er in der Gegend besaß. Er war als ein sehr genauer und ordnungsliebender Geschäftsmann bekannt; viele hielten ihn sogar für geizig und legten ihm seine steife, abgemessene Haltung als Hochmuth aus. Johanna hatte jedoch niemals Ursache gehabt, sich über das Eine oder das Andere zu beklagen. Im Gegentheil hatte er sich schon von ihrer ersten Bekanntschaft an ausnehmend generös und zuvorkommend gegen sie gezeigt. Auch dieses Benehmen wollte man, d. h. die bösen Zungen, eigennützigen Absichten zuschreiben. Man sagte nämlich,

der Kämmerer, der selbst Wittwer war, speculire heimlich darauf, das Herz, oder wenigstens die Hand der schönen, jungen Wittwe zu erobern. Dem sei wie ihm wolle, sie selbst hatte niemals irgend eine Aeußerung von ihm als eine Andeutung auf solche Pläne aufgefaßt, und es wäre wirklich auch für einen kühneren Mann, als der Kämmerer war, schwer gewesen, als Freier bei einer Frau aufzutreten, deren ganzes Wesen so deutlich zu erkennen gab, daß sie mit unerschütterlicher Treue einzig und allein ihren Erinnerungen angehörte.

Auf seinen Reisen brachte der Kämmerer gewöhnlich seinen Pflegsohn mit, einen munteren, lebhaften Jungen.

Einmal, bei einem dieser Besuche, hatte sich der Kämmerer, nachdem er verschiedene Spaziergänge auf den Pachthöfen umher gemacht, Abends wie gewöhnlich in Johanna's Wohnzimmer in einem Lehnstuhle niedergelassen. Es war ein schöner Abend. Ein herrlicher Jasminduft strömte durch die offenen Fenster herein. Die Vögel zwitscherten in den Eichen draußen, und aus der Ferne hörte man das Brausen des Wasserfalls. Ein Gefühl der Zufriedenheit überkam den Kämmerer. Es ist nicht leicht, die Gedanken auszumitteln, die ihn beschäftigten; aber so viel ist sicher, daß es ihm ungemein wohlgefiel auf seinem Platze, als seine Blicke auf der einnehmenden Wirthin ruhten, die sich einige wenige Schritte von seinem Stuhl auf den Sopha gesetzt hatte.

„Meine beste Madame," sagte er mit ungewöhnlich weicher Stimme, „ich wundere mich nicht, daß Sie das Land lieben. Einen Abend wie diesen hier hat keine Stadt zu bieten. Auch ich . . ."

„Sagen Sie das nicht . . . man kann auch in den Städten glücklich sein," unterbrach ihn Johanna.

„Wirklich? — Sie könnten sich also möglicher Weise bewegen lassen, diese gemüthliche Wohnung mit einer andern zu vertauschen, z. B. . . ."

„Z. B. mit dem G r a b e. Ja wohl, ich kann nicht leugnen, daß ich mich nach diesem Zufluchtsorte sehne.

Einmal hatte ich jedoch meinen Gästen etwas Anderes zu bieten, als nur Kummer und Gram. Es war in D, als Raimund noch lebte. Ach, ich wollte, Sie hätten damals mein Hauswesen gesehen.“

Dem Kämmerer gefiel die Antwort ganz und gar nicht. Daß Johanna vom Grabe sprach, das bekümmerte ihn nicht so sehr, denn er erinnerte sich daß seine eigene selige Frau niemals in ihrem Leben so viel von Tod und Begräbniß geredet hatte, als während ihrer Brautzeit; aber der Name Raimund, so wie ihn die Wittwe aussprach, klang in seinen Ohren niemals gut. Wenn er in demselben Ton, wie er angefangen, hätte fortfahren dürfen, so ist es wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er in dieser Stunde den Schleier ein wenig gelüftet haben würde, der seine heimlichen Gefühle umhüllte, denn der Blumenduft und der Vögelgesang machten ihm ungemein warm um's Herz. Aber jetzt hatte dieses „Raimund“ seine Stimmung gänzlich verändert. Er nahm eine gezwungene Haltung an, er kratzte sich hinter dem Ohr und konnte nicht wieder auf den Sprung kommen, wie man zu sagen pflegt.

Nach einer kurzen Pause berührte er einen andern Gegenstand.

„Sie müssen das musikalische Talent meines Pflegesohns kennen lernen,“ sagte er. „Ich habe mit Ihnen schon mehrmals von seinen seltenen Anlagen gesprochen. Dießmal hat er seine Geige mitgenommen, und Sie sollen ihn selbst hören. Maximilian,“ rief er zum Fenster hinaus dem Jungen zu, der im Hofe beschäftigt war, Leopoldine im Stelzengehen zu unterrichten, „Maximilian, komm herein und spiele uns eins Deiner schönen Stücke. Hörst Du, mein lieber Junge, wir erwarten Dich.“

Der junge Herr war mit dem Vorschlag höchst unzufrieden. Nach mehreren erneuten Aufforderungen gehorchte er jedoch endlich, aber mit einer garstigen Grimasse und verschiedene Bemerkungen über unerträglichen

Zwang und dumme Einfälle zwischen den Zähnen murmelnd.

„Ein verwöhntes Kind," sagte der Kämmerer lächend zu Johanna, „aber lebhaft wie Feuer und, auf meine Ehre, ein wahres musikalisches Genie."

Es war eine Schwachheit des Kämmerers, daß er mit seinem Pflegesohn prahlen wollte. Die ungewöhnlichen musikalischen Talente des Jungen und seine frühzeitigen Fortschritte in der Kunst, hatten ihn zu einem der Wunder in der Stadt gemacht. Alle Welt verhätschelte den „kleinen Paganini," und der Kämmerer, der das Vateramt eigentlich nur gegen eine jährliche Baarzahlung übernommen, hatte den Jungen jetzt so liebgewonnen, daß er die ganze Eitelkeit eines wirklichen Vaters hegte.

Als Maximilian seine Geige geholt hatte, trat er mit einer Haltung auf, die einem Concertmeister Ehre gemacht hätte. Seine Geschicklichkeit war unleugbar für seine Jahre erstaunlich.

Rasch und ungezwungen handhabte er seinen Bogen und führte mit Fertigkeit viele schwere Kunstgriffe aus. Dabei war der Ton rein und angenehm. Gleichwohl konnte man bemerken, daß er jetzt mit einer gewissen Gleichgültigkeit spielte, wie wenn er es nicht der Mühe werth gefunden hätte, vor einem so kleinen Publikum sich anzustrengen.

„Nicht wahr," flüsterte der Pflegevater halblaut, „er ist ein wahres Wunderkind, ein kleiner Paganini? Er ist bereits gewöhnt, vor größeren Gesellschaften aufzutreten, und überall wird er mit Lob überhäuft. Uebrigens artet er bloß seinen Eltern nach, denn sein Vater ist ein berühmter Musikus, und die Mutter gehört ebenfalls der Kunst an; sie ist Schauspielerin. Seit meine selige Frau mich verlassen hat, ist dieser Junge meine einzige Freude. Hören Sie, welch' ein Lauf auf der G Saite! und er ist nicht über vierzehn Jahre alt. Vortrefflich! bravo! bravissimo! mein lieber Maximilian!"

Kaum hatte dieser sein Spiel beendigt, so ergriff er Leopoldinen's Hand und sagte vertraulich:

— Laß uns fortspringen, sonst zwingt man mich, noch mehr zu spielen, und das macht mir heute kein Vergnügen.

Nach einigen Augenblicken standen die beiden Flüchtlinge auf der Spitze des nächsten Berges. Maximilian's Blicke befeuerten sich, als er die freie, umfassende Aussicht betrachtete.

— Hier ist es schön," sagte er, „und frei. Es gibt doch nichts Besseres als die Freiheit ... und Du," fügte er gegen Leopoldine gewendet hinzu, „auch Du bist schön."

In demselben Augenblick, wo er diese Worte sprach, umfaßte er ihren Kopf mit beiden Händen und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich glaube, Du hast mich lieb," sagte das Mädchen; „das ist artig von Dir."

„Ja, ich habe Dich lieb," versetzte Maximilian, „aber Du verstehst noch nicht, was ein Kuß besagen will. Siehst Du, weit, weit auf der andern Seite der blauen Wälder dort, da sieht die Welt anders aus, als hier in diesem stillen, einsamen Winkel. Dort lebt man munter und vergnügt, genießt tausend Freuden und erntet Ehre und Ruhm. Bald werde ich groß sein. Dann will auch ich hinaus. Ach, es wird eine herrliche Zeit werden. Wie will ich meine Freiheit genießen, und die ganze Welt will ich zu meinen Füßen zwingen. Aber reich und mächtig werde ich einmal hieher zurückkehren, um Deinetwillen zurückkehren, und dann werde ich Dir sagen, was mein Kuß bedeutete."

„Bleib nicht gar zu lange aus, Maximilian. Auch ich möchte so gerne in die fröhliche, glückliche Welt hinaus kommen; darf ich dann mit Dir gehen?"

„Ja gewiß, wir bleiben dann beisammen in Leben und Tod."

„Und Mama, sie muß auch bei uns sein. Die

arme Mama, ich wünschte so sehr, daß sie auch einmal fröhlich würde.“

„Natürlich, wir werden Alle glücklich werden. Ich werde Dich mit Gold und Perlen schmücken, Du wirst in meinem Schlosse wohnen und in meinen Equipagen fahren. Aber jetzt beneide ich Dich gleichwohl um Etwas. Ach, Du hast eine Mutter. Ich habe weder Vater noch Mutter, die nach mir fragen: nur dieser alte närrische Kämmerer da . . .“

„Ist er denn nicht gut gegen Dich?“

„Gut? Bah, die Güte paßt nur für Weiber . . . Siehst Du die Elster, die dort auf dem Zweige sitzt? Ei der tausend, wie sie dem Kämmerer gleicht mit seinen dünnen Beinen und seinem spitzigen Frackschoß . . . aber Du, Leopoldine, bist eine Taube, bist meine eigene artige, treue Taube. An meiner Seite wirst Du einmal in's Leben hinausfliegen. Wehe Demjenigen, der es wagen sollte, Dich von mir weglocken zu wollen! wehe Dir, wenn Du diesen Verlockungen folgst!“

„Ach nein, ich werde Dich so getreu erwarten . . .

. . . .

Als der Kämmerer im folgenden Sommer wieder kam, war er allein. Maximilian war von seinem rechten Vater abgeholt worden und mit ihm weit hinweg aus dieser Gegend gezogen.

Thränen traten Leopoldinen in die Augen, als sie diese Nachricht erhielt; aber sie dachte bei sich selbst: ich will warten, ich weiß, er kommt gewiß einmal hierher zurück.

Auch der Kämmerer hatte dießmal eine traurige Ueberraschung. Als Johanna ihm entgegen kam, meinte er nur ihren Schatten zu sehen, so bleich, so abgezehrt war sie geworden. Wenn er wirklich einige Hoffnungen für seine Zukunft auf sie gesetzt hatte, so mußten diese jetzt für immer aufgegeben werden, es war ja klar, daß er den Tod selbst zum Nebenbuhler hatte.

III.

Erasmus und sein Haus.

Mein Urtheil ist gefällt. Ich beklage mich nicht.

Talis qualis.

In ihrem Geburtsort, dem Städtchen X, hatte Johanna einen Bruder. Er hieß Erasmus und war viel älter als seine Schwester. Ein so guter und freundlicher, so frommer und stiller Mann wie er ist eine höchst ungewöhnliche Erscheinung. Und wer ist Schuld daran? Ei, die Schuld habt aller Wahrscheinlichkeit nach ihr, meine jungen Damen, denn wenn ihr solchen Charakteren im Allgemeinen mehr Aufmunterung schenktet, so würden sie gewiß nicht so selten sein. Was sein Aeußeres betraf, so besaß Erasmus allerdings keine Schönheit, die ihm selbst oder Andern ein Vergnügen machen konnte. Er war unleugbar sehr häßlich und die lange, schmalbeinige, steife Figur glich einer Hopfenstange, und wenn man die Schläfrigkeit, die auf seinen faden Zügen ruhte, und die Schwerfälligkeit seines ganzen Wesens in Betracht zog, so war es sehr entschuldbar, wenn man ihn auf den ersten Blick für ein wenig einfältig hielt; dagegen war es unverzeihlich, wenn man nicht bald entdeckte, daß ein warmes und grundehrliches Herz in dieser dünnen Brust wohnte. Erasmus war seinen Gefühlen nach Poet und hatte lebhafte Sympathien für alles Schöne. Aber das Schicksal, das vermuthlich einsah, daß unsere Erde bereits Ueberfluß an Schwärmern und Phantasten besitzt, gestattete ihm nicht, sich dem träumerischen Leben hinzugeben, das ihm am meisten behagt haben würde, sondern führte ihn statt dessen auf die praktische Bahn.

Noch als Jüngling wurde er als Buchhalter von

einem Tabaksfabrikanten engagirt, einem der vornehmsten Eigenthümer der Stadt, und durch seine ausgezeichnete Ordnungsliebe, seine ungewöhnliche Solidität und Ehrlichkeit erwarb er sich bald das volle Vertrauen seines Principals. Er wurde diesem zuletzt ganz unentbehrlich. Auf solche Art gewann er die allgemeine Achtung der Geschäftsleute, sowie aller derjenigen, die ihn näher kennen lernten; aber außer dem Comptoir galt er für einen Holzbock. Selten betheiligte er sich auch an den heiteren Zeitvertreiben seiner Altersgenossen, sondern zog es vor, in seinen Freistunden sich allein auf seinem Stübchen damit zu vergnügen, daß er poetische Werke las oder die Flöte blies, welche beide Beschäftigungen ihm die allerliebsten waren.

Nachdem Erasmus schon viele Jahre beinahe auf eigene Faust der Fabrik vorgestanden, starb der Eigenthümer und hinterließ eine Wittwe und zwei Töchter. In Folge des gerechten Vertrauens, das der exemplarische Buchhalter sich erworben hatte, betrachtete man ihn jetzt als ganz unentbehrlich für den Fortbestand der Fabrik, und man machte daher mit ihm den Vertrag, daß er fortwährend auf Rechnung der Familie das Geschäft verwalten solle, das er auch mit allem Eifer betrieb, so daß sowohl Schnupf- als Rauchtabak den bereits erworbenen guten Ruf behielten.

Ungeachtet auf diese Art das schnupfende und rauchende Publikum den Tod des Fabrikanten nicht allzu schwer zu empfinden und die Familie alle Ursache hatte, mit dem fortwährend guten Ertrag zufrieden zu sein, so konnte doch die hinterlassene Wittwe, Frau Regina, sich mit den veränderten Umständen nicht recht befreunden. Es gelang ihr zwar nach einiger Zeit den Kummer zu überwältigen, der beim Hinscheiden des Gatten sich ihres Herzens bemächtigt hatte, aber dennoch fand sie das frühere gemüthliche Leben in ihrem Hause nicht wieder. Beständig fühlte sie sich einsam und mit

Frithiof bekannte sie: Ich bin nicht gewöhnt, mich einsam zu denken.

Der Dahingegangene hinterließ eine Leere, die sich stündlich fühlbar machte und ihr ganz unerträglich war. Das Zimmer, das der Fabrikant bewohnt hatte, erschien ihr wie ein Grabchor; sie wagte kaum hineinzugehen, so unheimlich däuchte es ihr. Beim Mittagessen war Niemand mehr, der über die Gerichte Bemerkungen machte. Es lohnte sich daher kaum der Mühe, das rechte Verhältniß der Gewürze genau zu beobachten oder gegen die Köchin streng zu sein. Niemand handhabte den Fliegenwedel. Die Fliegen setzten sich gleichsam zum Hohn auf Frau Regina's eigenes Näschen, und die holländische Wanduhr, wie manchen Samstagabend blieb sie nicht unaufgezogen stehen ... So verfloß kein Tag, der nicht für die arme Wittwe irgend eine traurige Erinnerung an die allzu früh eingetretene Vacanz mit sich führte, und auch die Nächte waren unruhig. Sie hatte nämlich das altmodische Vorurtheil, an Gespenster zu glauben, und sie fürchtete beständig, ihr seliger Mann könnte einmal zur mitternächtlichen Stunde kommen und sie in die Nase kneipen.

Alle, die Frau Regina kannten, glaubten einen entschiedenen Hang zur Herrschaft bei ihr zu finden, und in Folge dessen bildete man sich ein, daß sie sich als Wittwe ganz ungemein wohl fühlen würde, weil kein Mensch das Recht hätte, ihr in Allem, was die Verwaltung ihres Hauses betraf, die Macht streitig zu machen. Aber dieser Schluß war nicht ganz richtig. Was für ein Vergnügen liegt wohl darin, einen despotischen Scepter zu führen, wenn man Niemand hat, den man unterdrücken und besiegen kann ... Ueberdieß war Frau Regina in der That und Wahrheit nicht herrschsüchtiger, als die Mehrheit der Frauen. Sie glaubte bloß ein Bischen klüger zu sein, als alle Männer der Erde zusammen, und die Klügste hat ja immer Recht. Aber dieser überlegene Verstand, den das

Glück ihr geschenkt hatte, konnte, so schien es ihr, keinen Triumph gewinnen, wenn sie jetzt keinen Mann mehr an ihrer Seite besaß, gerade wie eine Kraft sich nicht entwickeln kann, wenn sie auf keinen Widerstand stößt. Ja, die Gewohnheit ist der Tyrann des Menschen, und es hatte sich jetzt einmal so geschickt, daß von der Ehe ihr das liebe eheliche Gezänke ganz besonders behagte. Kurz und gut, sie vermißte einen Mann, den sie mit ihrem holden Wesen beglücken und mit dem sie sich zanken konnte, einen Mann, dessen Pflicht darin bestände, sowohl das Süße als das Saure in ihrer Gemüthsart und ihrem Leben mit ihr zu theilen.

Nachdem sie zwei Jahre lang die Sache überlegt und dabei auch das Bedürfniß eingesehen hatte, ihren heranwachsenden Töchtern einen Vater zu verschaffen, faßte sie den festen Entschluß noch einmal das Glück Hymens zu kosten, und begann daher, sich heimlich nach einem passenden Gegenstand umzusehen. Ein solcher war nicht überall zu finden; aber eines schönen Tags schoß eine lichte Idee in ihrem Kopfe auf. Sie belächelte jetzt ihre eigene Blindheit, ihre Thorheit, über den Fluß gehen zu wollen, um Wasser zu suchen: In ihrem eigenen Hause fand sich ja eine Person, die ihren Forderungen vollkommen entsprach, nämlich Erasmus, der vortreffliche, eifrige und anspruchslose Buchhalter, er, der durch die Verwaltung ihrer Oekonomie bereits gewissermaßen Mannesstelle bei ihr vertrat. Die Bedenklichkeiten, die sich gegen diesen Vorschlag erheben konnten, schienen ihr alle von geringer Bedeutung zu sein, und mit einem Ton, worin Siegesgewißheit lag, sagte sie zu sich selbst: Es ist also ausgemacht, Erasmus mag in Gottes Namen mein Mann werden.

Der arme Erasmus! Seine Forderungen an's Leben waren nicht groß. Das Ziel, das er erstrebte, beschränkte sich auf einen bescheidenen Unterhalt und Frieden mit allen Menschen. Uneigennützig wollte er seine Kräfte gern in dem Wirkungskreis opfern, den er

als seine irdische Bestimmung zu betrachten gewöhnt war, und wenn seine Phantasie ihm manchmal in einsamen Stunden eine von der Sonne der Liebe beglänzte Zukunft, ein gemüthliches eigenes Heimwesen, verschönt von einem liebenswürdigen Weibchen, vormalte, so scheuchte er doch diese himmlischen Bilder bald wieder von sich. Es wäre gar zu viel für mich, dachte er, und er war zufrieden, wenn seine Geschäfte ihm gestatteten, zuweilen die liebe Flöte in die Hand zu nehmen oder mit irgend einem sentimentalen Autor ein Abendstündchen zu verweinen ... Armer Erasmus, sagte ich, aber ich wollte ihn damit nicht wegen seiner anspruchslosen Wünsche beklagen. Ach nein, diesen müssen wir eher unsere Bewunderung schenken, als Mitleid zollen. Wie viel besser verdiente nicht er ein Glück mit seinen mäßigen Forderungen, als wir Thoren, die wir es nicht verstehen, den Sonnenschein unserer klaren Tage in der Stille zu genießen, und statt dessen bestrebt sind, gleich Phaëton dummdreisten Angedenkens den Sonnenwagen selbst kutschiren zu wollen.

Die Fliege, die in das Netz der Spinne eingeschnürt wird, war nicht schutzloser als der fromme Buchhalter, nachdem er einmal in Frau Regina's Ehepläne gemischt worden war. Ihr kräftiger Wille, ihre Welterfahrung, ihre Klugheit und ihre List gaben ihr Waffen, gegen welche der an Menschenkenntniß und besonders Weiberkenntniß ganz arme Erasmus vollkommen entblößt dastand. Man konnte sagen, daß sein Schicksal in demselben Augenblick entschieden war, wo sie beschlossen hatte, ihn zum Manne zu nehmen.

Ohne im Anfang zu ahnen, um was es sich eigentlich handelte, bemerkte Erasmus mit einiger Verwunderung, daß Frau Regina in ihrem ganzen Benehmen gegen ihn allmälig eine bedeutende Veränderung eintreten ließ. Und als endlich der wahre Sinn dieser Veränderung immer klarer an's Tageslicht trat, da war der gute Mann bereits durch wohlberechnete und

klug wiederholte Erinnerungen von Seiten Frau Regina's dermaßen von Dankbarkeit erfüllt für all' die großen Wohlthaten, die er seit langer, langer Zeit von ihr genossen, daß ihm graute bei dem Gedanken, so viele Güte mit Undank zu belohnen. Noch hörte er jedoch aus der Tiefe seines Herzens eine andere Stimme, die er nicht zum Schweigen bringen konnte. Sie sang so schön von Liebe und häuslichem Behagen. Aber Erasmus hielt es für Starrköpfigkeit, seinen thörichten Träumen irgend Einfluß auf einen Beschluß zu gestatten, welcher das Glück einer andern Person so nahe berührte. Er bildete sich auch ein, daß just Frau Regina es sei, welche das größte Opfer zu bringen gedenke, indem sie ihren geringen Diener als Herrn in ihrem Haus einsetzen, den unbemittelten Buchhalter zu einem vermöglichen Fabrikanten machen wolle. Von einer Bescheidenheit befangen, die wirklich etwas einfältig war, betrachtete er das Anerbieten als das edelmüthigste von der Welt.

Die Angriffe von Seiten Frau Regina's wurden inzwischen immer häufiger und kühner. Eines Tags nahm sie ihre ganze respectable Kraft zu einem entscheidenden Angriff zusammen. Erasmus wurde verlegen, bestürzt, verwirrt. Das Blut stieg ihm in den Kopf. Er wurde von einem Schwindel befallen und wußte nicht mehr, was er sagte oder hörte. Aber als er den Gebrauch seiner Sinne wieder erhielt, da vernahm er, daß Frau Regina seine verlobte Braut war. Kaum hatte er Zeit, sich nach dieser ersten, großen Ueberraschung zu erholen, als er auch schon an der Seite seiner früheren Principalin im Brautstuhle stand und ihr ewige Treue schwor.

Auf diese Art wurde der Buchhalter Erasmus ein verheiratheter Mann und Fabrikant.

Naturen wie er sind selten unglücklich, denn sie besitzen ein entschiedenes Talent, sich zurückzuziehen und nachzugeben; sie haben nicht Haar genug auf den

Zähnen, um sich mit ihrem Schicksal zu schlagen. Frau Regina war übrigens auch keine Frau, die einen Mann durchaus in's Verderben stürzen mußte. Nein, weit entfernt. Was ihr hauptsächlich fehlte, das waren die zarteren, feineren Eigenschaften des Herzens, welche die Alltäglichkeiten des Lebens über das Einfache und Prosaische zu erheben vermögen. Anderson erzählt in einem seiner vortrefflichen Abenteuer von einem Spiegel, den der Teufel eines Tags erfand, als er bei recht gutem Humor war. Dieser Spiegel hatte die Eigenschaft, alles Gute und Schöne, was sich darin abspiegelte, zu verzerren und alles Häßliche und Schlechte noch schlimmer zu machen. Aber als er in seinem Uebermuth so weit ging, einmal die Engel, ja sogar den lieben Gott selbst zum Narren halten zu wollen, da zersprang das künstliche Glas in eine zahllose Menge kleiner Scherben, welche seitdem gleich Sandkörnern in der Welt umherfliegen, und wenn ein Mensch ein solches Korn in die Augen bekommt, so sieht er Alles verkehrt. Etwas Aehnliches muß mit Frau Regina geschehen sein, denn in ihren Augen lag immer ein entstellender Schatten, selbst auf den allerschönsten Seiten des Lebens, und sie sah am liebsten die Kehrseite von Allem. Aber sie hatte auch Tugenden, denen man Werth beilegen mußte; sie war eine fleißige Hausfrau, sie besaß eine unbescholtene Ehrbarkeit, und die Ordnung in einem Hause konnte kein Weib besser aufrecht erhalten als sie. Ordnung allein vermag auch eine Art von Behaglichkeit zu schaffen. Man hörte daher Erasmus niemals über sein Schicksal klagen; wenn ein Hauskreuz seine Schultern drückte, so trug er es mit Geduld. Aber ein so reines und von aller Falschheit freies Gemüth wie das seinige hätte ein noch besseres Loos verdient. Der poetische Grundton in seiner Seele hätte einen harmonischeren Wiederklang, seine edle Weichheit eine holdere Sympathie finden müssen. Jetzt erblaßten allmälig seine schönen Phantasiebilder und die Armuth des Lebens

breitete ihre Eisrinde über sein warmes Herz. Die Flöte lag unberührt in einer Ecke des Schrankes; die Elegien erfreuten ihn nicht mehr. Er fand sich allein und unverstanden, ein Fremdling unter den Seinigen. Mit den Jahren wurde er noch verschlossener, und eine gewisse Grämlichkeit verschleierte seine natürliche Güte. Aber wie gesagt, unglücklich war Erasmus nicht.

So verflossen viele Jahre.

Eines Winterabends (es war jetzt bereits mehr als dreizehn Jahre, seit Johanna Wittwe geworden), saß Frau Regina mit ihren beiden Töchtern — Rosine und Lilia — Rose und Lilie, wie es zuweilen hieß — nach ihrer Gewohnheit fleißig arbeitend in dem sogenannten Alltagszimmer. Sie waren beschäftigt, einen Teppich zu sticken, der in einem großen Nährahmen aufgespannt war. Frau Regina war bedachtsam, das darf man glauben, und sie wollte zu guter Zeit die Aussteuer der Mädchen in Ordnung haben, damit, wenn einmal die Gelegenheit käme, Alles vorbereitet wäre. Diese Aussteuer bildete den Gegenstand ihrer täglichen Gespräche und Ueberlegungen. Man nähte und wob über Hals und Kopf. Wenn ein Mädchen nur eine eheliche Aussteuer hat, so bekommt sie immer einen Mann, das war die ohne Zweifel sehr richtige Ueberzeugung dieser Mutter.

Sowohl die Rose als die Lilie standen jetzt in voller Blüthe. Sie waren zwei große, frische und kräftige Mädchen, nach der Methode erzogen, die es hauptsächlich darauf absieht, tüchtige Hausmütter zu bilden. Sowohl in ihrem Aeußeren, als in ihrem Innern waren sie einander merkwürdig gleich, gerade wie zwei mit demselben Gepräge und aus demselben Metall gestempelte Münzen; und man konnte sich leicht vorstellen, daß ein Freier in große Verlegenheit kommen mußte, bevor er

sich entscheiden konnte, welcher von Beiden er den Vorzug schenken sollte.

Die Arbeit ging rasch von Statten. Die Nadeln flogen geschwind durch die dicke Baumwollenwatte nach den Zeichnungen, die man mit Hülfe einer Theeschale angebracht hatte. Aber daß nicht allein die Finger sich bewegten, sondern auch die Zungen, das versteht sich von selbst; nähen ohne Plaudern ist dasselbe wie marschiren ohne Musik.

Just während man im besten Zuge war, trat Erasmus ein. Er schien diesen Abend gedankenvoller und blässer als gewöhnlich. Ehe er ein einziges Wort hatte sagen können, hatten die schnellen Blicke der Mädchen bereits entdeckt, daß er einen Brief in der Hand hielt. Etwas neugierig riefen sie eine um die andere:

„Ei der Tausend, sieh, Papa hat einen Brief bekommen — von wem mag er sein? was mag er enthalten — vielleicht ist er von ... oder vielleicht von ...“

Dabei warfen die beiden Schwestern einander bedeutsame Blicke zu, die augenscheinlich auf Freiwerbung andeuteten; sie hatten überhaupt große Lust, einander zu necken.

Auch Frau Regina erhob ihre Blicke von der Nähterei.

„Ja wahrhaftig, ein Brief,“ sagte sie und streckte die Hand aus. „Wer schreibt Dir, Erasmus?“

Mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit setzte sich Erasmus auf einen Stuhl und antwortete in weichem und ernstem Tone.

„Ich habe von meiner armen Schwester Johanna einen Brief bekommen.

„So, so, von Johanna,“ sagte Frau Regina mit einem gnädigen Seufzer. Was macht die arme Frau? Vermuthlich geht es ihr schlecht ... was sagt sie wohl von dem Kleid, das ich ihr geschickt habe? Es war wahrhaftig so gut wie ganz neu auf der Kehrseite.“

— Johanna ist krank, fuhr Erasmus fort. Ihre

Brust hat sich in den letzten Monaten so verschlimmert, daß sie es höchst wahrscheinlich nicht mehr lange treibt... Ich will Euch ihren Brief vorlesen.“

Mein lieber Erasmus — so begann dieser Brief — es wird Dir gewiß schwer werden, in diesen mit matter und zitternder Hand niedergeschriebenen Zeilen die Schrift Deiner Schwester wieder zu erkennen, und doch ist es so. Ja, lieber Bruder, der Abend meines Lebens ist bereits gekommen, und es wäre vergebens, wenn ich mich selbst oder Andere mit der Hoffnung auf die Wiederkehr meiner Kräfte täuschen wollte. Meine Tage sind gezählt, ich fühle es; der Tod hat bereits seine Hand an mein Herz gelegt.

Die Zeit ist ein Strom, sagt man. Ja wohl, ein Strom, und wir Menschen sind die Blumen und Bäume, die an seinem Ufer wachsen. Der Lauf des Stromes ist unaufhaltsam, rast- und ruhelos, und ob sein Blick klar oder trüb ist, so liegt doch beständig in seinem Sinn derselbe Hang zur Verheerung. Diese niemals ruhenden Wogen dringen Tag für Tag tiefer unter dem Uferbette ein. Manche Blumen werden schon in ihrer Knospe weggerissen. Die Wurzeln der Bäume werden untergraben, und die Bäume verlieren ihren festen Halt. Immer mehr neigen sie ihre stolzen Kronen gegen ein weit offenes Grab, und endlich bedarf es nur eines schwachen Windhauches, um sie zu fällen, die früher den Kampf gegen den stärksten Sturm aushielten. So ist das Leben. Aber der Strom ist doch nicht gegen uns Alle gleich gewaltsam. Ich erhielt vom Schicksal meinen Platz neben einer stärkeren Strömung; deßhalb waren meiner Tage so wenig, deßhalb ist jetzt die Ewigkeit so nahe. Ach, einst träumte ich vom Leben, zur Zeit, wo ich als Kind umhersprang und in dem Gärtchen unserer Mutter nach Schmetterlingen jagte. Es war ein schöner Traum, denn er war unschuldig. Später kam die Wirklichkeit, und sie trug andere Farben. Aber ich klagte doch nicht über das Loos, das mir beschieden

war. In mir wohnte der feste Glaube, daß der Mensch das Leben erhält, um sterben zu lernen. Und ich mag mich nicht darüber grämen, daß ich früher als die Meisten diese Ueberzeugung gewann. Das Grab ist für mich nicht mehr eine finstere Nacht; es wird durchstrahlt von den hellsten Sternen. Der Tod erscheint mir nicht mehr als ein grauenhaftes Beingerippe; er ist ein milder freundlicher Engel, der mich wieder zu ihm führt, den ich geliebt und beweint habe.

Nur mit einem einzigen Band bin ich noch an die Erde gekettet, und beim Gedanken an die bevorstehende Zerreißung desselben blutet mein Herz — es ist mein Kind, meine Leopoldine! . . . Was soll aus ihr werden? Wer wird sie leiten, wer wird sie lieben? ... Die arme, arme Kleine, an ihren Vater kann sie sich nicht erinnern, und bald wird auch ihre Mutter von ihr scheiden und sie allein lassen, ganz allein in einer fremden, kalten, unfreundlichen Welt. Wie manche bittere Augenblicke stehen ihr nicht bevor! Wie wird nicht ihr Herz klagen, wenn sie findet, daß sie Niemand zum Lieben hat! Wie leer wird ihr nicht das Leben erscheinen, wenn sie sich selbst mit Andern vergleicht, die in einer liebereichen Vaterwohnung aufwachsen! Im Kummer wird sie ohne Trost sein, und im Glück — auch da wird die Sehnsucht ihre Freude verbittern; denn was ist die Freude werth, wenn sie nicht getheilt wird? . . . Ach, Erasmus, Du wirst Dich vielleicht darüber wundern, aber zuweilen empfinde ich ein Verlangen, diesen reinen, unschuldsvollen Engel mit mir in's Grab zu reißen; ich möchte meinen Todesseufzer in ihre junge Brust einhauchen, ich möchte sie von der Erde hinweg nach einer besseren Welt entführen.

Aber nein, sie muß leben. Mögen also bei ihr alle Kräfte der Gesundheit blühen, möge das Glück des Gewissensfriedens niemals ihre Seele verlassen, und möge in ihr die holde Freude meiner eigenen Jugend wieder zum Leben erwachen! Ja, ja, sie muß leben! Auch ich

bin glücklich gewesen, auch ich habe das Leben geliebt. Gott wird seine schützende Hand von meinem Liebling nicht abziehen. Die Stimme einer Mutter hört sie bald nicht mehr; aber eine Mutterliebe stirbt nicht mit dem Leben. Sie wird nicht allein bleiben. Vom Himmel herab werden meine Blicke ihr folgen, mein Geist wird sie leiten, wird sie vor der Gefahr warnen, wird sie im Kampfe schützen und stärken; um ihretwillen werde ich noch auf der andern Seite des Grabes diese Erde lieben, wo sie wandelt.

Und Du, Erasmus, ich weiß, daß ich nicht vergebens zu Deinem Herzen rede, Du wirst hienieden ihre väterliche Stütze werden. Das verwaiste Kind wird in Dir seinen Schützer finden. O sei mild, sei gut, sei immer edel! So wird ihre Bahn hell und leicht werden, ich werde nicht mehr mit meiner Düsterkeit, meinem Kummer Schatten über ihr junges Leben breiten. Die Erinnerung an mich wird ihr mehr Freude schenken, als das, was ich selbst thun konnte, und endlich einmal, wenn auch sie vom Leben gelernt hat, zu sterben, dann werden wir alle wieder dort oben in einer besseren Heimath uns versammeln.

Geliebter Bruder, laß mich noch einmal, das letztemal, Dich wiedersehen! Noch kann ich einige Tage leben, aber zögere nicht zu lange, denn meine Zeit ist kurz. Auf Dich und mein Kind will ich meinen letzten Blick heften, damit meine letzte Erinnerung an die Welt angenehm sein möge; mit noch warmer Hand will ich Leopoldine in Deine Arme legen und mit noch klopfendem Herzen will ich Dich lehren, sie zu lieben.

Liebreich und innig ist mein Abschiedsgruß an Deine Frau. Sie, die selbst Mutter ist, wird leicht verstehen, mit welchen warmen und herzlichen Bitten ich mein Kind auch ihrer Pflege übergebe. Im Himmel wird jede Sorge, jedes zärtliche Gefühl, das sie der Vater- und Mutterlosen weiht, gerechnet werden.

Leb jetzt wohl, lieber Erasmus, möge Gott Dein Haus beschützen!

Dieß ist der letzte Wunsch im letzten Brief von Deiner Schwester

Johanna.

Nachschrift: Zögere nicht lange; ich kann nicht sterben, bevor Du kommst.

Erasmus war sehr gerührt, während er diesen Brief vorlas. Seine Stimme zitterte und Thränen nöthigten ihn mehrmals, abzubrechen. Auch Frau Regina empfand eine zärtliche Theilnahme. Rosina und Lilia schluchzten laut.

„Du reisest also?“ fragte die Frau, ihre Thränen trocknend.

„Ja, schon morgen,“ antwortete Erasmus. „Gott lasse mich nicht zu spät kommen.“

„Wie schön sie schreibt! Mancher Pfarrer könnte sie darum beneiden. Sie ist auch immer eine gute Person gewesen, obschon etwas schwach von Natur. So mitten im Winter zu reisen. Das mag jetzt sehr beschwerlich sein; Du mußt Deinen Wolfspelz mitnehmen.

Der Gedanke an die bevorstehende Fahrt erweckte jetzt wieder Frau Reginens praktischen Verstand. Sie hatte nicht mehr Zeit, sich mit dem Kummer zu beschäftigen, denn sie mußte für den gebührenden Reiseproviant sorgen. Die sterbende Schwägerin wurde über den wollenen Hemden des Mannes vergessen. Nachdem sie auf diese Art wieder in ihre gewöhnliche Stimmung gekommen war, vertiefte sie sich in sehr klugen Betrachtungen über die Zukunft.

„Wie ist das, Erasmus?“ fragte sie; „Deine Schwester hat ja seit vielen Jahren das Recht auf den kleinen Pachthof, den sie bewohnt. Ganz sonderbar ist es doch, daß sie gar nichts von Geschäftssachen erwähnt. Sorge jedenfalls dafür, daß Alles in Ordnung kommt, bevor sie stirbt. Ihr Haus wird gering genug sein, aber wenn man es mit Verstand verkauft, so kann man

doch wohl noch ein kleines Kapital für das Mädchen heraus-scharren. Wenigstens so viel, daß sie sich selbst kleiden kann. Das Essen bekommt sie natürlich frei in unserem Hause und ebenso auch das grüne Dachstübchen. Wenn der selige Raimund sich jemals darauf verstanden hätte, mit dem Geld umzugehen, und wenn er nicht über seinen verrückten Ideen seine hausväterlichen Pflichten vergessen hätte, so könnte seine Tochter jetzt ganz gewiß mit einem schönen Vermögen dasitzen. Das Bischen, was sie erhält, kommt ihr jedenfalls zu Statten, wenn es auch noch so gering ist, und durch vernünftige Haus-haltung kann man vielleicht mit der Zeit etwas zu einer Aussteuer für sie zusammenbringen, wenn sie je einmal in den Fall kommen sollte, einer zu bedürfen, das arme Kind. Ja freilich, das war ein Lärm und ein Wesen mit ihr, als sie auf die Welt kam; ich habe wohl davon erzählen gehört . . . Der Vater malte sie in Oel, als sie kaum eine Woche alt war, und man hielt sie für zu gut, um in einer Wiege zu liegen wie andere Kin-der, sondern sie mußte in einem Wägelchen unter einem seidenen Verdeck schlafen; jetzt ist das ganz an-ders. Ich werde es gewiß an keiner Sorgfalt fehlen lassen, damit kannst Du Johanna trösten. Sage ihr, daß ich ihrem Kind eine Mutter sein, daß ich sie zur Gottesfurcht anhalten und so billig als möglich für sie spinnen und weben lassen werde, so daß sie in der Zu-kunft wenigstens auf etwas rechnen darf, obschon es natürlich im Vergleich mit dem, was meine eigenen Töchter zu erwarten haben, nicht viel sein kann; die meinigen haben aber auch in ihrer Kindheit nicht unter einem seidenen Soufflet geschlafen. Ich hoffe übrigens, daß Leopoldine nicht gar zu viel weder ihrem Vater noch ihrer Mutter gleicht, denn ich will gewiß Niemand etwas Böses nachsagen, aber Mondscheinmenschen sind niemals nach meinem Geschmacke gewesen.

So vergaß sich Frau Regina in tiefsinnigen Be-

trachtungen. Aber der Schmerz wohnte im Herzen ihres Gatten. Er saß gramvoll und grübelnd da und gab gar keine Antwort auf die Plaudereien seiner Frau.

IV.

Die neue Heimath.

Der bessere Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen.
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen.
. . . .
Doch Alles ist so klein, so eng.

Schiller.

Leopoldine, das vater- und mutterlose Mädchen aus dem einsamen Thal, die Freundin der Wälder, der Blumen und Wasserfälle, war bereits über ein Jahr bei ihrem Onkel Erasmus in X. gewesen. Laßt uns einen Blick in ihre neue Heimath werfen.

Die Familie war im Wohnzimmer versammelt. Alle Anordnungen in demselben bezeugten, daß hier eine ebenso vortreffliche Ordnung, wie ein schlechter Geschmack vorherrschte. Die Möbel waren äußerst gut unterhalten, aber unbequem, kantig und hart. Ein großer Spiegel hing zwischen den Fenstern, zum besondern Vergnügen derjenigen, denen der Platz auf dem gegenüberstehenden langen, sehr langen und schmalen Sopha angewiesen wurde. Im Uebrigen zeigte sich allenthalben die strengste Symmetrie; wenn man die blau und weiße ostindische Porzellanurne bemerkte, die mit Dornrosen und Lavendel in der einen Ecke stand, so konnte man seinen Kopf daran setzen, daß in der andern Ecke ebenfalls eine ähnliche, von gleichem Inhalt

duftende Urne stand. Um den Sophatisch saßen Frau Regina, die Mamsellen Rosina und Lilia, sowie ein junger Mann, der Notar Absalon.

Ich bitte um Erlaubniß, einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf diese Person lenken zu dürfen. Der Notar Absalon war ein Mann von schwellender Gesundheit und Jugendkraft, rothwangig und sehr beleibt. Ueber seinem niedrigen Halstuch stachen wenigstens drei üppige Kinnwulste hervor, und die hellen, reichen Locken bildeten um sein Haupt eine gewisse Glorie. Unter den jungen Männern in X. nahm er eine ausgezeichnete Stelle ein. Er that dieß aus dem doppelten Grund, weil er ein elegantes Mitglied der besten Societät des Städtchens und zu gleicher Zeit im Vergleich mit seinen Mitbrüdern in ökonomischer Beziehung wohl rangirt war. Wenn junge Männer sonst ihre Renten berechnen, so verstehen sie gewöhnlich darunter ihre Schulden; Absalon dagegen war, Dank einem kleinen väterlichen Erbe, in der glücklichen Lage, seinen Credit nicht in Anspruch nehmen zu müssen. Im gesellschaftlichen Leben bestach er die jungen Damen durch eine sorgfältig ausgewählte Toilette, ein artiges Benehmen und zuweilen kleine Confektdüten. Geschah es einmal, daß die Eine oder die Andere der kleinen Unschulden klagte, er habe wegen seiner massiven Gestalt etwas schwer gewalzt, oder behauptete, er sei im Allgemeinen zu korpulent, um den ätherischen Idealen eines Mägdleins entsprechen zu können, so bekam sie sogleich von einer verständigen Mutter oder einem klugen Vater die Zurechtweisung: Liebes Kind, er besitzt ja eine Windmühle gleich außen vor dem Zollhaus. Inwiefern eine Windmühle Einfluß auf die Sympathie eines Herzens ausüben kann, will ich ungesagt lassen; aber so viel steht fest, daß Notar Absalon sowohl von den jungen als von den alten Damen sehr gesucht war. Frau Regina besonders interessirte sich höchlich für ihn, und als die umsichtige Mutter zweier heirathsfähigen Töchter ging sie mit

Plänen und Absichten um, welche der Freiheit des jungen Mannes Gefahr drohten. Unleugbar hatte der Notar selbst Veranlassung dazu gegeben, denn er hatte schon lange den beiden Mädchen eine bedeutungsvolle Aufmerksamkeit gewidmet. Ja ganz sicherlich wäre die Sache schon lange gehörig abgemacht gewesen, wenn nicht in Wirklichkeit der Fall eingetreten wäre, den ich schon bei einer früheren Gelegenheit vorausgesagt habe. Absalon war nämlich unschlüssig zwischen den beiden Schwestern stehen geblieben; seine Liebe wollte sich nie fixiren. Sie flatterte wie ein Schmetterling zwischen der Rose und der Lilie; bei Beiden befand er sich wohl; aber da er nun einmal nicht Beide freien konnte, so freite er gar nicht. Frau Regina erwartete indessen tagtäglich eine Erklärung und bemerkte den Windstoß nicht, der in den letzten Zeiten seinen Sinn nach einer ganz neuen Richtung gelenkt hatte.

Die Frauenzimmer waren mit ihren Handarbeiten beschäftigt. Der junge Cavalier hatte nichts Anderes zu thun, als die Conversation im Gange zu erhalten, die Lichter zu putzen und dazwischen hinein seine hübsche seidene Weste hinabzuziehen, die im Augenblick darauf wieder in tausend Falten über den vom Schneider nicht gehörig berücksichtigten Magen hinaufglitt.

Auf dem schmalen Teppich, der sich wie ein Fußweg von der einen Thüre zur andern erstreckte, wandelte, mit den Händen auf dem Rücken, ein langer, trockener und magerer Mann auf und ab. Sein ganzes Aussehen verkündete, daß er gewohnt war, sich auf dem Teppich zu halten. Es war Erasmus. Leicht und lautlos waren seine Tritte. Selten ging ein Wort über seine Lippen, aber sein Blick schien sich gleichsam aufzuklären, so oft er bei dem neuen Wendepunkt der regelmäßigen Promenade sich der nächsten Fensternische zuwandte.

Hier, wohin das Licht vom Sophatisch nur einen matten Schein warf, saß ein schwarzgekleidetes junges

Mädchen. Sie lehnte ihren schönen Kopf auf die rechte Hand und ließ die linke ganz unthätig auf die Seite hinabhängen. Ihre Stellung hatte einen Ausdruck, der ebenso gut Gleichgültigkeit als Kummer bedeuten konnte. Man wußte nicht, welches Gefühl das vorherrschende war. Auch ihr Auge, das dunkel war wie die Nacht, die von funkelnden Sternen durchbrochene Nacht, gab in dieser Beziehung keinen Aufschluß. Es schien beinahe gedankenlos nach dem Dachrande hin zu stieren, und der Strahl, der darin leuchtete, war er der angeborne Glanz der Pupille, war er das Feuer des Gefühls, oder vielleicht eine gebrochene Thräne? Das schwarze Haar war glatt über die Schläfe hinabgekämmt und schlang sich über die Wangen hin, gleichsam um kosend die blassen Rosen derselben zu einem höheren Leben zu erwecken, frisch wie dasjenige, das in dem Purpur der schwellenden Lippen blühte . . . .
. . . .

„Die vornehmste Neuigkeit des Tages,“ erzählte der Notar Absalon, „ist, daß wir in der Stadt einen jungen Künstler erwarten, einen Musikus, der ein Conzert zu geben beabsichtigt.

„Ach, ein Conzert!“ rief Rosina, „ist es auf dem Stadthaus oder vielleicht in der Kirche?“

„Spielt er die Geige oder das Piano, oder bläst er vielleicht Fagott? Ach, Fagott!“ fügte Lilia hinzu.

„Ich habe die Nachricht von dem Redacteur unseres Wochenblattes erhalten, aber so in der Eile, daß ich noch keine näheren Details ausmitteln konnte,“ erklärte der Notar; „ich weiß nicht einmal den Namen des jungen Künstlers, aber er soll sehr geschickt und berühmt sein, und erst neulich hat ihm Seine Hoheit, der Herzog von *** eine Busennadel geschenkt, die hundert Thaler Banko werth ist.“

„Hundert Reichsthaler Banko!“ rief Frau Regina, „so viel ist gewiß wahr, daß die sogenannten klugen Leute heut zu Tage so wenig Verstand haben wie früher

die thörichten. Eine Busennadel, die hundert Reichsthaler Banko kostet, so einem Landstreicher zu schenken, bloß dafür, daß er auf einem Clavier klimpern oder in eine Trompete tuten kann, das ist ja verrückt."

„Das Talent aufzumuntern," wandte Absalon ein, „hat zu allen Zeiten für eine würdige Aufgabe der vornehmeren und reicheren Classen gegolten."

„Das ist eitel Narrheit! Es ist modern geworden, der Kunst zu huldigen, und deßhalb wird unser ganzes Land von nichts als Kunst überschwemmt. Es gehört zum guten Ton, das Theater fleißiger zu besuchen als die Kirche. Musikanten, Seiltänzern, Taschenspielern opfert man den letzten Heller, um hernach mit seiner superfeinen Bildung prahlen zu können; aber das Gebührliche, das Anständige vergißt man, bloß um dem großen Haufen weiß zu machen, daß man wirklich etwas verstehe, was kein Mensch begreifen kann. Ich erinnere mich noch, wie man sich just in unserem Städtchen vor ein paar Jahren geberdete, als die ausgeschrieene Sängerin da war, nun, wie hieß sie doch?"

„Madame Tremolando."

„Ja, ganz richtig, Madame Tramolinder. Sie gab ihr Conzert in der großen Kirche selbst und stand so schamlos da und sang ungöttliche Opernmelodien mitten vor dem Altar. Ohne alle weibliche Bescheidenheit überschrie sie die ganze Stadtmusik, und unsere jungen Herren, nein, das vergesse ich nie, die sprangen auf den Kirchhof hinaus und pflückten Blumen, welche sie dann unter Händeklatschen, Gestampfe und Geschrei dem garstigen Ding zu Füßen warfen. Ich sagte auch zu meinem Mann, der im Kirchenrath sitzt, es sei einfältig vom Kirchenrath, einen solchen Auftritt zu erlauben; sagte ich nicht so, Erasmus?"

„Man kann aber das nicht leugnen, daß Madame Tremolando eine Stimme hatte, die durch Mark und Bein drang, und unter solchen Umständen dürfte man wohl nicht allzu streng sein, wenn der Enthusiasmus über-

hand nimmt und das Gefühl den Verstand überstimmt. Jedenfalls ist die Eingebung des Augenblicks oft weit erhebender als alle Vorurtheile.

An dem Ton, womit der Notar diese Aeußerung that, hörte man deutlich, daß er nicht ohne einige Bangigkeit eine so entschiedene Opposition gegen Frau Regina wagte. Aber er hatte seine Gründe, warum er sowohl Muth als Geschmack zeigen wollte.

Nachdem Frau Regina mit einem ihr eigenthümlichen verächtlichen Schnauben ihrem Verdruß Luft gemacht hatte, sagte sie mit einer gewissen feierlichen Ruhe:

„Wenn ich Ihre reinen Sitten und Ihren achtungswerthen Charakter nicht so genau kennen würde, Herr Notar, so würde die Aeußerung, die Sie so eben thaten, mir wegen des intimeren Verhältnisses, das zwischen Ihnen und meiner Familie vorherrscht, große Besorgnisse einflößen."

„Madame, ich wage es zu behaupten, daß Sie mich mißverstanden haben!"

„Ich kann Sie wenigstens versichern, daß meine Mädchen Sie gar nicht verstanden haben. Sie werden mit Gottes Hülfe niemals ihren Verstand durch ihre Gefühle übertäuben lassen, und den Enthusiasmus habe ich ihnen ausgetrieben, als sie noch klein waren. Glauben Sie mir, die Menschheit wäre siebenmal glücklicher, wenn man sich nicht von romantischen Grillen hätte irre führen lassen, und die Kunst, die Sie jetzt so eifrig vertheidigen, was ist sie denn anders, als der Samen zu solchem Unkraut? Bedenken Sie, wenn Sie einmal eine solche romantische Seele heirathen müßten, wie Sie selbst so plötzlich eine geworden sind. Gott bewahre mich vor einem solchen Hauswesen. Schmutziger Boden, zerlumpte Kinder, angebrannte Speisen; das ist die Poesie im Alltagsleben."

„Aber wollen Sie denn alle Poesie, alle Talente von dem häuslichen Leben verbannen, z. B. die Musik?"

„Nun ja, ich gestehe allerdings, daß die Musik in unsern Tagen Etwas ist, was zur guten Erziehung der Kinder aus den besseren Häusern gehört, obschon ich selbst für meinen Theil mein ganzes Leben, wie ich hoffe, ziemlich tadellos hingebracht habe, ohne daß ich in der Pension singen und spielen lernte, ja nicht einmal so viel, wie jetzt jedes einfache Schulkind kann. Man macht jetzt andere Ansprüche an die Jugend als damals, und eine verständige Mutter muß sich theilweise nach dem allgemeinen Brauch richten. Meine beiden Mädchen, an deren Erziehung man, Gott sei Dank, nicht zu sparen brauchte, sind daher auch alle zwei in das Musikinstitut gegangen und haben so gut wie irgend eine Andere das Recht, sich unter den harmonischen Freunden breit zu machen, Rosina spielt recht artig Weber's letzten Gedanken mit Variationen, und Lilia hat eine starke Stimme, eine ganz unvergleichliche Brust. Ein Fortepiano aus Mahagoniholz habe ich ihnen auch angeschafft und Noten, die ungeheures Geld kosteten. Solche Dinge dürfen allerdings sein, das weiß ich wohl. Aber wenn es mit Verstand und Maaß geschieht, so kann es als eine unschuldige Sache betrachtet werden, und was meine Mädchen betrifft, so hoffe ich, daß sie einmal untadelhaft die Bestimmung des Weibes erfüllen werden.“

„Aber die Bestimmung des Künstlers, Madame?“

„Sie ist nichts Anderes, als ein Suchen nach Glück und Abenteuern. Ich kann mich nie damit versöhnen, daß die Leute all ihren Verstand darüber verlieren, wenn sie einige unnatürlich hohe Töne oder künstliche Triller zu hören bekommen. Welche Narrheiten berichten nicht die Zeitungen aus unserer Hauptstadt. Bald ist es ein Geiger, bald ein Tänzerin, bald eine Actrice, die alle Köpfe so verrückt und eine Verehrung findet, die man nur mit dem heidnischen Götzendienste vergleichen kann. Man gibt einer Sängerin doppelt so viel Besoldung als einem Bischof; man faßt sie in Gold und Juwelen ein,

man streut Blumen zu ihren Füßen, man spannt die Pferde von ihrem Wagen aus und zieht sie im Triumph, wie man es früher mit großen Königen machte. Ist dieß auch Vernunft, können Menschen mit gesundem Verstand sich dazu hergeben? Bedenken Sie, Herr Absalon, daß das, was Sie der Kunst huldigen zu nennen belieben, sehr häufig offenbar nur ein Kissen ist, das man dem Laster unterbreitet, und ein solches Benehmen ist nicht bloß unverständig, sondern auch gottlos."

Der junge Notar hatte, wie gesagt, die Absicht, diesen Abend um jeden Preis großartig mit seinem Heldenmuth und seinem Gefühl zu imponiren. Er nahm noch einmal seinen Muth zusammen und wagte eine neue Einwendung, während er wiederum seine unverbesserliche Weste hinabzog.

„Ich möchte glauben, sagte er, daß man die Sache von einer ganz andern Seite aus betrachten muß. Die allgemeine Aufklärung und Bildung, die unserm Zeitalter angehört, hat die Sinne für die erhabenen Genüsse der Kunst geöffnet. Die Macht der Kunst, Madame, ist göttlich; sie reißt uns hin, sie erhebt uns, sie entrückt uns ..."

„Sie verrückt uns," fiel Frau Regina verächtlich ein.

„Ja die Kunst, die Kunst, die Kunst! ..." fuhr der Notar sehr eifrig fort, aber ohne daß er Gedanken oder Worte finden konnte.

„Ja die Kunst," bemerkte Frau Regina, „nur Kunst, und keine Moral, das ist die Bildung des Zeitalters; es ist allerdings künstlich, ein Instrument spielen und nach Noten singen zu können, aber es ist auch eine Kunst sechzehnschüssigen Drillich zu weben. Diejenige Person, die das Erste kann, mag in ihrem Wandel so verächtlich sein, wie sie nur will, man erhebt sie zu den Wolken und verschwendet alle Schätze der Welt an sie; derjenigen aber, die sich mit dem Letztern beschäftigt, gibt man, und wäre sie ein Muster von Tugend, kaum das täg-

liche Brod. Das ist die Gerechtigkeit der Welt, und dennoch sprechen Sie von Bildung und Aufklärung. Aufklärung, es ist doch gar zu närrisch; ich möchte doch wissen, wie man durch Musik aufgeklärt wird; oder sagen Sie mir, wer arbeitet am Meisten für die Aufklärung, derjenige, der Klavier spielt, oder derjenige, der Lichter zieht?"

„Liebe Regina," sagte Erasmus, in seinem Spaziergange einhaltend, „Du gehst zu weit, wenn Du einen Künstler mit einem einfachen Handwerker vergleichen willst."

„So, so," erwiederte die Frau, „auch Du willst die Narrheit in Schutz nehmen. Nun ja, es ist wahr, Du hast in Deiner Jugend auch Flöte geblasen. Es ist sehr Schade, daß Du damit aufgehört hast, denn Du würdest ganz gewiß als Flötenbläser der Welt nützlicher geworden sein als jetzt, wo Du bloß unserer großen Fabrik vorstehst."

Erasmus antwortete nur mit einem Kopfschütteln und ging zu dem oben erwähnten Mädchen in der Fensternische vor. Freundlich legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte in mildem Ton:

„Meine liebe Leopoldine, laß Dein Träumen und sage mir, was Du von dem Ursprung und Leben der Kunst denkst."

Bei diesen Worten schien Leopoldine aus einem Schlummer zu erwachen. Sie richtete sich auf. Ihre schlanke Gestalt nahm eine edle Haltung an und das Feuer der Schwärmerei strahlte aus ihren Blicken. Es schien, als wollte sie aus der Tiefe ihres Herzens die Antwort auf die vorgelegte Frage holen. Von da ging auch der Enthusiasmus aus, dem sie sich hingab, und wie bei Allen denen, welche das wunderbare Vermögen einer wahren Inspiration besitzen, war es jetzt einzig und allein die Kraft des Gefühles, was die Gedanken belebte.

„Ursprung und Leben der Kunst?" wieder-

holte sie langsam und fuhr dann mit klarer, klangvoller Stimme also fort:

„Mild und warm, wie die Liebe einer Mutter, schien die Sonne über die Haine des Paradieses. Es war eine Welt voll der reinsten Harmonie. Der Mensch, die Thiere, die Blumen, die ganze Natur; Alles war ein inniger, vertraulicher Geschwisterbund, und keine Sünde hatte sich zwischen Gott und seine Schöpfung gestellt. Es gab keine Zwietracht, es gab keinen Haß, kein Unglück. Alles war eins, die Einheit war Wahrheit, die Wahrheit Liebe.

Da stieg aus der Tiefe der Erde ein finsterer Geist auf. Er schüttelte Staub über die Seele des Menschen: sie trübte sich. Er hauchte auf die Blumen: sie wurden weniger schön. Er streckte seine Flügel wie eine Mauer zwischen Himmel und Erde aus. Die Nacht lagerte sich jetzt nicht allein auf Berg und Thal, sie drang tief in das Wesen der Geschöpfe ein. Die Harmonie war gestört, das geschwisterliche Band zerrissen. Die Schöpfung war nicht mehr ein vereinigtes Ganzes, und die Kette war zerrissen; das eine Glied getrennt von dem andern.

Als nun der erste Seufzer von einer gefallenen Welt in die Glückseligkeit des Himmels drang, da weinten alle Engel. Aber Gott sagte: Ich liebe die Welt noch. Ich strecke die Arme der Gnade aus gegen die Kinder der Sünde und verstoße sie nicht in ihrer Noth. Seht, jede Thräne, die ihr für eure gefallenen Geschwister vergießet, wird für sie ein Segen werden, ein Keim, aus welchem ich die herrlichsten Blumen aufsprießen lassen will. So werden sie zu ihrem Trost und zu ihrer Erlösung das heilige Feuer der Liebe besitzen und Funken des Genius werden ihnen in der Nacht manches Licht anzünden. Das Gefühl des Schönen werde ich in die innerste Seele des Menschen legen, und deßhalb wird ihm niemals, wenn er nur in seine eigene Tiefe eindringen will, das Vermögen fehlen, die Erinnerungen aus einer besseren Zeit zu verstehen, wovon die Natur

ewig ein unveränderliches Gepräge tragen solle. Diese Erinnerungen werden in der Kunst wieder Form und Leben gewinnen. In der Welt der Kunst wird der Mensch in holdem Entzücken noch einmal mit euch, seinen Freunden über den Wolken, ungestörten Umgang genießen und sein trauriges Loos in der Zeit vergessen über dem Gefühl ihres hohen Ursprungs, ihrer himmlischen Hoffnung.

„Dieß ist der Ursprung der Kunst. Mit dem Genius der Kunst senden die Engel gleichzeitig ihre Grüße herab, und jeder solche Gruß, der rein und wahr ein Herz erreicht, erweckt darin Gefühle frisch wie Frühlingswind, Gefühle, welche die beklommene Brust erweitern und den Geist frei jubelnd über das Dunkel und die Qualen der Erde sich erheben lassen.

„Was ist nun das Leben der Kunst? — O, es gibt kein schöneres; es ist ein Sonnenleben. Strahlend ist ihre Bahn, hell und segensreich ihr Geschenk an die Welt. — Grübelnd und düster wacht die Wissenschaft bei ihrer matten Lampe, sucht die Geheimnisse des Lebens in ihren kochenden Tiegeln und mißt die Welt mit dem Winkelmaß. Berechnungen werden auf Berechnungen gethürmt, und der kühne Koloß erweckt die Bewunderung und das Erstaunen der Menschen. Aber wie dreist er auch seine Spitze gegen den Himmel erheben mag, es gibt dennoch keine Grenze, über die er nicht aufsteigen wird. Er kann nur deuten gegen einen Himmel, dem er niemals sich nähern wird. Aber der Genius der Kunst vergißt den Weg nach seiner rechten Heimath nicht. Auf starken Schwingen fliegt er hinauf und wird Dein holder Begleiter nach höheren Regionen. So ist das Gesetz: die Wissenschaft, deren Grundlage der Staub ist, erhebt sich von unten nach oben, aber die Kunst, die Göttergeborne, senkt sich von oben nach unten; vereinigt umfassen sie Himmel und Erde.

„Derjenige, der beständig seinen eigenen Verstand

als sein höchstes Gesetz gelten läßt, der beschneidet selbst die Flügel seiner Seele und macht seine Welt zu einem kleinen, engen Käfig. Er verschließt sein Ohr für den Gruß der Engel und sucht dadurch Ruhe zu gewinnen, daß er sein Gefühl erfrieren läßt. Die Kunst will er nicht begreifen; denn er beschuldigt sie, daß sie die Sinne über die Grenzen des Verstandes hinausführe; aber er bedenkt nicht, daß sie uns bloß über dieselben erhebt, ohne uns jemals unter sie hinab sinken zu lassen.

„Glücklich, tausendmal glücklich dagegen derjenige, in dessen Seele ein Funke vom heiligen Feuer der Kunst niedergelegt ist! Für ihn scheint die Sonne klarer, für ihn duftet die Rose lieblicher. Er hat schon hier in der Zeit einen Schlüssel zu dem Gefängnißgewölbe des Lebens gefunden. Groß und herrlich ist sein Beruf auf Erden. Er hat die Fackel des Lichtes und den Balsam des Trostes in seiner Hand. Er ist der Dolmetsch des Friedens und der Versöhnung, der Apostel der Liebe — er ist glücklich, glückselig!“

Während sie so sprach, verlor Leopoldine immer mehr das Bewußtsein ihres Platzes und ihrer Umgebung. Ihr Entzücken war vollkommen. Die Erde wich, so schien es ihr, unter ihren Füßen, und der Himmel öffnete sich vor ihren Blicken. Lieblich erwuchsen die Rosen der Wange, hoch gingen die Wogen des Busens. Es schien, als wäre die Scheidewand zwischen der reinen Jungfrau und einem verklärten Engel gänzlich verschwunden.

Inzwischen saßen Frau Regina, ihre Töchter und der Notar noch immer am Sophatisch, waren aber vor Staunen wie aus den Wolken gefallen. Halb bewundernd, halb erschrocken begafften sie Leopoldine und fanden in dieser ganzen Scene etwas Tollhäuslerisches; denn für diejenigen, die gewohnt sind, immer in Prosa zu denken, kann es kaum etwas Närrischeres geben, als einen poetischen Gedanken. Sogar Absolon, der kaum noch beschuldigt worden war, eine poetische Seele zu

sein, wußte nicht, was er von der Extase des jungen Mädchens denken sollte.

Aber bei Erasmus hatte die warme Inspiration eine angenehmere Einwirkung. Er fand sein Herz getroffen. Leopoldinens Worte erinnerten ihn an die schwärmerischen Träume seiner eigenen Jugend und erweckten in ihm ein Gefühl, ähnlich demjenigen, das einen Flüchtling überkommt, wenn in fremdem Lande holde, heimathliche Töne seinem Ohre nahen. Gerührt betrachtete er seinen Liebling mit Bewunderung und Entzücken.

Die übernatürlichen Kräfte, die Leopoldine belebt hatten, entschwanden schnell, als sie verstummt war. Müde sank sie auf einen Stuhl nieder und weinte leise.

Erasmus eilte auf sie zu, umfaßte ihren Kopf mit seinen Händen und drückte ihn mit väterlicher Zärtlichkeit an seine Brust. Als sie ruhiger geworden war, führte er sie in's äußere Zimmer hinaus, und von da hörte man bald eine milde, klagende Musik. Es war Leopoldine, die sich an's Piano gesetzt hatte. Sie fand hierin nicht zum ersten Mal eine liebliche Ruhe für ihre aufgeregte Seele. Wenn ich für diese Musik ein Bild sagen sollte, so wäre es das nach einem Sturme noch fortdauernde Wogen des Meeres. In feierlicher Ruhe rollte Woge um Woge ihre einförmige Bahn. Der Sturm hatte ausgetobt, aber seufzend brachen sich die Wellen am Strand, und in jedem dieser Seufzer lag eine wehmüthige Klage, eine stille Bitte um Frieden und Ruhe.

Frau Regina hatte sich inzwischen von ihrer stummen Verwunderung erholt und ließ sich jetzt mit einem großen Mienenspiel folgendermaßen aus:

„Barmherziger Himmel, was soll aus dem Mädchen werden! — Was für einen Spektakel richtet sie nicht in unserm Hause an! — Das ist ihr Vater, der hier wiederkehrt, und auch ein Bischen die Mutter; so Etwas habe ich meiner Lebtage noch nie gesehen. Schickt es sich auch für ein ehrbares Mädchen, wie ein Reichs-

tagsmann aufzutreten und solche ausschweifende Reden von Schöpfung, Kunst und Natur zu führen! Ach, ich habe es lange geahnt, daß es mit ihr nicht ganz richtig stehe. Sie hat immer etwas so Besonderes in den Augen und gleicht den andern jungen Mädchen so wenig; aber das konnte ich doch nicht ahnen, daß die Narrheit so bald ausbrechen würde. Jetzt, Erasmus, hast Du uns etwas Schönes angerichtet. Du wirst jetzt sehen, wie es geht, wenn Du Deinem eigenen Kopfe folgst; ich wasche meine Hände, denn ich bin unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Vom ersten Augenblick an, wo Leopoldine in unser Haus kam, sagte ich, daß es mit ihr närrisch kommen würde, wenn ich nicht mit harter Hand sie anfasse und ihr gesunde Vernunft einpräge. Ich kannte das Kräutchen, ich. Aber da behauptete Erasmus, so Etwas dürfe nie geschehen, man müsse ihre Anlagen sich frei entwickeln lassen, und so durfte sie bloß lesen und musiciren, statt wie meine Mädchen zu nähen und sich mit der Haushaltung zu beschäftigen. Jetzt ist die Sache fertig, dächte ich, jetzt sind die Anlagen entwickelt. Hört nur, was für Wiegenlieder sie da draußen singt und spielt, wie wenn sie gar nichts Besseres gelernt hätte. Gott steh' uns bei!"

„Leopoldine ist sonst so gut und bescheiden," wandte Mamsell Rosina ein. „Man hat ihr nie vorwerfen können, daß sie zu viel gesprochen habe; es sind ja sogar mehrere Tage vorübergegangen, ohne daß sie nur ein einziges Wort sagte. Aber siehst Du, Mama, ich glaube, daß sie nicht vollkommen erwacht war. Sicherlich hatte sie in ihrer Ecke dort geschlafen und dann nur im Traume gesprochen. Man hat genug Beispiele von solchen Dingen."

„Nein, mein Kind," antwortete Frau Regina mit traurigem Kopfschütteln, „das Mädchen war immer wach genug. Ueberdieß ist es nicht das erste Mal, daß ich sie so faseln höre. Wir Alle wissen, daß ihr vornehmstes Vergnügen, seit sie hierher kam, darin bestanden

hat, Graf B's großes Landgut gerade vor der Stadt zu besuchen, dort in der großen Galerie umherzuwandeln, die Gemälde und Statuen anzugaffen. Erasmus, der immer schwach für ihre Launen war, hat sie auch oft dahin begleitet. Einmal fiel es auch mir ein, ihnen auf einer dieser Promenaden Gesellschaft zu leisten. Als ich nun so da herum ging und mich unter den kostbaren Sammlungen umsah, hörte ich auf einmal Leopoldinens Stimme. Ich glaubte, sie spräche mit einer fremden Person, und näherte mich dem Platze, wo sie stand; denkt Euch meine Verwunderung, als ich sie ganz allein mit ausgestreckten Armen, auf diese Art, vor einer Statue stehen sah, die einen auf einem Felsen sitzenden Schäferjungen vorstellte. Ich hörte sie das Marmorbild anreden, wie wenn es ein lebendiges Wesen wäre. Sie nannte den Schäferjungen ihren geliebten Bruder, erinnerte ihn an die Heimath ihrer Kindheit, mit ihren Bergen und Wasserfällen, erzählte Geschichten von den Blumen auf den Wiesen und den Wolken am Himmel und dergleichen Narrheiten. Endlich begann sie von ihrer seligen Mutter zu sprechen und bat in ihrem Namen den Bruder, das steinerne Bild, er möchte ihr, der Schwester, seine eigene Ruhe, seine eigene Klarheit verleihen. Während sie so bat, fiel sie auf die Kniee nieder und begann zu weinen. Jetzt, dachte ich, könnte es genug sein. Ich nahm sie beim Arm, hob sie vom Boden auf und stellte ihr ganz ernsthaft vor, wie unschicklich es für sie sei, noch in ihrem sechzehnten Jahre mit solchen Marmorpuppen zu spielen, welche der ungezogene Bildhauer in Bezug auf Garderobe so schlecht ausgestattet hatte, daß er ihnen auch nicht einmal ein ganz kleines Schürzchen gab. Leopoldine antwortete mir nicht; aber als wir das Zimmer verließen, sah ich, wie sie verstohlen ihrem Bruder, dem Sansculott, zunickte. — Seit diesem Tag bin ich um das arme Mädchen immer bange gewesen. Gleichwohl habe ich noch Besserung ge-

hofft. Aber jetzt ist alle meine Hoffnung dahin, und darüber kann sich wohl Niemand mehr wundern.“

„Nehmen Sie die Sache nicht so traurig auf, meine beste Madame,“ sagte der Notar Absalon.

„Wie so? was ist Ihre Meinung?“

„Nun, so viel ist unläugbar, daß Mamsell Leopoldine ein sehr ungewöhnliches junges Frauenzimmer ist; aber ihr ungewöhnliches Wesen ist gar zu interessant, und ich würde mich sehr täuschen, wenn sie nicht eine reichbegabte, geniale Seele besäße. Manche große Genies haben Uebergangsperioden gehabt, wo sie sich der Menge dunkel und unklar zeigten.“

„Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie sich wirklich sehr täuschen,“ erwiederte Frau Regina etwas schroff, „und es ist sehr verdrießlich hören zu müssen, daß Sie, ein Freund unseres Hauses, ein so großes Unglück interessant finden können. Im Uebrigen mögen Sie das Mädchen immerhin hochbegabt und genial nennen, aber ich wünschte nichts sehnlicher, als daß ich eine gewöhnliche, ganz einfach vernünftige Person aus ihr machen könnte. Ja, Gott gebe, daß das, was Sie ihr Genie zu nennen belieben, sich auf irgend eine Weise heilen lasse. Ich will wenigstens versuchen, was ein Vomitiv ausrichten kann ... Ach, ach, wir leben in einer betrübten Zeit. Es ist sehr Schade um Euch, meine Kinder, daß ihr Euch nicht auch durch solche Narrheiten interessant machen könnt. Immer fleißig und gesetzt seine Aussteuer in Ordnung zu bringen, das ist Etwas gar zu Kluges, um geistreich zu sein. Eine höchst betrübte Zeit! . .
. . . .

Während das Gespräch auf solche Art fortging, ertönte vom äußern Zimmer her fortwährend die einfache, wehmüthige Musik. So dringt oft ein Ton von Poesie mitten durch das Gegacker der Kleinlichkeitsgeister durch, aber der Ton verklingt wie die Stimme in der Wüste, und eine taube Menschheit klagt darüber, daß das Leben trocken und prosaisch sei.

Jeden Abend, nachdem die Familie soupirt hatte, pflegte Erasmus einen Besuch in dem grünen Dachstübchen zu machen, das Leopoldine bewohnte. Hier und in diesen Stunden war die innige Vertraulichkeit geschlossen worden, die ihn mit seiner Mündel verband. Wir wissen, daß der Grundton, der im tiefen Herzen des frommen Mannes wohnte, im Familienkreis keinen harmonischen Gegenklang fand, und daß er schon seit langer Zeit sich gewöhnt hatte, jede Aeußerung seines innersten Wesens zurückzudrängen. Seine wahre Natur hatte er beherrscht und alle Ansprüche aufgegeben, hier im Leben einmal recht verstanden zu werden. Unbeschreiblich war daher sein Glück, als er jetzt in seinen alten Tagen in Leopoldine ein Wesen nach seinem Sinn fand, ein Menschenkind, das er lieben konnte. Leopoldinen's tiefer Kummer um ihre Mutter, ihre weiche, schwärmerische, poetische Gemüthsart gewann ihr das ganze Herz ihres Oheims. Mit größerer Bestimmtheit, als er je bei anderen Gelegenheiten gezeigt hatte, widersetzte er sich sämmtlichen Versuchen Frau Regina's, die Leitung der Erziehung des jungen Mädchens an sich zu reißen. Erasmus umfaßte seinen Liebling mit einer beinahe kindlichen Zärtlichkeit, und es war nicht ganz unbegründet, wenn die kluge Frau ihm eine übertriebene Schwachheit vorwarf.

„Mein lieber Mann,“ sagte sie oft, „Du mußt Dir wirklich einbilden, daß Deine Nichte eine Rose sei, welche verwelke, wenn man sie nur anhauche.“

So war es auch. Erasmus fürchtete, seine schöne Rose könnte Schaden leiden in der kühlen Temperatur, in welche sie versetzt worden war, und darum war er unermüdlich, sie zu pflegen.

Auch am heutigen Abend stattete Erasmus seinen Besuch bei Leopoldine ab. Er fand sie muthlos und betrübt.

„Verscheuche Deine Düsterkeit, mein liebes Mädchen,“ sagte er mild, indem er seine Hand auf ihr gesenktes

Haupt legte. „Werde fröhlich und munter. Bedenke, daß die Jugend ein Schatz ist, der sich bald vergeudet, und hüte Dich vor krankhaften Phantasien.“

„Ach, mein Vater,“ antwortete Leopoldine klagend, „je mehr ich in die Tiefe meines eigenen Wesens zu blicken versuche, um so mehr fürchte ich, daß die Freude, die früher so gern darin wohnte, schon jetzt und für immer daraus entflohen sei. Es lebt in mir eine Unruhe, die ich nicht beschreiben kann. Tausend verschiedene Gefühle erheben auf einmal ihre Stimme und zerreißen gleichsam mein armes Herz. Ueber meiner Seele ruht ein Dunkel, das ich nicht zu verscheuchen vermag, vielleicht wird einmal eine schreckliche Nacht des Wahnsinns daraus entstehen ... O, gib mir Ruhe, gib mir Licht.“

„Bete zu Gott, mein Kind. Von ihm kommt alles Licht, aller Friede, und sein Erbarmen ist ohne Ende.“

„Aber auch in diesen Stunden des Gebetes tobt die Unruhe in meiner Brust. Es ist mir, als ob ich die lieblichen Antworten nicht mehr zu deuten verstände, die jedem betenden Herzen von der Höhe zugesandt werden ... und gleichwohl ist es meiner Mutter milde Stimme, die zu mir spricht. Diese Stimme mahnt mich, vorwärts zu gehen, aber auf einem Weg, der mir durch einen undurchdringlichen Nebel verhüllt ist. Manchmal, wenn die Strahlen einer himmlischen Sonne diese Hülle durchbrechen, sehe ich in der Ferne, weit, weit weg den Strand einer verlockenden, zauberischen Insel. Dorthin, dorthin, nach diesem herrlichen Lande sehnt sich mein Herz, und dorthin strebt meine Seele; aber ihre Flügel sind so matt, das Meer ist so öde, und ich kenne den Weg nicht, der dahin führt. — Ist es wohl der friedliche Hafen des Todes, wohin ich verlange? O, wie gerne möchte ich nicht in's Grab, an den ruhigen Busen meiner Mutter sinken! ... Aber jetzt erhebt sich in meiner Seele wieder eine Kraft, deren Sinn ich nicht begreife, und die Stimme von oben gebietet mir, zu

leben. Du sollst leben, leben! tönt es in meinen Ohren unter dem Geräusche des Tags, in der Stille der Nacht. Benütze die Gaben, die Dir verliehen worden sind, mahnt diese Stimme. Erwache aus Deiner Betäubung. Begreife Gottes Absicht mit Deinem Leben. Pflege den Funken, der in Dir lebt; kämpfe und siege, dann erst erwartet Dich die Palme des Friedens, die das Grab beschattet ... Ach ja, ich will leben, aber wo, wo finde ich das lösende Wort für den Zauber, der mich bindet? wo, wo braust die Woge, die meiner Seele brennenden Durst löschen wird?

Erasmus war tief bewegt. Er erkannte klar sein gänzliches Unvermögen, die Anlagen des ungewöhnlichen Mädchens auf ihren rechten Weg zu führen, und er empfand einen bitteren Schmerz bei dem Gedanken, daß er, der für ihren Frieden so gerne seinen eigenen geopfert hätte, jetzt keine trostreiche Antwort auf ihre Fragen, kein Licht für das Dunkel ihrer Seele zu geben vermochte. Er litt von seiner eigenen Armuth und es schien ihm, als ob die Liebe, die er dem Kinde schenkte, das ihn seinen Vater nannte, eine werthlose Gabe wäre. Stumm drückte er ihre Hand zwischen den seinigen.

Leopoldine fuhr fort:

„Das Leben, mein Vater, was ist wohl das Leben? ... Als ich dort in dem stillen Thal meiner Mutter wohnte, da erwachten zuweilen so wunderliche Gedanken in mir, wenn man mir von der Welt, der großen, großen Welt erzählte. Ich fand dann mein blühendes Thal so eingeschlossen, so eng, und ich sprang auf die höchsten Spitzen der Berge, um dort einen freieren Raum für meine spähenden Blicke zu gewinnen. Wenn ich dann über Wälder, über Höhen und Thäler wegsah und den bläulichen Rand fern am Horizont entdeckte, da dachte ich: dort, dort ist die Welt, dort ist das Leben; und ich lauschte so aufmerksam, um einen einzigen Ton von dorther zu erhaschen. Aber wenn dann

nur das Getöne der Axt des Holzhauers im Walde oder das Gekreisch eines Raubvogels, oder das Gebelle eines Hundes mein Ohr erreichte, da setzte ich mich auf den Fels nieder und ließ mich von meiner Phantasie nach der unbekannten Ferne hintragen. Jetzt sah ich in meinen Träumen die Welt, o welch' herrliche Erscheinung! ... Was ich sah, war ein großes, ehrfurchtgebietendes Ganze. Millionen Leben strebten nach demselben Ziel, nach der Vollkommenheit. Klar schien die Sonne über diese Welt und streute in reichem Maaße ihr Gold aus. Wohl gab es auch dort Schatten, finstere, düstere Schatten, aber es war doch immer ein Schatten von etwas Großem. Das Gute und das Böse kämpften hier auf Leben und Tod. Es war eine Freude den Kampf zu schauen. Der edle Heldenmuth führte ritterlich sein scharfes Schwert, und derjenige, der von den vergifteten Pfeilen der Bosheit fiel, fiel wie ein Mann. Die Leidenschaften des Lebens waren tief und mächtig. Die Liebe und der Haß, die Wahrheit und die Lüge traten gegen einander auf, und die Erde färbte sich von Blut; Alles Blut war warm, und die Erde war stolz auf ihre Kinder, sie war stolz im Bewußtsein, von einem mächtigen Geschlechte betreten zu werden. In der Klage des Kummers wie im Jubel des Glückes that sich immer die Stimme der Wahrheit kund. Die Rosen des Vergnügens dufteten frisch und die Freude tanzte ohne Zwang. Der Mann mit seiner überlegenen Kraft kämpfte gewaltig gegen die Stürme der Zeit ... Das Weib mit ihrem weichen Herzen brachte die Botschaft des Friedens und der Versöhnung: die Milde besaß Kraft, die Kraft Milde.

„Wann ich dieses Schauspiel erblickte, erweiterte sich meine Seele, und mein Herz schwoll. Ich streckte meine Arme aus und rief entzückt: Ich will hinaus, ich will dorthin, ich liebe dich, Welt! ... Ja, ich liebte die Welt, denn sie war groß, und ich betete zu Gott, daß

er mich den Kampf des Lebens von Angesicht zu Angesicht schauen lasse.

„Der Tod legte seine Hand auf meiner Mutter warmes Herz und verjagte mich von der ruhigen Heimath meiner Kindheit. Ich kam in die Welt hinaus — was sage ich? — die Welt? — O nein, so klein kann meine große Welt nicht sein ... Ist es wohl doch so? diese Wesen, die nur von einem halbwachen Egoismus geleitet werden, die, statt sich zu ihrem himmlischen Urbild zu erheben, sich hinabsenken und kriechen wie die Würmer im Staube; diese Wesen, die in den geistlosesten Grundsätzen ihre Seelen zusammenkrümmen und ihre Herzen unter der Centnerlast elender Vorurtheile zermalmen; diese Pygmäen, sind das Menschen? ... Dieses Spiel lumpiger Interessen, dieser Mückentanz, dieser Kampf mit Stecknadeln, ist das Leben? ... Und dieser eingeklemmte Kreis, zu eng für das Gute sowohl als für das Böse, ist das die Welt? ... Solche Gedanken sind es, die mich bedrücken. Aus Barmherzigkeit schaffe mir Luft, laß mich einen einzigen frischen Athemzug thun, wie früher auf den Bergen, die das Thal meiner Mutter umkränzten. Hier ist kein Raum, weder für das Gefühl, noch für den Gedanken. Jeder Traum von einem besseren Leben fällt todt zur Erde, wie ein Vogel, der sich am Gitter seines Käfigs den Kopf eingestoßen hat ... O, mein Vater, wie kann Gott so groß sein, wenn die Welt so klein, die Menschen so winzig sind?“

„Mein geliebtes Mädchen, Deine Klage zermalmt mich; Du leidest und ich vermag Dir keinen Trost zu schenken. Armes Kind, wie schwach ist nicht Deine einzige Stütze! ... Jede Thräne aus Deinem Auge fällt wie ein Vorwurf auf mein Herz; aber weine jedenfalls, weine Deinen Schmerz aus an meiner Brust.“

Der Kummer ihres Oheims schlug eine neue Saite in Leopoldinen's Brust an. Sie trocknete ihre Thränen und versuchte zu lächeln.

„Nein, ich will nicht mehr weinen," sagte sie mit Selbstbeherrschung. „Nur die Schwachheit weint, und ich bin nicht schwach, ich darf es nicht sein. Undankbar vergesse ich in meinem weichlichen Schmerz das Gute, das ich besitze. Ach, ich habe ja ein elterliches Haus dort oben über den Wolken, und eines hier unten bei Dir, mein väterlicher Freund, und dennoch klage ich! ... Ich will diese Welt ebenso lieb haben, wie ich es früher in meinen Träumen that. Diese Menschen, die ich nicht verstehe, und die ich so mißachtete, sie sind ja alle meine Geschwister und vielleicht unglücklicher, als ich. Wie schön, eine einzige Freude über ihr betrübtes Leben ausbreiten zu können! O mein Gott, Du wirst mir die Kraft nicht versagen, mich selbst zu begreifen und diesen Andern nützlich zu werden. Ich fühle es in meinem Innern, der Mensch kann weit kommen, wenn er nur einmal seinen Weg gefunden hat. Ich will ihn ohne Rast und Ruhe suchen. Es wird allmälig klar werden vor meinem Blick, und inzwischen will ich die Welt lieben, will sie so lieben wie sie ist."

„Dank, Leopoldine, Dank für diese Worte! Dein Muth ist größer als mein eigener."

„Ja, laß uns wieder fröhlich werden. Ich bin noch jung, aber wenn die Zeit meine Kräfte gereift hat, dann wird Vieles gut werden, was jetzt düster und drohend erscheint. Ich bin so wenig daran gewöhnt, die Räthsel des Lebens zu lösen, deßhalb strauchle ich bei der ersten Frage ... Ja, so ist's. — Gute Nacht. — Laß Dich durch meine kindischen Bekümmernisse nicht in Deiner Ruhe stören."

Noch einmal küßte Erasmus die weiße Stirne seines Lieblings, ehe er ihn verließ.

V.

Der Virtuos.

Wohl ist die ganze Reise ja
Ein Jubel und Victoria.
Er braucht für Nichts zu sorgen,
Was kümmert ihn das Morgen!

Nicander.

„Ja, mein lieber Herr Sekretär, ich kann wohl sagen, daß es hier recht angenehm ist.“

„Nun, erzähle, erzähle, sag' schnell, was Du weißt.“

So lautete der Anfang eines Gesprächs, das im Corridor des Wirthshauses in X. zwischen der Kellnerin, der blühenden Jungfrau Ulla, und einem kleinen, schielenden Herrn, dem Redacteur des städtischen Wochenblattes, geführt wurde.

Die Fortsetzung lautete also:

„Ach, ich bin ganz entzückt, das dürfen Sie glauben, Herr Sekretär.“

„Schon gut, lege aber Deinen Gefühlen jetzt Fesseln an, mein schönes Kind. — Bedenke, daß die Zeitung um sechs Uhr in die Presse muß. Der erwartete Virtuos ist also angekommen?“

„Er ist vor einer Stunde angekommen, und mein' Seel', ich habe noch nie einen schöneren Herrn gesehen. Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, lieber Herr Sekretär . . . der Wirth, der seine dummen Illusionen hat, bildete sich ein, es sei ein ganz gewöhnlicher Musikant, der kommen würde, und er hatte befohlen, ihm das Zimmer Nr. 7 anzuweisen. — Sie kennen doch Nr. 7 mit seinem Zeltbett und seinen drei hinkenden Stühlen? — Das ist ein Zimmer für Poeten, pflegt der Wirth zu sagen, aber sehen Sie, dießmal wurde es nichts aus der Poesie. Blitzschnell kam eine große Equipage die Straße herauf gefahren und machte vor dem

Hause Halt. Der Wirth sprang vom Mittagessen auf und auf die Treppe hinaus, denn er meinte, es sei wenigstens ein Landrichter, der angefahren komme. Aus dem Wagen sprang jetzt ein junger Herr heraus; aber mein Gott, wie schön war dieser Herr! und dann wie artig, o, so artig und nett. Sie dürfen mir's glauben, Herr Sekretär, bei dem ersten Blick, den der holde Junge mir schenkte, war es mir zu Muthe, als ob man mir einen ganzen Stecknadelbrief in's Herz steckte. Ach, man kann nichts dafür, daß man eine gefühlvolle Natur bekommen hat ... Der Wirth machte große Augen, als er hörte, daß der neuangekommene Herr mit der vornehmen Haltung just derselbe Musikant war, den er mir nichts dir nichts auf Nr. 7 hatte schicken wollen. Jetzt begann er, zu rufen: Ulla, tummle Dich, öffne Nr. 1! Swen, trag' die Sachen des Herrn hinauf. Kellner, der Herr hat Durst und will Selterserwasser und Champagner; sputen Sie sich! ... Nr. 1 wurde schnell in Ordnung gebracht, und als der reisende Herr hinaufkam, war er ganz zufrieden. Mit seiner Hand, die so fein ist wie die Hand eines Hoffräuleins, tätschelte er mich ganz artig unter das Kinn. Ja, das war ein Gefühl, Sie dürfen mir's glauben, Herr Sekretär. Gott weiß, wie oft man mich schon getätschelt hat, aber dieß war etwas ganz Anderes."

„Schön, mein Kind. Es ist für mich sehr interessant, zu erfahren, daß Herr Maximilian in seinem eigenen Wagen fährt, daß er Champagner und Selterserwasser trinkt und vermöglich aussieht. Er muß also, das steht jetzt außer allem Zweifel, wirklich ein sehr großes Talent sein ... Ein Publicist hat einen heiligen Beruf, er muß vor allen Dingen gewissenhaft und gerecht sein. In unseren Tagen beurtheilt man den Werth eines Künstlers am sichersten nach seinen ökonomischen Verhältnissen. Ein Künstler, der Hunger leidet und zu Fuß geht, ist ohne allen Werth. Die Mittelmäßigkeit fährt auf Bauerwagen. Aber der vollendete Artist hält

seine eigene Equipage und trinkt Champagner und Selterserwasser. Herr Maximilian ist gewiß ein Künstler ersten Rangs; es wird mir Vergnügen machen, sein Programm zu drucken."

„Swen trug ein großes Futteral hinauf, das entweder eine Geige oder eine Guitarre enthielt. Denken Sie nur, wenn es eine Guitarre wäre! Für ein gefühlvolles Herz gibt es wahrlich nichts Gefährlicheres, als einen schönen Mann, der Guitarre spielt."

„Herr Maximilian ist Violinist und zwar ein sehr bedeutender Violinist. Ich habe von ihm außerordentlich viel gelesen und gehört, obschon es mir zum großen Theil wieder entfallen ist. Es ist auch ganz unmöglich, über alle großen Männer unserer Tage ein genaues Buch zu führen."

Der Redacteur hatte inzwischen seine Schreibtafel herausgezogen und zeichnete jetzt folgende Notiz hinein.

„Der berühmte Violinist, Herr Maximilian, ist in unserer Stadt angekommen. Der Ruf von seinem vollendeten Talent ist ihm vorausgeflogen, und wir erwarten mit Ungeduld eine Gelegenheit, nähere Bekanntschaft mit demselben zu machen. Geschmeichelt von dem Besuch, heißen wir Herrn Maximilian dahier willkommen."

„So, so," fuhr er mündlich fort, „das mag dießmal genug sein. Wir hätten allerdings eine nähere Analyse seiner Künstlerschaft geben können, aber er hat uns seine Aufwartung noch nicht gemacht. Man muß seine Stellung festhalten und seine Protection nicht allzu liberal verschwenden . . . Weißt Du sonst nichts Neues?"

„Ach, ich bekümmere mich in der ganzen Welt um nichts Anderes, als um den lieben Herrn Maximilian."

„Du läßest also den neuen Ankömmling Deine alten Freunde ganz ausstechen. Bedenke, daß Du Mitarbeiterin der Redaction bist, ihr kleines Anhängsel, ha, ha, ha."

„Keine Chikanen, wenn ich bitten darf. So etwas lasse ich mir nicht gefallen."

„Entzückende Ulla!“

„Haben Sie die Güte und lassen Sie mich in Ruhe.“

Ein Ruf vom Wirth störte jetzt das unschuldige Gespräch. Der Redacteur eilte in seine Druckerei und Jungfer Ulla in's Schenkzimmer.

Wir begeben uns nach Nr. 1.

In einen Schlafrock von hellgrauem Sammt gehüllt und mit einer rothen griechischen Mütze auf dem Kopf, hatte der berühmte Virtuos sich bequem in eine Sophaecke gesetzt und rauchte eine köstliche Manilla-Cigarre.

Herr Maximilian war unstreitig, wie die gefühlvolle Jungfer Ulla bereits bezeugt hat, ein außerordentlich schöner junger Mann. Sein Gesicht, das von einem weichen, dunkelbraunen, über die Ohren hinabfallenden Haar umschlossen wurde, trug in seinen edeln Zügen einen sehr lebhaften Ausdruck. Die wohlproportionirte senkrechte Stirne war nur unbedeutend gefurcht, aber blendend weiß. Die großen Augen, deren gemischte Farbe man über dem Feuer, das aus ihren Tiefen strahlte, übersah, blickten mit schnellen Bewegungen unter den scharfgezeichneten Wimpern hervor. Diese Blicke hatten unleugbar eine gefährliche Zauberkraft, aber für den ruhigen Beobachter besaßen sie etwas mehr Unbegreifliches als Seelenvolles. Wo hatte sich wohl das Feuer entzündet, das in diesen Blicken flammte? . . . Hier fand sich der matte Mondschein der Schwärmerei, die Sonnenstrahlen des Genies, die Blitze freudiger Lebendigkeit vor; hier fand sich auch die Gluth der Wollust, der Sinnlichkeit und der Leidenschaft. Dieselbe Mannigfaltigkeit zeigte sich auch in dem beweglichen Mienenspiel und um die frischen wohlgebildeten Lippen, die schwach von einem feinen Schnurrbart beschattet waren. Eine beinahe weibliche Weichheit, die sich in etwas schlaffen Linien an den Mundwinkeln ausdrückte, fand ihren Gegensatz in der kühn geformten Unterlippe, aber

in dem Grübchen mitten auf derselben hatte die Schalkhaftigkeit ihr festes Quartier aufgeschlagen. Ein starker gekräuselter Bart bedeckte das ganze Kinn. Die Wangen erschienen zwar sehr blaß, aber noch hatten sie sowohl in Form als Farbe etwas von der unersetzlichen Frische der Jugend bewahrt, und die matte Röthe verlieh ihnen eine interessante Anmuth.

Maximilian saß, wie gesagt, jetzt in der Sophaecke und rauchte seine Manilla-Cigarre. In glücklicher Selbstzufriedenheit blies er zwischen den beinahe geschlossenen Lippen leichte, halbblaue Rauchwirbel aus, auf eine Art, die den eleganten Raucher verrieth, und dabei trommelte er mit seiner außerordentlich feinen und weißen Hand eine muntere Melodie auf dem Teppich.

Nachdem er eine Zeit lang so verblieben, richtete er sich auf und begann eine Wendung im Zimmer auf und ab. Die Haltung des jungen Mannes war geschmackvoll und zwanglos. Seine schlanke hohe Gestalt besaß mehr Geschmeidigkeit als Kraft, und wenn seine Bewegungen theilweise gleichgültig waren, so wurde dieß durch eine natürliche Grazie wieder aufgewogen. Mit leichten, elastischen Schritten maß er die Dielen des Bodens. Man hätte von seinem Gang sagen können, er sei unbedachtsam, und im Allgemeinen verkündete seine ganze Manier einen Libertin von gutem Ton, was gewöhnlich einen Mann bedeutet, der sich in reichlichem Maaße das Entzücken der Frauen und den Neid der Jünglinge zuzieht, den aber verständige Leute niemals überschätzen.

Als Maximilian zu rauchen aufgehört hatte, zog er sein Reiseportefeuille hervor, setzte sich an einen Tisch und schrieb Folgendes an seinen Freund:

„Mein lieber Ernst!

„Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, jetzt, nach mehrmonatlicher Trennung, an Dich zu schreiben, just weil Du einer von denjenigen warst, die diese meine Kunstreise am meisten mißbilligten, und weil Du beim

Abschied so bedächtig Dein kluges Haupt schütteltest. Ich will wahrlich jetzt nicht den Glanz meines Triumphes durch Reflexionen erhöhen, die für Dein gutes Urtheil demüthigend ausfallen könnten; aber ich will auch ebenso wenig meine Freude darüber verleugnen, daß ich wenigstens ein einzigesmal Beweise von einem Scharfsinn gegeben habe, den Du mir immer abstreiten wolltest.

„Ja, was meinst Du wohl davon, daß ich, nachdem ich so lange Zeit die arme Gans gewesen, über welche Du und meine andern hochbegabten Freunde ganze Fluthen der wasserklarsten Moral ausgegossen, jetzt im Sinne habe, ganz sans façon selbst den Katheder zu besteigen, um davon herunter meinerseits eine erbauliche Moralpredigt zu halten . . . und zwar gilt sie Dir, Bruder Ernst!

„Ich will Dich vollständig überraschen durch meine unaussprechliche und, ich hoffe, für Dich kaum begreifliche Weisheit. Gib jetzt Acht!

„Junger Mann! Seit dem Augenblick, da der Engel mit dem flammenden Schwert auf allergnädigsten Befehl unsere Urväter aus dem herrlichen Paradies jagte, hat das Menschengeschlecht eine Manier gehabt, das Leben durch Kunst zu verschönern. Statt die einfachen Wahrheiten der Natur durch Sympathie und Instinkt zu erfassen, hat man sein Hirn damit gequält, Wissenschaften zu etabliren. Die arme Natur hat man zerpflückt, zerrissen, zerkocht und dann auf den Grund der Entdeckung, die man gewonnen zu haben glaubte, spitzfindige Berechnungen aufgebaut, neue Systeme geordnet und Gesetze festgestellt. In seiner Eigenliebe hat Mancher sich eingebildet, daß der todte Text, den man auf solche Art an eine lebendige Natur geflickt, von weit höherem Werth sei, als die Natur selbst. Man hat es mit der Schöpfung Gottes gemacht, wie gewisse Musici mit der Geige: nämlich man hat sie in Stücke zerschlagen, und nachdem die Stücke wieder zusammengeleimt waren, hat man einen reinen Ton zu finden geglaubt. So ist es

im äußeren Leben gegangen und so auch im innern. Mit der Pincette und dem Secirmesser ist man in die Menschenseele eingedrungen, in dem Gehirn hat man Organe für das Gute sowohl als das Böse aufgesucht, und das Herz, von welchem die Poeten so viele schöne Dinge geschwatzt haben, zeigt sich, wie die Anatomen deutlich beweisen, als nichts Anderes, denn eine sinnreiche kleine Pumpmaschine. Darauf hat man jetzt tiefsinnige Theorien gegründet, Religionen gebildet, Regeln für das Sein, das Wissen und das Handeln geschaffen; man hat Sittenlehre und Moralphilosophie gebildet, man hat den Weg zur Glückseligkeit ausgesteckt, wie man einen Fahrweg über das Eis absteckt. Aus dem Menschengeschlecht hat man auf diese Art ein Heer nach dem kaiserlich russischen Muster bilden wollen, um mit diesem in geschlossenen ordentlichen Gliedern, mit gestreckten Fußspitzen, Bauch hinein und Brust heraus, den Himmel zu stürmen. Wenn jetzt ein armer Rekrut einen Augenblick die reglementarische Haltung versäumt und sich erbieten würde, seinen Weg auf eine für seine eigenen individuellen Beine bequemere Weise zu marschiren, so würde er sogleich ein Gegenstand der schärfsten Zurechtweisung werden und übel angeschrieben sein bei Jedem, wer ein Stückchen von der regelrechten Richtschnur in der Hand zu haben glaubt.

„Mit allem dem hat man jedoch eine Wissenschaft und Kunst übersehen, die nach meinem Dafürhalten die allervornehmste ist, nämlich die Kunst, sich durch das Alltagsleben fortzuhelfen. Gott gnade uns vor unsern Philosophen und Moralisten! Ich glaube, daß sie sammt und sonders, ja auch die sogenannten Praktiker, sich sehr stark an das festgehalten haben, was sein sollte, und gar zu wenig an das, was wirklich ist. Obschon man auf seinem Zimmer sitzen und Karten von der ganzen Welt zeichnen kann, geschieht es vielleicht, daß man, wenn man einmal zu seiner Thüre hinauskommt, den Weg in's nächste Dorf nicht aufzufinden weiß. Selbst Sokra-

tes, der weltberühmte Begründer der Moralphilosophie, und der sich so viel mit dem höchsten Gut beschäftigte, war ja im praktischen Leben ein solcher Stümper, daß er sich von seiner eigenen Frau Schläge und Grobheiten gefallen lassen mußte.

„Es ist meine vollkommene Ueberzeugung, daß Du, lieber Ernst, eine nicht unbedeutende Aehnlichkeit mit diesem großen Weisen Griechenlands besitzest. Gleich ihm bist Du voll von Maximen und Tugend; gleich ihm hast auch Du Deine Xantippe, die Dich bedrückt. Das ist die Armuth. Du hast Geduld bis zum Ueberfluß, aber für Dein weltliches Glück möchte ich nicht zwei Stüber geben. Deine Tage theilst Du zwischen dem Studium und Lectionen, die Du zu geben hast. Jeden Abend und halbe Nächte lang sitzest Du im Orchester. Deine Diät ist mager und Dein Logis ein elendes Dachstübchen. Wie Schade, daß mein Vater Dich nicht kennen gelernt hat, Du würdest ihn entzücken! . . . Aber ich, mein Freund, denke ganz anders. Ich habe es fest herausgetüpfelt, daß Du einen Fehler hast, einen wesentlichen, einen großen Fehler, und ich will Dir aufrichtig sagen, in was er besteht. Ja, glaube mir, Du bist allzu vernünftig; siehe, das ist das Ganze. Wenn ich daher Dich ganz freundlich bitte, Deine Vernunft gefangen zu nehmen, so meine ich damit, daß Du sie nicht gänzlich sollst überhand nehmen lassen. Verstehst Du mich?

Wenn ich, Dein unwürdiger Bruder in Apollo, Deine wohlgemeinten Rathschläge befolgt hätte, wie würde es dann mit mir ausgesehen haben? Hu, mich schaudert bei dem Gedanken an das Schicksal, das mich dann erwartet hätte! . . . Aber, Gott sei Dank, ich widerstand der Verführung, ich liebte die Freude, wollte gut gekleidet sein, gut leben und mitunter ein schönes Mädchen küssen. Du bliebst auf Deinem Dachstübchen, und so trennten sich unsere Wege. Ich habe schon früher einmal eine solche Trennung erlebt; das war, als ich

meinen Vater verließ. Auch er wollte mich zu einem Märtyrer der Kunst machen, er wollte nicht verstehen, daß das Blut in den Adern des Jünglings anders wallt, als in denen eines Greises. Ich habe niemals einen Zwang ertragen können. Ich liebe die Freiheit mit Leidenschaft, und diese Liebe ist vielleicht ein Erbtheil meiner Mutter, denn meine Mutter ist, wie Du weißt, ein sehr freies Weib. Meinetwegen kann sich, wer will, in den Käfig einschließen, aber ich liebe mehr das Leben des freien Vogels; gleich ihm und nicht anders will ich Musikus sein. Ueber unsere kleinen Jugendsünden wird, denke ich, der liebe Gott keine so genaue Rechenschaft verlangen, und von allen Gewissensqualen fürchte ich keine so sehr, als diejenige, die man in alten Tagen empfinden müßte, wenn die Fluthen der Freude verronnen wären, ohne daß man von dem berauschenden Getränke genossen hätte, während es uns noch zu Gebot stand . . . Nie habe ich ein so freies Leben geführt wie jetzt, und nie bin ich glücklicher gewesen.

Ich gab mein erstes Conzert in V. Es lief nichts weniger als gut ab. Ich war noch zu schüchtern und ängstlich; auch fehlte es mir an aller Routine auf meiner neuen Bahn. In den Arrangements beging ich viele Fehler, immer einer größer als der andere; ich kündigte nur eine musikalische Soiree an und miethete einen kleinen, unansehnlichen, schlecht beleuchteten Salon. Mein Programm war ebenfalls sehr schlecht berechnet. Allerdings prunkten darauf glänzende Namen, wie Mozart, Beethoven, aber ich hatte nicht eine einzige Nummer von dem modernen pikanten Schlag, der mir eigentlich angehört, und der seit einiger Zeit bei dem Gefühle des Publikums Anklang findet. Die Folge war ganz natürlich die, daß mein Auditorium nicht mehr als zwanzig Personen betrug, größtentheils alte, schwerhörige Leute. Ich verlor sogleich den Muth und trat mit beklommenem Herzen auf. Während mein Bogen von den Classikern in Anspruch genommen war, beschäftigten sich

meine Gedanken mit Berechnungen über meinen Verlust am Abend. Der Ertrag der verkauften Billette deckte nicht einmal die Kosten der Beleuchtung, und doch war es so finster im Zimmer, daß ich kaum die Noten sehen konnte. In demselben Maße, wie mein Gemüth herabgestimmt wurde, verstimmte sich auch mein Geist. Ich spielte elend, und von meinen Zuhörern vernahm ich nicht ein einziges aufmunterndes Beifallszeichen. Einer von den zwanzig alten Männern schlug allerdings just bei einem meiner mißlungenen Sätze die Hände zusammen, aber er wurde sogleich von den andern neunzehn zum Schweigen gebracht und entschuldigte sich dann damit, daß er nur eine Mücke gefangen habe. Von B. reiste ich nach R. Hier waren die Conjunkturen für mein Auftreten so schlecht, daß ich mir mein Conzert gänzlich aus dem Sinne schlug. Da ich inzwischen für meinen Aufenthalt Geld brauchte, so mußte ich meinen Stolz überwinden und mit einem der Caffetiers der Stadt einen Vertrag eingehen, daß ich gegen eine lumpige Summe jeden Abend in einem ihm gehörigen Gartensaal spielen wolle. Hier saß ich armer Tropf jetzt lange Abende hindurch, halb schlafend bei meiner Geige. Ich war entmuthigt, im höchsten Grad unzufrieden mit meiner Stellung, worüber sich auch Niemand wundern kann. Der Verdruß über mein Mißgeschick machte mich so böse, daß ich anfing, alle Menschen als meine Feinde zu betrachten, und meine einzige Freude bestand darin, alle diejenigen, die in meine Nähe kamen, mit den teuflischsten Tönen, die ich hervorlocken konnte, quälen zu dürfen. Mein Bogen wurde für mich jetzt nur eine Waffe zu meiner Rache, und ich spielte so, daß man glauben konnte, Satan selbst wohne heulend und zähneknirschend in meiner Violine, und seine verdammte Seele sei es, die in den Tönen meiner Saiten spreche. Man bekümmerte sich jedoch nicht viel darum, sondern trank in guter Ruhe seinen Punsch oder aß sein

Eis. Es ist unglaublich, wie viel musikalischen Unfug die Menschen heut zu Tag ertragen können.

Eines Abends, just als ich mit der Ausübung meiner gräulichen musikalischen Rache im besten Zuge war, trat eine Gesellschaft von etlichen Damen und Herren in den Saal und setzte sich an einen kleinen Tisch ganz in der Nähe meiner Ecke. Ich betrachtete sie mit derselben Erbitterung wie alle Andern. Ohne Schonung für ihre armen Ohren exequirte ich eine infernalische Passage nach der andern, und ich glaube, es wäre schwer zu entscheiden, ob die Töne mehr dem Gepfeife der Knute in der Luft, oder dem Geheul des blutenden Sklaven glichen. Aber daß sie abscheulich waren, das ist sicher. Während einer Pause hörte ich eine wohlklingende, angenehme Frauenstimme rufen: Diese garstige Musik macht mich krank.

Schön, dachte ich und setzte meinen Bogen mit neuer Eile in Bewegung, während ich nach dem Tischchen hinblickte, von wo die Stimme kam. Die Dame, welche die für mich so schmeichelhafte Aeußerung gethan hatte, saß mit dem Rücken gegen mich. Als ich sie näher betrachtete, fand ich, daß sie eine unvergleichlich schöne Figur war. Ihr Wuchs war schlank und rund; selbst der Rücken, im Allgemeinen die schwächste Partie unserer Schönheiten, besaß eine graziöse Biegung und verrieth eine bezaubernde Geschmeidigkeit. Der Kopf wurde von einem geschmackvollen Hut verborgen, aber die Bewegungen waren lebhaft und anmuthsvoll. Alles trug dazu bei, meine Neugierde zu reizen, und ich nahm mir vor, sie zu einer Frontveränderung zu zwingen.

Ich bot jetzt alle meine Mittel auf, um meinem Spiel Kraft zu geben. Mit rasender Wildheit sprangen die Töne gleich losgelassenen pfeifenden und heulenden Winden hervor und schwangen sich um einander presto prestissimo, im tollsten Spiel, einem Spiel, das an den rasenden Tempeltanz berauschter Derwische erinnerte ... Die schön gewachsene Dame behielt noch immer

ihre alte Stellung. Ich machte noch einen Versuch; ich reproducirte mit meinem wilden Bogen das Geschrei der wilden Thiere im Freischütz, die nächtlichen Serenaden der Katzen und das heißere Gewimmer der Eulen, vermischt mit unglückverkündendem Hundegeheul. Die Dame machte eine Geberde des Entsetzens, blieb jedoch unerschütterlich auf ihrem Platze.

Jetzt fiel mir ein anderes Mittel ein. Nach einigen Läufen veränderte ich auf einmal den Charakter meiner freien Phantasien. Weiche, milde Töne sangen jetzt in einem schmachtenden Adagio liebliche erotische Melodien. Der Mondschein und die Schwärmerei der Nachtigall wurden jetzt mein Thema . . . Dadurch gewann ich meinen Sieg. Sie, die so eben ihre höchste Mißbilligung ausgesprochen, konnte der stillen Bitte, die meine Saiten flüsterten, nicht lange widerstehen. Sie wandte sich um, und ich begegnete einem warmen, strahlenden Blick, der in mein Herz drang.

Da ich wohl weiß, daß Du, mein guter Ernst, Dich ganz und gar nicht für das interessirst, was man romantische Abenteuer nennt, so will ich Dich jetzt nicht mit einer umständlichen Erzählung der Folgen dieses kleinen Ereignisses ermüden. Es genüge Dir, zu wissen, daß die genannte schöngewachsene Dame, die ein in jeder Beziehung vortheilhaftes Aeußeres hatte, nach diesem Abend ein täglicher Gast in dem Gartensaale wurde, wo ich residirte. Meiner Gewohnheit gemäß ließ ich meine Geige fortwährend die Rolle des Plagegeistes spielen; aber sobald sie sich auf ihrem gewöhnlichen Platz, ganz nahe bei meinem eigenen einfand, unterbrach ich sogleich alle musikalischen Diablerien und ließ nur gute Geister mein Spiel inspiriren.

Diese ungewöhnliche Huldigung hatte eine gute Wirkung, und meine unbekannte Schöne verhehlte den Eindruck nicht, den ich bei ihr erweckt hatte. Der eine und andere Blick wurde Anfangs meine Belohnung; aber bald schlossen wir eine nähere persönliche Bekannt-

schaft . . . doch es ist wahr, es macht Dir keine Freude, solche Dinge zu hören.

Diese Dame wurde inzwischen die Gründerin meines Glückes. Ich spreche jetzt nicht von meinem Herzen, sondern von meiner Stellung in der Welt. Du fragst natürlich, welche Macht sie besaß, um über meine vorher so dunkle Bahn ein Licht zu verbreiten? — So wisse denn, sie war die Frau des vornehmsten Musikrecensenten der Stadt. Meine Gönnerin hatte es wohl verstanden, sich in ihrer Ehe die erste Stimme vorzubehalten, und es geschah daher nicht selten, daß ihre kleinen Launen es eigentlich waren, welche die leitenden Artikel leiteten, wofür ihr Mann, der Recensent, die Verantwortlichkeit tragen mußte. Was konnte ich Besseres verlangen? Ich begeisterte zuerst sie, und sie begeisterte dann ihren Mann. In angenehmem tête-à-tête in ihrem allerliebsten Boudoir belustigten wir uns zuweilen damit, höchst geistreiche Schwänke über mein eigenes, bisher nicht zur Anerkennung gelangtes Talent zusammenzuschreiben. O entzückende Augenblicke der Sympathie! Am folgenden Tag standen diese Schwänke mit der geachteten Unterschrift des Mannes in seiner weitverbreiteten Zeitung zu lesen.

Die Folge davon war, daß mein Ruf binnen Kurzem über die ganze Stadt flog, und daß das Kaffee, wo ich fortwährend meinen Platz beibehielt, kaum all die Zuhörer fassen konnte, die meinetwegen hinströmten. Man glaubte in mir eine Perle von ächtem Schlag gefunden zu haben, und man legte mir mein anspruchsloses Auftreten als eine große Tugend aus. Nachdem es mir auf diese Art gelungen war, die Aufmerksamkeit zu wecken, verwarf ich natürlich alle Capricen meiner Kunst und gab mir die äußerste Mühe, um das schmeichelhafte Lob, das an mein Talent verschwendet wurde, wirklich zu verdienen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, ein Conzert zu geben. Es gelang vortrefflich. Alle Billette waren

schon mehrere Tage zuvor verkauft. Ich trat in dem vornehmsten Lokal, das die Stadt zu bieten hat, vor einer glänzenden und eleganten Gesellschaft auf. Ich wußte zum Voraus, daß man günstig für mich gestimmt war. Dieß gab mir Muth und Begeisterung. Ich, meine Geige, mein Bogen, wir Alle waren gut disponirt, wir Alle übertrafen uns selbst. Applaus und Hurrahrufe schollen durch den Saal, und einstimmig erklärte man zuletzt, daß ich ein Löwe in der Welt der Kunst sei. Dieß war mein erster Sieg. Nie werde ich die glücklichen Gefühle vergessen, die ich an diesem Abend hatte. Entzückt drückte ich die Geige an mein Herz und schwur ihr ewige Treue. Jeder Andere als Du würde begreifen, daß meine Huldigung gegen die schöne Frau des Recensenten nicht minder warm war.

Ich weiß wohl, daß es Leute gibt, welche diese Mittel, deren Gebrauch ich aufrichtig eingestanden habe, unedel und eines wahren Künstlers unwürdig nennen; aber ich selbst habe meine eigenen Ansichten über die Sache. Ich liebe die Kunst, aber auf eine ganz andere Art als Du, auf eine ganz andere Art, als mein Vater. Den Freuden des Lebens zu entsagen und nur nach der unsichern Ehre der Gewogenheit der Nachwelt zu streben, vielleicht hundert Jahre nachdem ich verhungert bin und meine Gebeine den Würmern der Erde geschenkt sind, das habe ich mir schon lange aus dem Kopf geschlagen. Ich bin Virtuos. Ich glaube mich für meine Mitwelt geschaffen, und für sie will ich auch leben. Für meinen unsterblichen Namen zu arbeiten, das ist ein Creditsystem, welches mir ganz und gar nicht gefällt, und darum habe ich mich zu dem Grundsatz bekannt, meine Thätigkeit nur gegen klingende Bezahlung zu verkaufen. Die Kunst hat meines Dafürhaltens ein Ziel, das schon groß genug ist, wenn sie lebt, um die Kinder der Erde zu erfreuen und über die oft traurigen Bahnen derselben einiges Vergnügen auszubreiten. Die Freude ist ja eines der göttlichen Vorrechte der Menschen, und auch in moralischer

Beziehung besitzt dieses Gefühl einen so großen und edlen Einfluß, daß man blind sein muß, um seinen Werth nicht einzusehen. Die heitere Kunst ist es, die ich liebe, und wenn Du mir jetzt, wie oft, vorwirfst, daß ich mehr auf das Vergnügen, als auf den Nutzen absehe, so beuge ich mich vor Deiner Vortrefflichkeit, beruhige aber mein Gewissen damit, daß die arme Welt von all ihren grundgelehrten Schulmeistern schon genug gelangweilt wird, ohne daß ich mich in die düsteren Reihen dieser Herren einzudrängen brauche. Rund heraus gesagt, ich bin stolz darauf, ein praktischer Mann zu sein. Es liegt eine ungeheure Kraft in dem Vermögen, die Welt recht anzufassen, und es ist ein Genuß', sich diesen Vortheil auf eine fröhliche Art anzueignen. Allerdings muß man da bei vielen Gelegenheiten die kleinen Thorheiten und Schwachheiten seiner Nächsten ausbeuten, aber man kommt doch voran auf seinem Weg, und das ist es, was ich verlange, während Du dagegen Dein Vergnügen darin findest, gleich einem Wegweiser fest in der Erde zu stehen. Außerdem möchte ich meinen Wunsch, minder schöne Mittel zu gebrauchen, mit einem kühnen Gleichniß rechtfertigen. Man kann Regen, Kälte und Wind nicht just schöne Mittel nennen, da sie jährlich viele hundert Menschen Glück und Leben kosten; aber gleichwohl benützt der liebe Gott selbst diese Mittel.

„Nachdem mein Ansehen in N. fest gegründet und mein Name mit den schönsten Lobpreisungen ausposaunt war, stand mir die ganze Welt offen, und es kam jetzt nur noch darauf an, meinen einmal gewonnenen Platz zu behaupten. Du selbst kennst die Beschaffenheit meines musikalischen Talents am Besten. Meine ausgezeichneten Anlagen, wie Du Dich manchmal so schmeichelhaft auszudrücken beliebtest, sind von andern Kunstrichtern ein glänzendes Talent genannt worden; und meine vielleicht nicht ganz gewöhnliche technische Fertigkeit, der Du niemals ihr volles Recht widerfahren lassen wolltest, weil es nach Deiner Ansicht nur Tand und Charlatanerie war, hat

großes Aufsehen erregt. Ich habe inzwischen sehr fleißig gearbeitet. Ich habe mir viele der berühmtesten Kunstgriffe unserer modernen Virtuosen angeeignet und habe besonders in Pizzikatos, Flageolets und dergleichen Krimskrams, wie Du zu sagen pflegst, schöne Fortschritte gemacht. Deßhalb glaube ich jetzt auch meine gewöhnlichen Conzertstücke auf eine Art zu spielen, welche den Beifall, den man bei allen Gelegenheiten so reichlich an sie verschwendet hat, einigermaßen verdiene. Mein Spiel auf der G-Saite à la Paganini hat großes Glück gemacht, aber mein eigentliches Schlachtroß ist dennoch eine Composition von meiner eigenen Hand, die ich Erinnerung an die erste Liebe getauft habe.

Wenn ich Dir diese Composition schickte, so würdest Du sie, das weiß ich zum Voraus, gänzlich verwerfen, weil sie nach Deiner Ansicht von großem Mangel an Studium und klassischem Geist mit der dazu gehörigen hohen Einfachheit und würdevollen Ruhe zeugen würde. Wenn ich dagegen Gelegenheit erhielte, Deinem gelehrten Ohr dieses Stück vorzutragen, so könnte es wohl geschehen, daß Du mir in einem unbewachten Augenblick ein oder das andere Lob schenktest. Ich habe in diesen Erinnerungen an die erste Liebe meine höchsten Mittel auf eine, wie ich glaube, höchst sinnreiche Weise vereinigt. Das Motiv hat einen romantisch schwärmerischen Charakter, der meiner Spielart im Allgemeinen gut ansteht, und in der Entwicklung der Idee hat meine niemals schüchterne Phantasie ein freies Feld bekommen, wie auch mein Bogen eine gute Gelegenheit, glänzende Beweise von Fertigkeit, Grazie, Schwung und Bravour zu Tage zu fördern. Ich habe mich besonders bemüht, ein warmes und ein brillantes Spiel zu vereinigen, und auch da, wo die Variationen in ihrer Ausgelassenheit sich manchmal zu einem und dem andern burlesken Seitensprung verirren, auch da verräth sich die Anwesenheit der Liebesgötter bald in einem vibrirenden Ton, bald in einem sentimentalen Diminuendo. Aber

wenn ich zuletzt in einem schmachtenden Adagio die erste zärtliche Qual des Herzens, und jene holde schüchterne Mondscheinschwärmerei darstelle, welche dieser Periode so eigenthümlich angehört, dann ist mein Strich mild und kosend wie ein Westwind, und die Saiten seufzen in weichen Tönen Mysterien der Liebe.

Keine gefühlvolle Seele kann diese Sätze mit Ruhe anhören, und von hundert Frauen werden, wenn nicht Alle, doch wenigstens 99 zu Thränen gerührt. Kurz und gut, meine Composition ist vielleicht weder originell, noch genial, sondern ganz einfach ein modernes Effektstück von gänzlich ephemerer Natur. Sie ist auch bloß dazu geschrieben, um von mir selbst vor meinem Publikum ausgeführt zu werden, und daß sie ihren Zweck nicht gänzlich verfehlt hat, das beweist am Besten der ausgezeichnete Beifall, der ihr immer und überall zu Theil geworden ist. — Siehst Du, Bruderherz, es ist eine Kunst in der Kunst, die Sympathien des Publikums zu treffen, und nur dadurch wird man zum Günstling desselben. Wunderbar ist jedenfalls der Zusammenhang zwischen dem Geistigen und dem Materiellen, und seltsam sind die Wege, die zu einem Menschenherzen führen; wir Musiker wissen das am Besten. Manchmal wenn ich unter Verbeugungen vor dem Publikum stand und seine colossalen Beifallsäußerungen entgegennahm, habe ich bei mir selbst gedacht: und all dieses Entzücken hast Du mit dem Schweif eines Thieres und den Gedärmen eines andern hervorgerufen.

Meine Kunstreise hat sich weit umher erstreckt, aber der Aufenthalt in jeder Stadt ist ganz kurz gewesen; denn gewöhnlich habe ich nur ein einziges Conzert und niemals mehr als zwei an demselben Orte gegeben, und da ich unverändert dasselbe Programm beibehielt, so bin ich jetzt in diese Stücke so eingeschossen, daß ich sie, glaube ich, sogar im Schlafe spielen könnte. Aber jedenfalls ist das Künstlerleben doch etwas Herrliches. Ja, es ist eine Lust und eine Freude, so im Lande um-

herzureisen: Wohin ich komme, werde ich gut empfangen. Alle Menschen erweisen mir Aufmerksamkeit, und man fühlt sich geschmeichelt, meine Bekanntschaft machen zu dürfen. Mein Fidelbogen diktirt mein Empfehlungsschreiben. Mit einer einzigen Nummer gewinne ich mehr Herzen, als der Weise mit all seiner Tugend in seinem ganzen Leben. Für die Männer habe ich das Bizarre und Burleske, für die Weiber das Sentimentale und Melancholische, denn ich habe die Entdeckung gemacht, daß man Freundschaft gewinnt, wenn man die Männer zum Lachen bringt, und Liebe, wenn man den Frauen Thränen entlockt. Mein Auftreten ist eine glänzende Erscheinung, und bevor die Gewohnheit die Gefühle auf den Standpunkt der Gleichgültigkeit herabstimmt, bin ich bereits fort und habe außer der angenehmen Erinnerung an meine Triumphe den reelleren Gehalt einer vollen Börse. Allerdings ist es geschehen, daß ein zorniger Recensent da und dort eine Distel unter die Rosen geworfen hat, die man auf meine Bahn ausstreute. Einmal zum Beispiel wagte ein solcher Querkopf die Insinuation vorzubringen, daß mehr mein hübsches Gesicht und meine schöne Figur, als meine Kunst es sei, was das Publikum entzücke. Man gewöhnt sich jedoch bald, allen kleinen Verdrießlichkeiten dieser Art mit eiskalter Verachtung zu begegnen. Man lächelt bloß darüber, und dann sagen die Leute: Seht da einen Mann, der seinen Werth kennt.

Vor einiger Zeit erhielt ich die gnädige Einladung, mich bei Seiner Hoheit dem Herzog von *** einzufinden, der sich damals auf seinem Landgut aufhielt. Hier genoß ich eine ganze Woche hindurch ein entzückendes Leben. Ihre Hoheit, die Herzogin ist ausnehmend musikalisch. Wir spielten Duette zusammen und meine Phantasie über die erste Liebe gefiel ihr dermaßen, daß sie, die sich sonst gewöhnlich, wie man wissen will, ganz und gar nicht mit Liebe befaßt, jetzt selbst über diesen holden Gegenstand zu phantasiren anfing. Die früher so

kalte Schönheit thaute mit jedem Tag mehr und mehr auf, und endlich . . . ja, endlich erhielt ich von dem Herzog, ihrem Mann, bei meiner Abreise eine kostbare Juwelnadel.

Du mußt doch zugeben, daß dieß etwas Besseres ist, als daheim zu sitzen und in der Kapelle die zweite Violine zu spielen.

Wie Du aus dem Postzeichen ersiehst, halte ich mich gegenwärtig in X. auf. Dieß ist allerdings ein unansehnliches Landstädtchen, aber die Kunst ist für Alle, und das Geld der Landstädter hat auch seinen Werth. Ermüdet von meinen vielen Anstrengungen, gedenke ich hier einige Tage auszuruhen, und dann reise ich weiter, um neue Lorbeeren zu sammeln.

Ehrlicher Ernst, ich habe jetzt die aufrichtige Sprache der Freundschaft mit Dir geredet. Und was könnte es mir auch helfen, wenn ich Dir meine kleinen Schwachheiten zu verbergen suchte? Du kennst sie wahrhaftig gut genug . . . Höre jetzt zum Schluß noch einmal meinen Rath. Bleib nicht länger daheim im Schatten sitzen und opfere nicht das Leben in einem Bemühen, dessen ganzer Lohn eine leere Chimäre ist und bleibt. Sei auch einmal ein Bischen unverständig. Bürste Deinen Frack und komme in die Welt hinaus. Ich verspreche Dir meinen Rath, meine Protektion, wenn Du willst.

Doch ich kenne Dich; Du bleibst daheim in Deinem klassischen Dachstübchen. Armer vortrefflicher Ernst, Du verdientest wahrhaftig ein freundlicheres Schicksal, Du verdientest es besser, weit besser als

Dein Freund
Maximilian.

VI.

Freunde aus der Kindheit.

Phantasien! aber damit beginnt jedes Unternehmen.

Thorild.

In Folge der Aufmerksamkeit, welche der Notar Absalon bei der Gesellschaft genoß, glaubte er gegen dieselbe auch gewisse Pflichten zu haben, und zu diesen zählte er das Geschäft, alle ausgezeichneten Fremden, die zufällig in die Stadt kamen, mit ganz besonderer Zuvorkommenheit zu empfangen und somit gewissermaßen die Gastfreundschaft der Stadt zu repräsentiren. Aus diesem Grund hatte er auch große Eile gehabt, sich Herrn Maximilian vorzustellen, und bot jetzt all sein Talent auf, um diesem Künstler den Aufenthalt in X. so angenehm als möglich zu machen.

Am Tag nach seiner Ankunft holte ihn Absalon in seinem Gig ab, und die beiden jungen Männer machten eine Spazierfahrt nach den schönsten Umgebungen der Stadt. Unter diesen nahm das schon erwähnte große Gut, das der gräflichen Familie B. angehörte, ohne Zweifel die erste Stelle ein, und besagtes Gut war auch das eigentliche Ziel der kleinen Ausfahrt. Nach der Ankunft daselbst wurden alle Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen. Endlich nachdem man sich lange in den prachtvollen Gallerien mit ihren mehr oder weniger kostbaren Kunstsammlungen aufgehalten, wurde eine Wanderung durch den Park angetreten; dieser war sehr groß und verrieth einen bedeutenden Reichthum an eleganten und wechselnden Anlagen. Unter dichten Gewölben von Linden und Kastanien genoß man den angenehmsten Schatten. Im Treibhaus und in Orangerien gediehen die herrlichsten Blumen, und an Pavillons,

Lauben, Eremitagen und Labyrinthen war ein förmlicher Ueberfluß vorhanden.

Sowohl Maximilian als sein zuvorkommender Wegweiser waren guten Muths und fühlten sich angenehm belebt von der frischen, balsamischen Luft, die sie einathmeten. Der Virtuos mit seiner spielenden Phantasie und seinem leicht aufgeregten Gefühl, schöpfte aus der ihn umgebenden schönen Natur neue fröhliche Ideen und war glücklich in seiner Ahnung, damit die Welt zu entzücken. Der Notar mit seinem trägen Temperament und seiner einseitigen Sentimentalität empfand ebenfalls gewisse poetische Eindrücke, und auch er war glücklich, als seine Gedanken, verführt von der Liebesschwärmerei, woran die Natur so reich ist, bei den Hoffnungen verweilten, die in der Tiefe seines Herzens verborgen lagen. Der Mann der Violine und der Mann der Windmühle verstanden es also beide, jeder für sich den Honig zu saugen, welchen die Stunde ihnen bot. Der Eine träumte von Conzerten und Triumphen, der Andere von Freiwerbung und Ehe.

Als die Spaziergänger das Ende einer langen Allee erreicht hatten, machte Absalon den Vorschlag eine Tour nach dem Schwanenteich zu machen. Sie betraten jetzt einen Gang, der sich spiralförmig um einen Hügel schlängelte und in ein kleines, von einer dichten und hohen Hecke eingeschlossenes Thal hinausführte. Ganz in der Nähe des Laubgewölbes, das den Durchgang zu der Hecke bildete, blieben sie auf einmal überrascht stehen.

„Bravo, vortrefflich!“ rief Maximilian.

„Welch ein glückliches Zusammentreffen, stimmte Absalon ein und zog sein Nastuch heraus, um seine Stiefel abzustauben.

Das, was so augenblicklich, obschon so verschieden auf unsere Wanderer einwirkte, war nichts Anderes als ein einfacher Gesang von einer reinen, frischen und ungemein klangvollen Frauenstimme. Die kunstlose Melodie, die von einer murmelnden Cascade accompagnirt

wurde, hatte an und für sich keinen Werth, wurde aber auf solche Art ausgeführt, daß man den Gesang eine lebendige Musik nennen konnte, zum Unterschied von den todten Noten, womit man uns gewöhnlich die Ohren anfüllt. Maximilian lauschte mit steigendem Entzücken darauf. Der Gesang schien ihm von dem Thal heraufzukommen, und während er mit leichter Hand Absalon zurückhielt, eilte der Virtuos, sich an die Oeffnung der Hecke zu schleichen.

Vor seinen Blicken lag jetzt ein ebener, frisch grünender Grasplatz, der wie ein Rahmen einen spiegelklaren Teich umfaßte. Inmitten desselben stieg aus der Mündung eine künstliche Muschel im Wasserstrahl empor, der, zu dem Wipfel einiger umgebenden Erlen hinaufgelangt, sich in zahllose Tropfen theilte und wie ein Regen wieder herabfiel, über die auf der ruhigen Oberfläche unter Wasserrosen hinschwimmenden Schwäne. Am entgegengesetzten Ufer stand eine alte Linde, die auf der einen Seite ihre Aeste in's Wasser hinabsenkte, auf der andern einen behaglichen Schatten über eine Bank an ihrem Stamm breitete. Auf dieser Bank saß ein älterer Mann, und in dem weichen Gras zu seinen Füßen lag, den Kopf an seine Kniee gelehnt, ein junges Mädchen. Sie hatte ihren Hut abgenommen. Der Wind spielte in ihren dunkeln Locken und ihre ganze Haltung besaß eine edle Grazie, welche wir so selten anderswo finden, als bei einem Kind, oder bei den plastischen Meisterwerken der Alten. Ein Poet würde gesagt haben, daß sogar die Blumen, unter denen sie ruhte, ihr Entzücken darüber ausgedrückt haben, eine so schöne Mitschwester bei sich empfangen zu dürfen.

Das junge Mädchen, das die Zuschauer nicht bemerkte, fuhr in seinem einfachen Gesang fort, während es mit kindlichem Vergnügen Stückchen Brod den zahmen Schwänen zuwarf. Es waren jetzt nicht mehr bloß die klaren Töne, sondern auch die schöne Scene, wodurch Maximilian sich angezogen fühlte. Sein lebhaftes Ge=

fühl, das immer von einer lebhaften Phantasie sein Feuer entlehnte, flammte bereits hoch, und er betheuerte Absalon, daß er entzückt, hingerissen sei. Dieser seinerseits war noch beschäftigt, seine Toilette in Ordnung zu bringen; das Halstuch erheischte ein Zupfen aufwärts und die Weste ein ditto abwärts.

Als der Gesang verstummte, näherten sich die beiden Lauscher der Gruppe unter der Linde, und bei ihrer Ankunft bewerkstelligte Absalon eine ceremoniöse Präsentation: Herr Virtuos Maximilian — Herr Fabrikant Erasmus und seine Nichte. Diese beide waren es nämlich, die ebenfalls auf einem Spaziergang in den Park an diesem angenehmen Plätzchen Ruhe gesucht hatten. Der Notar begann sofort sein beredte Entschuldigung wegen der Störung, die er und sein Begleiter verursacht, aber er war mit seinen schwerfälligen Tiraden noch nicht weit gekommen, als Maximilian, der inzwischen mit dem jungen Mädchen einige Blicke gewechselt hatte, auf sie zusprang, ihre Hand ergriff und in freudiger Ueberraschung rief:

„Leopoldine! ... ja bei Gott, Du bist es; meine Jugendfreundin aus dem verborgenen Thale!"

„Maximilian!" rief Leopoldine in derselben angenehmen Verwunderung.

Es war eine reine und unschuldige Freude, die in diesem Augenblick die Herzen der beiden Freunde aus der Kindheit bewegte; aber je mehr sie einander betrachteten, um so fremder standen sie sich gegenüber. Sie waren nicht mehr zusammengetroffen, seit sie als Kinder mit einander gespielt hatten. Einige Jahre der Trennung bedeuten in dieser Periode des Lebens mehr als sonst, denn sie führen die größten Veränderungen mit sich. Leopoldine war jetzt eine blühende Jungfrau. Maximilian war Mann geworden. Als solche sahen sie einander jetzt zum ersten Mal, und die frühere Vertraulichkeit wurde durch die veränderten äußeren Züge verscheucht. Doch es liegt unläugbar eine Art von Ver-

einigung schon darin, daß man gemeinsame Erinnerungen aus der Kindheit besitzt, und dieser Faden wird dann oft für die Freundschaft oder Liebe ein sicherer Weg zwischen zwei Herzen.

Erasmus begriff bald den rechten Zusammenhang der ganzen Scene und freute sich mit seinem Liebling. Absalon dagegen, wollte sich mit dieser Freude des Wiedersehens nicht ganz befreunden. Er schaute bedenklich darein, zupfte an seinem Halstuch und meinte namentlich, daß Maximilian gar zu kühn und familiär sei. Dieser Eindruck wurde in ihm noch verstärkt, als der Virtuos bald, gleich als wäre er ein alter Bekannter der Familie, zwischen Erasmus und Leopoldine auf der Bank Platz nahm.

„Ich habe Deinem Gesang gelauscht, Leopoldine," sagte Maximilian, „und Du mußt das entschuldigen. Eine gestohlene Freude besitzt manchmal mehr Annehmlichkeit, als das Gewissen Strenge besitzt. Ich bin überdieß ein herumziehender Musikant, und wir Jünger der Tonkunst sind gewöhnlich sehr liberal in Allem, was das Eigenthumsrecht in der Welt der Töne betrifft. Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Erasmus, daß Sie eine Mündel besitzen, die mit einer so schönen Stimme und einem so ausgebildeten musikalischen Sinn begabt ist."

„Das Lied war bloß eine Erinnerung aus meiner Kindheit," antwortete Leopoldine.

„Wenn Du wüßtest," fuhr Maximilian fort, „wie ein Musikus von meinem Schlag sich freut, sobald er Jemand trifft, der die Kunst versteht und liebt, für welche er selbst lebt! Diese Freude gleicht derjenigen, die wir empfinden, wenn wir fern von Heimath und Vaterland zufällig einen Landsmann treffen."

„Ich kenne die Kunst nicht. Ich stehe gänzlich außerhalb der Welt, in welcher Du lebst."

„Glaube mir, der Weg dahin steht Dir offen, und es hängt nur von Dir selbst ab, ihn zu finden. Zuweilen tauchen so reichbegabte Naturen auf, daß neben

ihnen all unser Studium wie eine Thorheit erscheint. Was ist wohl eine Kunst in klassischem oder modernem Geist gegen diejenige, von der man sagen kann, daß sie in Gottes eigenem Geist ruhe?“

Diese Worte drangen tief in Leopoldinen's Seele. Sie waren denjenigen so ungleich, die ihr Ohr zu hören gewöhnt war, und sie erweckten in ihr eine Ahnung fröhlicher und glücklicher Gefühle, die sie noch nicht begriff. Mit einem fragenden, verwunderten Blick betrachtete sie Maximilian; aber sie fand bei ihm so viele verschiedene Ausdrücke, die sie sich nicht erklären konnte. Ist er ein guter Genius oder ein Dämon? dachte sie ... Ach, sie wußte damals noch nicht, daß ihr ganzes Leben eine Antwort auf diese Frage bilden sollte.

Absalon, der sich's angelegen sein ließ, Leopoldinens Aufmerksamkeit auf sich selbst zu lenken, dachte, daß die Pause, die jetzt eintrat, ihm günstig sein könnte.

„Finden Sie nicht, mein Fräulein, daß die Schwäne sehr liebe Thiere sind?“ fragte er, indem er sich selbst so liebenswürdig, wie möglich machte.

„Ach, die armen Schwäne,“ sagte Leopoldine gleichsam vor sich hin.

„Die armen Schwäne sind mehr als glücklich,“ erwiederte Absalon; „sie sind ja so eben bereits von Ihren Händchen gefüttert worden.“ Es lag klar am Tage, daß der Notar dieses glückliche Compliment schon lange in seinen Gedanken getragen hatte.

„Ihre Flügel sind beschnitten,“ antwortete Leopoldine mit derselben Gleichgültigkeit gegen den eleganten Schmeichler.

„Ihre Flügel sind beschnitten,“ fügte Maximilian hinzu, „aber sie werden wieder wachsen. Die Freiheit kann nur unterdrückt, nicht getödtet werden. Das Leben und die Freiheit werden von demselben Herzen genährt.“

Wieder betrachtete Leopoldine den Jüngling und überlegte seine Worte.

Das Gespräch nahm hierauf einen allgemeinen Charakter an. Der lebhafte Virtuos entwickelte dabei eine ungewöhnliche Munterkeit und angenehme Scherzhaftigkeit; er erzählte allerlei Ereignisse von seinen Reisen mit so viel Humor, daß er in dem kleinen Kreis einmal um das andremal ein herzliches Lächeln hervorrief. Die Freude besitzt die Kraft, die Menschen einander näher zu führen und Vertrauen zu erzeugen. Man fühlt sich sogleich bekannter mit einem Fremden, wenn man zusammen gelacht hat. So geschah es auch jetzt. Und was Erasmus betraf, so vergaß er binnen Kurzem, daß er Maximilian zum ersten Mal sah, und daß die Bekanntschaft erst eine halbe Stunde alt war.

Bald brachte Maximilian das Gespräch wieder auf die Musik, und mit aufrichtigem Ernst forderte er sowohl Erasmus als Leopoldine auf, die seltenen Anlagen für diese schöne Kunst zu pflegen, die nach seiner Versicherung in dem jungen Mädchen verborgen lagen. Erasmus, der ihm mit Vergnügen zuhörte, beklagte, daß das Städtchen, wo er seinen Wohnsitz hatte, keine Mittel zur Entwickelung eines musikalischen Talentes darbiete. X. besitze allerdings ein musikalisches Institut, erklärte er, und Leopoldine sei eine Schülerin desselben, aber man befasse sich hier eigentlich nur mit den Anfangsgründen der Kunst, und eine weitere Ausbildung sei leider nicht zu erhalten.

Maximilian hatte jetzt die Frage auf den Punkt geführt, den er wünschte, und nach einigem weiteren Hinundherreden wurde endlich beschlossen, daß er selbst während seines Aufenthaltes in der Stadt Leopoldinen's Lehrer werden solle. Er machte den Vorschlag auf eine so delikate Art, daß sowohl Erasmus, als die künftige Schülerin sehr darüber erfreut waren. Nur Absalon meinte, Leopoldine sei bereits musikalisch genug, und er konnte ihre weitere Ausbildung durch den schönen, eleganten Virtuosen nicht gutheißen; aber er besaß

hier doch kein Veto und die Uebereinkunft wurde zur gegenseitigen Zufriedenheit geschlossen.

Nachdem man sich noch eine Weile besprochen, brach die Gesellschaft am Schwanenteich, da die Sonne bereits hinter den Waldwipfeln hinabzusteigen anfing, auf und kehrte nach der Stadt zurück. Absalon mußte in seinem zierlichen Gig allein fahren; Maximilian begleitete die Andern zu Fuße.

Als sie nach Hause kamen und Erasmus seiner Frau die mit Maximilian getroffene Uebereinkunft mittheilte, da wurde dem guten Manne erklärt, daß er, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung theilweise ohne den Wirth oder, wie es hier heißen sollte, ohne die Wirthin gemacht hatte. Frau Regina, die sich in ihrem Herzen über die Eigenmächtigkeit grämte, welche sich Erasmus in allen Fragen, die Leopoldine betrafen, herausnahm, fand ihre Würde auf's Neue schwer dadurch verletzt, daß man es gewagt hatte, einen Beschluß zu fassen, ohne zuvor ihre Ansicht über die Sache einzuholen. Sie behauptete, Erasmus sei ein hartherziger Tyrann, und sie selbst eine arme, grausam unterdrückte Frau, deren tägliches Loos in einer sklavischen Unterwürfigkeit unter die Launen Anderer bestehe. Aber sie erklärte auch, daß sie es als eine Pflicht gegen sich selbst betrachte, das Familienruder nicht gänzlich den Händen des Unverstandes zu überlassen, weßhalb sie beschlossen habe, zu beweisen, daß auch sie einen Willen besitze, den man in die Länge nicht gänzlich übersehen dürfe. Endlich, nachdem sie durch solche Reflexionen ihr Gemüth in eine allzu hohe Temperatur hinaufgetrieben, betheuerte sie ausdrücklich, daß sie ganz und gar nicht gewillt sei, einem solchen Abenteurer von Violinspieler den Eintritt in ihr Haus zu gestatten, und daß sie, wenn er sich unterstehe, zu erscheinen, schon Mittel finden werde, ihn schneller, als man vermuthe, wieder hinauszubringen.

Aber was geschah?

Am folgenden Tag fand sich Maximilian wirklich in der Wohnung des Fabrikanten ein. Erasmus war eben nicht zu Hause, und Frau Regina ging mit herber Miene selbst daran, den unwillkommenen Gast zu empfangen. Maximilian ließ sich jedoch nicht so leicht abspeisen. Die kalte Aufnahme, die ihm zu Theil wurde, machte ihn nur berechnender. Er wußte schon vorher — denn X. gehörte zu den vortrefflichen Landstädtchen, wo man die häuslichen Verhältnisse jeder Familie ganz leicht erfahren kann — daß Frau Regina es liebte, in ihrem Hause eine strenge Herrschaft zu führen, und daß sie, welche bloß die Pflegemutter seiner künftigen Schülerin war, selbst zwei eigene Töchter besaß. Demgemäß entwarf er augenblicklich seinen Operationsplan, und bevor sie ihre Absicht ausführen konnte, verwickelte er sie in ein Netz von Schmeicheleien und Complimenten, aus welchem sie sich nicht loszumachen vermochte. In einem schüchternen, beinahe ängstlichen Ton entschuldigte er seine Dreistigkeit, einen Besuch hier in einem Hause zu wagen, vor dessen Wirthin er leider noch als ein Fremdling stehe. Hierauf äußerte er seine Freude darüber, eine theure Freundin seiner Kindheit in eine so achtungswerthe Familie aufgenommen zu finden, und sprach zuletzt von seinem Verlangen, auch mit Frau Regina's eigenen Töchtern Bekanntschaft machen zu dürfen, da er von ihren musikalischen Talenten bereits so viel gehört habe, daß er für sie ein Interesse empfinde, dem er nicht zu widerstehen vermöge u. s. w. Bald war Frau Regina ganz wirr im Kopfe und vergaß ihren Plan, den Virtuosen zur Thüre hinauszuscheuchen, so gänzlich, daß sie ihm statt dessen eigenhändig die Thüre des Besuchzimmers öffnete und ihn ersuchte, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Als Erasmus, der just in der Absicht ausgegangen war, Maximilian aufzusuchen und ihn aus Rücksicht auf die üble Laune seiner Frau zu bitten, daß er seinen beabsichtigten Besuch bis auf Weiteres aufschieben möchte,

nach Hause zurückkam, fand er zu seiner großen Verwunderung den jungen Künstler bereits wie einen alten Bekannten im Kreise seiner Familie heimisch. Er sang eben mit Lilia ein Duett. Noch größer war die Ueberraschung des Mannes, als er sah, wie Maximilian mit fröhlichen, lebhaften Scherzen Frau Regina gänzlich beherrschte und ihr binnen einigen Sekunden mehr freundlichen Beifall abzwang, als sie sonst binnen Jahren zu verschwenden pflegte.

Um sich in der Gunst zu behaupten, die er bei diesem ersten Besuch so glücklich errungen, erbat sich Maximilian die Erlaubniß, außer den Lectionen, die er, der Uebereinkunft gemäß, Leopoldinen ertheilen sollte, auch die Leitung der, wie er versicherte, vielverheißenden musikalischen Talente von Fräulein Lilia und Rosina zu übernehmen. Durch diesen Vorschlag erwarb er sich Frau Regina's Achtung für sein gutes Urtheil; dieser Vorschlag war es, der ihr letztes Vorurtheil gegen den jungen Virtuosen verscheuchte, denn trotz ihrer Verachtung gegen die Kunst schmeichelte es doch ihrer mütterlichen Eitelkeit, daß auch ihre Töchter, und nicht Leopoldine allein die Aufmerksamkeit eines so berühmten Künstlers erregt hatten.

Auf diese Art wurde der angenehme und geistreiche Artist, wie es jetzt statt „Abenteurer von Violinspieler“ hieß, täglicher Gast im Hause des Fabrikanten. Maximilian besaß in seinem ganzen Wesen eine Frische, die immer angenehm auf seine Umgebung einwirkte, und er hatte das glückliche Talent, auch die trägsten Naturen zu beleben. Auch in dem Kreise, wo er jetzt Zutritt gewonnen hatte, übte er seine heitere Gewalt aus, und — das kann man als einen großen Sieg betrachten — seine Anwesenheit brachte dort eine ähnliche Wirkung hervor, wie wenn man im Frühling die Vorfenster wegnimmt und die frische Luft in einem allzu erdrückten und zu lange verschlossenen Zimmer spielen läßt. Die dichte Staubschichte, die so lange schwer auf den

Gemüthern geruht hatte, wurde weggeblasen, und man athmete leichter, freier. Die Heiterkeit, der Scherz, das Lächeln, Gäste, die sich früher in diesem Hause nicht hatten sehen lassen, machten mit ihm jetzt zahlreiche Besuche daselbst. Frau Regina wurde in seiner Gesellschaft weniger prosaisch, Erasmus weniger grämlich, und die Fräulein Rosina und Lilia, die mit einem alles Leben einschläfernden Kleinigkeitssinne geboren und auferzogen waren, fühlten sich auf einmal ganz erwacht, vielleicht jedoch auch wie plötzlich aus einem Traume aufgeschreckt. Sie wurden jetzt auf einmal ganz unaussprechlich musikalisch. Tag und Nacht dachten sie an nichts Anderes, als an Takt, Noten, Generalbaß, und vor allem Andern an den schönen Lehrer. Der Nährahmen wurde jetzt bei Seite geschoben und die Aussteuer ruhte bis auf Weiteres. Lilia sang vom Morgen bis zum Abend Scala. Zum Glück für Maximilian wurde sie trotz ihrer ausgezeichneten Brust bald so heiser, daß sie keinen einzigen Ton mehr hervorbringen konnte; sie mußte also natürlich ihre Uebungen einstellen und ihre arme Kehle mit Brustzucker wieder herzustellen suchen. Rosina war besser zuwege; ihr thaten nur die Finger weh.

Maximilian, der wirklich keinen Ueberfluß an Geduld hatte, würde vermuthlich diese Lectionen binnen Kurzem ganz unerträglich gefunden haben, wenn er nicht das glückliche Talent gehabt hätte, die Welt von ihrer lächerlichen Seite zu sehen, da, wo keine andere zum Vorschein kam. Jetzt faßte er den in vielen Fällen klugen Entschluß, die Langeweile wegzuspotten.

Ueberdieß hatte er einen reichen Ersatz für seine Mühe in den Stunden, die er Leopoldine widmen durfte. Sie gehörte nicht zu den Vielen, deren Liebe zur Kunst eigentlich nur eine Liebe für den Künstler ist. In ihr lebte ja ein poetisches Gefühl nicht als ein zufälliger Gast, der von Zeit zu Zeit flüchtige Besuche macht,

sondern als ein Kind ihrer Seele. Es waren nicht bloß die Gegenstände außer ihr, die ihren Schönheitssinn anregten und nährten — ach, sonst würde bei einem so armen Leben, wie sie führte, dieser Sinn gänzlich verschwunden sein — nein, in ihrer eigenen Brust schwoll eine Ader von der kastalischen Quelle der Kunst; in ihren Gefühlen, ihren Phantasien besaß sie eine ideale Welt, die von der wirklichen Welt unabhängig, reich und schön war. Aber ihre Seele glich einer schönen, in die Schatten der Nacht noch eingehüllten Landschaft. Man konnte die verschiedenen Theile nicht näher unterscheiden; man sah bei aufmerksamer Betrachtung bloß die großartigen, harmonischen Umrisse, und man wurde schon von der Ahnung der herrlichen Schöpfung entzückt. Was mußte man nicht erst nach dem Sonnenaufgang finden, und wenn Gott sein Werk durch einen klaren Tag beleuchten ließ!

Es war Maximilian vorbehalten, den ersten Lichtstrahl in diese Seele zu führen und ihren Sinn gleichsam für die bevorstehenden Tage vorzubereiten. Der Genius der Tonkunst reichte ihm einen Schlüssel zu ihrem innersten Wesen; mit der wunderbaren Sprache der Musik sprach er zu ihrem Herzen. Leopoldine besaß von Natur in reichem Maß alle Eigenschaften, die einen Künstler bilden. Diese im Verein mit einem reinen Ohr und einer ungewöhnlich klangvollen und biegsamen Stimme, wie auch vielleicht das zufällige Zusammentreffen mit Maximilian, bestimmten sie für die Musik. Wäre dieses Zusammentreffen ausgeblieben, so hätte vielleicht ihr ganzes Leben, zwar nicht eine andere Richtung genommen, denn die Kunst war nun einmal ihr Ziel, aber doch einen andern Weg eingeschlagen. Die Kraft des Geistes ist Eines, und die Entwickelung der physischen Gaben ist ein Anderes. Ersteres ist mehr unmittelbar ein Geschenk von Gott, Letzteres hängt mehr von den weltlichen Schicksalen und den Launen der äußeren Umstände ab. Ohne Zweifel

war Leopoldine in Bezug auf Genie ihrem Freunde und Lehrer, der eigentlich nur Talent besaß, weit überlegen; aber er hatte doch Urtheil und Bildung genug, um einzusehen, daß die junge Schülerin eine reich ausgerüstete Natur, eine gute Acquisition für die Kunst war. Je mehr ihre Seele ihre Schwingen entfaltete, um so klarer wurde es ihm, zu welch' einem hohen Flug sie befähigt waren, und sein Interesse für sie steigerte sich tagtäglich. Aber sein Herz, das allzu sehr an heftige Ausbrüche gewöhnt war, wurde dennoch jetzt von einer Wahl zurückgehalten, die es früher nicht kennen gelernt hatte. Dem Reinen, Unschuldigen, Jungfräulichen, das wie ein Heiligenschimmer das junge Mädchen umstrahlte und sie vor den sinnlichen Blicken der Welt schützte, vermochte Maximilian auch nicht Trotz zu bieten. Er fühlte, daß er vor einem Wesen von einer andern, besseren, weniger im Staub befangenen Art stand, als er selbst war. Jede Galanterie erstarb auf seinen Lippen, jeder unreine Blick erlosch in seinem Auge, das Feuer der Leidenschaft wurde in seinem ersten Aufflammen erstickt und verwandelte sich in eine Art heiliger Anbetung. Der vielerfahrene Hofmacher befand sich zum ersten Mal beinahe blöde vor einem Weibe, und er wurde von ihr auf dieselbe Art entzückt, wie er in seinen besten Augenblicken als Musiker von der Kunst entzückt wurde.

Eines Tags, während der Lectionsstunde befanden sich der Lehrer und die Schülerin allein in dem Zimmer, wo die Uebungen vorgenommen wurden. Maximilian hatte ihr eine Arie aus einer Oper vorgelegt, und nachdem er einige Mal die schwereren Partien des Stückes mit ihr durchgegangen, führte Leopoldine sie auf eigene Faust unter Begleitung seiner Violine aus. Sie sang mit ungewöhnlicher Reinheit und einer Fertigkeit, die zwar noch lange nicht vollendet, aber bei einer Anfängerin wie sie jedenfalls rühmenswerth war. Gleichwohl lag eine Kälte in ihrem Ton, und dem

Vortrag mangelte es an Farbe. Als sie zu der Stelle kam, wo die Arie eigentlich das Gefühl der Sängerin in Anspruch nimmt, verstummte sie plötzlich und neigte den Kopf in ihre Hände.

„Was fehlt Dir?“ fragte Maximilian, verwundert über diese Unterbrechung.

„Mir fehlt Alles, antwortete Leopoldine, „mir fehlt das Leben. Bemerkst Du nicht, wie todt mein Gesang ist? Wenn die Leichen in ihren Gräbern singen könnten, so würden sie es ungefähr in solchen Tönen thun. Nein, nein, es geht nicht. Ich bin zu arm, Maximilian; ich besitze nicht Wärme genug, um einen geistreichen Gedanken wiederzugeben, ich begreife den Sinn nicht, der hier niedergelegt ist, und weiß nicht, was ich ausdrücken will. Ach, kläre mich auf, leite mich. Es ist so hart, von dem Reiche des Schönen ausgeschlossen zu sein, einen großen Gedanken nicht zu begreifen.

Maximilian, welcher wußte, daß bei Leopoldine das Gefühl weniger auf Studium, als auf ihrer Phantasie beruhte, und der auf diese Grundlage, obschon man sie gewiß nicht für die richtige halten kann, seine ganze Lehrmethode gebaut hatte, theilte ihr jetzt die Idee mit, welche die genannte Oper beherrscht, und beschrieb ihr ganz besonders genau die Scene, für welche die fragliche Arie verfaßt ist. Er gab diese Schilderung in einer schönen und lebhaften Sprache, die darauf berechnet war, ihre poetische Schwärmerei hervorzurufen.

Aufmerksam hörte Leopoldine ihm zu, und ihr Blick klärte sich dabei immer mehr. Als Maximilian aufgehört hatte, vollendete sie für sich selbst die Gedanken, die er ihr eingegeben, und dann äußerte sie den Wunsch, den Gesang von Neuem anzufangen, indem sie fröhlich hinzufügte:

„Dank, lieber Maëstro, jetzt hast Du mir die Seele der Natur gegeben.“

Der wieder angefangene Gesang wurde dießmal mit so viel Wärme, so viel treffender Wahrheit ausge-

führt, daß die Mängel der äußeren Kunstfertigkeit ganz dadurch verdeckt wurden. Es war jetzt nicht mehr die Schülerin, die eine Copie der Idee des Tondichters wiedergab; es war ein schaffendes Genie, das selbst Leben spendete; es war Pygmalion, der seinen eigenen Geist in ein Bild goß. Unter dem Einfluß einer höheren Inspiration legte Leopoldine in jeden Ton einen Ausdruck, welcher bewies, daß sie wirklich, wie sie sagte, die Seele der Noten gefunden hatte. So wie jetzt, hatte sie früher noch nie gesungen.

Maximilian wurde dadurch hingerissen. Es war ihm, als sähe er eine wunderbare Zauberei. Vor Bewunderung konnte er seiner Schülerin nicht länger accompagniren; er legte die Geige weg und verlor sich in tiefes Staunen über die schöne Offenbarung, die ihm zu Theil wurde.

Als Leopoldine geendet hatte, war sie überwältigt von den heftigen Anstrengungen ihrer Seele. Sie zitterte, gleich als wäre sie in Wirklichkeit ein Raub der Gefühle gewesen, die sie besungen, gleich als wäre ihr eigenes Herz eine Heimath der grausamen Qualen, die sie dargestellt. Maximilian führte sie zu einem Sopha.

„Leopoldine," sagte er in fortwährendem Entzücken, „Du hast mich zur größten Verwunderung hingerissen. Woher hast Du diese Töne genommen, woher dieses Gefühl, das Deinen Gesang beseelt? Welche Thorheit von mir, Dein Lehrer sein zu wollen! Du bist mir vielfach überlegen. Was bin denn ich? Ein armer Bierfiedler, der gedankenlos den Künstler spielt; ein Equilibrist, der durch seine Fingerfertigkeit Aufsehen erregt; ein Virtuos, der von der Unwissenheit der dummen Welt lebt, welche das Erkünstelte für die Kunst selbst nimmt. Man hat mir gesagt, ich würde niemals Musiker in der höheren Bedeutung des Wortes werden; jetzt empfinde ich die Wahrheit dieses Ausspruches deutlicher als je. Ach, ich stehe ja noch auf den ersten Stufen des Tempels der Kunst und buchstabire an den

Räthseln, welche Du, die Du schon oben angelangt bist, erklärst. Wie bist Du dahinaufgekommen? Du bist nicht, wie die Andern den gewöhnlichen, schmalen, finstern, mühsamen Weg gegangen, der schon vor langer Zeit meinen Abscheu erweckt hat; nein, Du hast Dich auf den starken Flügeln Deiner Seele hinaufgeschwungen. Ja, so ist der wahre Künstler. Er ist kein durch mühsame Studien abgequälter Pedant; all' seine Wissenschaft ist ihm angeboren, er besitzt die Gottheit des Genies in seinem Busen."

„Und ich sollte zu diesen Glücklichen gehören?" fragte Leopoldine. „Nein," fügte sie nach einer kurzen Ueberlegung hinzu, „Du täuschest Dich; spiele nicht mit mir, Maximilian."

„Wenn ich mich täusche, so gibt es keine Wahrheit mehr unter der Sonne. Du bist unter einem glücklichen Stern geboren. An Deiner Wiege hat sicherlich, wie die Mährchen erzählen, irgend eine gute Fee sich eingefunden, ihre Hand auf Dein zartes Haupt gelegt und schon beim ersten Schlag Deines Herzens den Saamen hineingeworfen, der, wenn er sich frei entwickeln kann, einmal aufsprießen und in paradiesischer Schönheit blühen wird. Auf Deiner Stirne lese ich die Verheißung eines glänzenden Geschicks, einer großen Zukunft. Folge Deinem Genius, Leopoldine, und laß die seltenen Gaben, die Dir verliehen sind, nicht brach liegen."

„Was ist also meine Bestimmung? ich möchte die Kenntniß derselben mit meinem Blute erkaufen."

„Siehst Du es nicht? die Kunst winkt Dir. Folge ihr, denn Du gehörst ihr an. Man sagt, daß sie streng sei und die strengsten Opfer fordere. Dieß ist sie nur gegen ihre Stiefkinder; aber für diejenigen, die an ihrem Herzen geruht haben, ist sie die zärtlichste Mutter. Sie wird Deine Bahn mit Blumen bestreuen, und Du wirst Glück und Freude nicht bloß von der Welt empfangen, sondern auch, was noch mehr ist, ihr geben."

„Ich fürchte den Kampf des Lebens nicht; wenn ich nur eine Art und Weise finde, um zu leben. Du preisest mein Schicksal glücklich. Ja wohl, so ist es auch, wenn eine Wahrheit in Deiner Prophezeiung liegt . . . Mein Herz schwillt von diesen lieblichen Hoffnungen. Ich, das unbedeutende, das arme vater- und mutterlose Mädchen — für mich sollte der Weg offen stehen, den nur die auserwählten Günstlinge des Himmels betreten dürfen? mir sollte es vergönnt sein, für eine W e l t zu leben? . . . Diese Gefühle, die schon in der Kindheit in meiner Brust keimten, diese Stimme, womit die Natur mich anredete, die Träume, die meine Seele hinrissen . . . o ich verstehe sie jetzt. Ewiger Gott, ich fühle es, es ist mir nicht genug, Dich in meinen Gebeten zu verehren. Du forderst von mir auch Handlungen. Nicht für die stille Arbeit des Weibes schufest Du mich. Du bestimmtest mir eine andere, höhere Wirksamkeit. So weiche denn alle Schwachheit; ich bin stark, ich habe Muth."

„Laß also Dein Schicksal in Erfüllung gehen. Dein Leben gehört nicht Dir allein an."

„Aber wenn ich mich selbst täusche?"

„Höre nur auf die Eingebungen Deines Herzens, es hat einen himmlischen Ursprung und wird alle Zweifel verscheuchen. Fasse Deinen Entschluß und betritt die Bahn, die Dein rechter Weg ist."

„Nun wohl, rette mich, kläre mich auf. Ich stehe so verlassen in der Welt da, Maximilian. Diejenigen, die mich lieben, verstehen mich nicht.

„Du bist für das Theater geschaffen. Die lyrische Scene ist Deine Bestimmung. Zittere nicht. Ich weiß, daß das Theater nicht ist, was es sein sollte, aber obschon Verirrungen dunkle Schatten darüber geworfen haben, so ist doch die Idee, die seine Grundlage bildet, so erhaben, daß es auch in seinem Verfalle noch schön ist. Von der Schaubühne aus hat die Kunst den freiesten Weg zu jedem menschlichen Gemüth. Das Theater wird immer

eine Schule für die Bildung des Zeitalters bleiben, ein Tempel für das Genie in allen seinen Offenbarungen. So besitzen wir ja in der Oper ein Rendezvous aller schönen Künste: Dichtkunst, Musik, Tanz, Plastik, Malerei, kann es einen schöneren Verein auf Erden geben? Aller Gesang ist in seiner höchsten Vollendung dramatisch und kann außer der Scene niemals etwas vollkommen Ganzes werden; aber von da aus herrscht er wie ein König von seinem Thron herab, und jedes Herz ist sein Vasall. Die Worte bleiben arm und die Farben matt gegen die Sprache der Töne. Wie mächtig ergreift nicht diese Sprache selbst das ungebildetste Gemüth; sie bringt Gefühl in ein Leben, für welches sich kein anderer Ausdruck findet, sie schenkt Freude und einen holden Schmerz, wofür es kein Maß gibt. Blicke in diesen von Tausenden von Zuschauern erfüllten Saal. Siehe, es ist nicht eine einzige Person da, die nicht ihr eigenes Glück oder ihre eigenen Qualen über derjenigen Person vergessen hätte, die von der Scene herab Allen gleichsam ein neues Dasein schafft. Jedes Ohr ist gespannt, um diese melodischen Töne aufzunehmen, jedes Herz ist offen für die Gefühle, die sie erweckt; jeder Blick, jede Seele ist bei ihr. Sie verstummt. Ist es jetzt der Ocean, der seine Ufer durchbrochen hat und mit seinem Getöse den Raum erfüllt? Nein, es ist ein Beifallssturm, es ist das Publikum, das seinem Entzücken Luft schafft, welches sich nicht mehr zurückhalten läßt. Welch ein Triumph für die glückliche Sängerin! Sie ist der Gegenstand dieser Verehrung. Wohin sie blickt, hat die Dankbarkeit ein Lächeln, das ihr entgegenleuchtet. Es regnet Blumen zu ihren Füßen und der Lorbeerkranz des Sieges wird auf ihre Locken gesenkt. Keine Königin ist mächtiger, als sie; sie hat Geld, sie hat Ehre, sie hat ein Heer von Bewunderern . . .

„Still, sprich nicht von ihr selbst, sprich von dem Werk, das sie ausgeführt hat . . . alle diese von den

vielen Lasten des Lebens so niedergedrückten Wesen, diese von den Geschäften des Tages so herabgestimmten Gemüther, diese von den Interessen der Welt so abgekühlten Herzen — sie ist es, die mit der Macht des Gesanges ihnen allen neue Kräfte, eine frischere Lebenslust, eine wärmere Sonne gibt. Der Egoist fühlt sich weich gestimmt, die Begierde läutert sich, der Kummer findet Trost, die Freude Veredlung. Die Harmonie ist eine Fluth, in deren Tiefe ein Gott wohnt. Diese Fluth ertränkt in ihren Wogen alle bösen Geister, spült den Staub und die Schlacken von der Seele des Menschen weg und läßt den Himmel sich wieder darin spiegeln; David spielte vor Saul und es ward besser um ihn. Jeder reine Ton ruft einen neuen derselben Art von den Saiten des Herzens hervor, und diese werden ertönen als das Thema des Lebens; wenn der Accord vollkommen ist, so ist es das Glück auch. Wer so das heilige Geschäft der Kunst betrieben hat, der hat nicht vergebens gelebt. Am Abend seines Lebens kann er ohne Reue, ohne Furcht sich zur Ruhe begeben; seine Träume werden gut wie seine Erinnerungen . . . O wie danke ich Dir, Gott, daß Du meinem Herzen reichlich die Ahnung dieses Glückes verliehen hast, und wenn ich mich im Glauben an meine eigene Kraft verirre, so mögest Du Deinem Kinde verzeihen . . . .
. . . .

Nach diesem Gespräche hatte Leopoldine einen neuen Gegenstand für ihre Betrachtungen gewonnen.

VII.

Eine Freiwerbung.

John Bull.
Was mangelt mir noch, um der glücklichste Mensch zu sein?

Sir Harry.
Die Einwilligung des Mädchens, Sir John.

John Bull.
Ja, und ein etwas kleinerer Umfang, Bruder Harry! Darin steckt's.

Oelenschläger.

„Nein, das geht nicht länger an, es muß ein Beschluß gefaßt werden," rief der Notar Absalon und schlug zu weiterer Bekräftigung mit der Hand auf den Tisch.

Zu sich selbst sagte er dieß eines Tags, als er allein Morgens bei seinem Kaffee saß. Zu sich selbst fuhr er auch folgendermaßen fort:

„Du hast Dich dumm herausgebissen, mein lieber Absalon, sehr dumm, denn Du hast Dir die Gelegenheit aus den Händen entwischen lassen. Noch vor einigen Tagen waren die Conjuncturen sehr günstig, das kann ich wohl sagen; aber dieser Virtuos da, den der leibhaftige Satan hieher geschickt, hat jetzt alle meine schönen Pläne zerstört ... Hol' der Teufel diese Musik! Wenn ein Mädchen in der Welt der Töne zu leben anfängt, so ist es bald aus mit dem Bischen Verstand, das sie sonst besitzen mag. Ich fange jetzt förmlich an, die Kunst zu hassen, und bekomme ich einmal eine Tochter, so soll sie mir nicht eine einzige Note lernen dürfen. Vierhändig zu spielen und Duette zu singen, es gibt nichts Gefährlicheres für ein junges Herz. Hinter den Notenständern wird so mancher gefährliche

kleine Kniff getrieben. Bald beugt man sich, ganz zufällig natürlich, so nahe zu der Schönen herab, daß man im Vorbeikommen ihre Stirne berührt, bald tritt man ihr auf das Füßchen, bald verwickelt man seine Finger mit den ihrigen ... und es ist abscheulich, und ich möchte rasend werden, wenn ich daran denke, wie dieser Herr Maximilian sich im Hause des Fabrikanten einzunisten gewußt hat. Wenn ich nur wenigstens so viel von der Musik verstände', daß ich die Noten umwenden könnte, dann vermöchte ich doch den Schein zu retten; aber so ist es ganz himmelschreiend."

Seine Stimmung wurde jetzt tragisch. Absalon stand auf und lief so schnell im Zimmer auf und ab, daß sein weiter Nachtrock wie ein gespanntes Segel um ihn her sich blähte; dabei fuhr er mit der Hand durch seine reichen Locken und runzelte seine Brauen.

„Diese Zweifel, diese Furcht, diese Qualen der Ungewißheit," fuhr er fort, „verzehren mich. Ich verwelke in der Blüthe meines Lebens."

Zufällig bekam er gerade in diesem Augenblick sein eigenes fettes Bild in einem Spiegel zu schauen. Dieser Anblick, der nothwendig alle seine Befürchtungen in Betreff des Verwelkens beschwichtigen mußte, machte ihn nur grimmiger über sein Schicksal.

„Auch diesen Verdruß muß ich noch haben," rief er, „daß mein gefühlvolles Herz in einem Körper weilt, der einem Dompfaffen Ehre machen könnte. Niemand glaubt es mir, wenn ich von meinem Seelenschmerz rede, denn dem widersprechen die Rosen auf meinen Wangen. Ach, wie manches Unglück gibt es doch in dieser armseligen Welt!

Endlich wurde er wieder ruhiger, betrachtete das Leben von einem verständigeren Gesichtspunkt und raisonnirte mit mehr Kälte.

„Ist denn wirklich meine Stellung so verzweifelt?" fragte er sich selbst. So viel ist wahr, daß bei einem jungen Mädchen, das jedenfalls große Anlagen für

phantastische Träume hat, ein Kerl mit solchen Eigenschaften, wie Herr Maximilian, sehr leicht eine gefährliche Gewalt erhalten und ihr romantische Grillen in den Kopf setzen kann. Das Reelle im Leben macht jedoch früher oder später seine Rechte geltend. Manche Schwärmerin, die von eitel Mondschein zu leben scheint, verzehrt gleichwohl ein kleines Beefsteak, wenn es ihr geboten wird. Auch ich verstehe wohl, was Schwärmerei besagen will, und die Welt der Ideen mag auch ihr Gutes haben; aber ich glaube für meinen Theil, daß jede wirklich gute Idee ihren gehörigen Körper haben muß. Einen Hofmacher will ich eine Idee, bloß eine Idee nennen; aber ein Freier, das ist etwas mehr, er ist die verkörperte Idee. Ich will jetzt allerdings nicht sagen, daß ich ein Ideal sei; aber daß ich jedenfalls eine gute Partie bin, das wage ich zu behaupten. Ach ja, Gott sei Dank, man hat seine Partien. Ein geachteter Mann, ein gesetzter Charakter, ein gutes Herz, eine frische Gesundheit, und dabei Haus und Hof und Capitalien; einen solchen Mann findet man, sollte ich glauben, nicht alle Tage, und wenn nun dieser Mann zu einem armen Mädchen sagt, ich will Dein Mann werden, so wäre es wahrlich nichts so Sonderbares, wenn es antwortete: ich nehme es mit dem gehorsamsten Danke an. Frisch denn an's Werk, so wird es schon gut gehen. Ich muß, ich darf diese wichtigste Frage meines Lebens nicht länger aufschieben. Sei ein Mann, Absalon! Ja gewiß, ich bin es; ich werde, ich muß freien; jeder Augenblick ist kostbar, und schon heute, das schwöre ich, schon heute soll mein Schicksal sich entscheiden.“

Man kann sich leicht vorstellen, daß es ein schwieriges Unternehmen sein mußte, auf's Freien auszugehen. Für manchen jungen Mann ist es wahrlich in glücklichen Stunden des Entzückens beinahe unmöglich gewesen, nicht zu freien: Er hat all seine Selbstbeherrschung aufbieten müssen, um das Bekenntniß von dem

verliebten Zustande seines Herzens zurückzuhalten und bei jedem tête-à-tête mit dem angebeteten Gegenstand hat die Erklärung bereits auf seinen Lippen gelegen, fertig, um im ersten unbewachten Augenblick darüber hin zu gleiten. Die Zunge hat sich ungeduldig in seinem Munde gebäumt wie ein stättiges Pferd, das sich nicht von der Stelle bewegen will; er hat sie mit Gewalt zügeln und fest zwischen die Zähne klemmen müssen, um Schweigen beobachten zu können. Ohne Zweifel würde er unter solchen Umständen bald geplatzt sein, wie eine angezündete Bombe, wenn nicht seine Gefühle einen freien Ausbruch in Seufzern und Blicken gefunden hätten. Mit solchen Dingen braucht man es glücklicher Weise nicht so genau zu nehmen. Seufzer und Blicke sind eine Art von Sicherheits-Ventilen für übervolle Herzen. Aber anders verhält es sich mit dem Schlag von Liebhabern, für welchen eine Freiwerbung alles romantischen Reizes ermangelt und in eine ceremoniöse Handlung sich verwandelt. Die Erklärung kommt dann nicht geflogen wie eine Inspiration des Gefühls in einem Augenblick des Entzückens, sie muß sich mit schweren Schritten und in feierlichem Takt hervorarbeiten. Beinahe ganz nüchtern, in schwarzem Frack und weißem Halstuch begibt sich ein solcher Freier an Ort und Stelle, um sein Geschäft auszurichten, ungewiß, ob er nicht mit einem Korbe beladen nach Hause kehren muß. Ich habe manchen Adamssohn gekannt, der sich schweigend lieber an einem Heereszug gegen den russischen Koloß selbst hätte betheiligen, als der Dame, die er liebte, seinen förmlichen Antrag stellen mögen. Zum guten Glück gibt es indessen hier in der Welt eine große Menge hülfreicher Frauenzimmer, die es verstehen, ihren Anbetern auf halbem Weg entgegenzukommen.

Nach seinem geschworenen Beschluß, unverzüglich als Freiersmann aufzutreten, befand sich Absalon in einem höchst unbehaglichen Fieberzustand und wurde von einer Unruhe gequält, die große Aehnlichkeit mit dem-

jenigen hatte, was wir unter dem Namen Kanonenfieber oder Examensgefühl verstehen. Es ist wahrlich nicht leicht, solche Gefühle in Worte zu kleiden, deren natürlichster Ausdruck ein Händedruck oder ein Augenwurf ist. Gleichwohl mußte dieß jetzt geschehen. Der gute Notar war um seine Würde besorgt und wollte sich selbst den Schimpf nicht gestehen, daß es ihm an Muth fehle, jetzt, da es galt, ein Mann zu sein, oder richtiger gesagt, es zu werden. Im Zimmer auf und ab wandelnd, wiederholte er, gleich einem Schauspieler, der seine Rolle einstudirt, lange und beredte Phrasen.

„Entzückendes Wesen,“ deklamirte er, vor einem Stuhl stehend, „gönnen Sie mir einen Augenblick Aufmerksamkeit. Hier zu Ihren Füßen ist mein Platz, (auf die Kniee fallend); ich liebe Sie. Meine ganze Seele ist ein tobendes Meer von Feuer und Flammen. Verstoßen Sie mich nicht! Liebliche Huldin, Strahl von der Flamme des Urlichtes, empfangen Sie meine Hand und mein Herz, Alles, was ich habe und besitze, als ein Opfer Ihrer Anmuth; empfangen Sie es, wenn Sie dadurch nur einen einzigen freudigen Augenblick gewinnen können; lassen Sie dann den Orkan des Unglücks diese armseligen Trümmer meines vernichteten Wesens zerstören! ... Ich weine (schluchzend und das Nastuch an seine Augen führend). O lassen Sie sich durch meine Thränen erweichen!“

Diese Lektion auswendig zu lernen, ging schon an; aber es bereitete ihm großen Verdruß, daß er nicht wie ein wirklicher Schauspieler auch schon die Antworten zum Voraus wußte.

Die Stunden vergingen inzwischen, und Absalon mußte seine Toilette machen. Unser Freund hatte im Allgemeinen die kleine Schwachheit, gar zu viel Gewicht auf seine Kleidung zu legen, und er glaubte steif und fest, daß Jedermann in einem hübschen Aufzug Gegenstand der Wünsche des schönen Geschlechtes werde, wie ein Bonbon in einem zierlichen Umschlag. All die

Mühen, die er so eben gehabt hatte, um seinen Gefühlen ein passendes Gewand zu geben, wiederholten sich jetzt, als es sich um seine äußere Person handelte. Die rabulistischen Locken wurden mit Feuer und Wasser in die feierlichste Ordnung gezwängt. An der Halskrause prangte eine kostbare Nadel, die nur bei außerordentlichen Fällen benützt wurde. Mit so genauer Sorgsamkeit, als ob Leben und Tod davon abhinge, wurde das weiße Halstuch zugeknöpft. Wohl zwanzig Westen wurden probirt und verworfen, bevor die rechte sich vorfand, und von den superfeinen Festkleidern wurde mit beinahe kleinlichem Eifer jedes Stäubchen abgewischt. Als endlich die Glacehandschuhe angezogen waren, betrachtete er sich lange im Spiegel und von so vielen Seiten, als der Mechanismus der Glieder nur immer gestattete. Dieß geschah nicht, ohne daß eine gewisse Selbstzufriedenheit sich bei ihm einstellte; er glaubte wirklich wie ein Mann auszusehen, der keinen Korb zu fürchten braucht. In dieser frohen Ueberzeugung ergriff er seinen Hut, trank ein Glas Wasser und begab sich auf den Weg nach der Wohnung seiner Geliebten.

Frau Regina, die umgeben von ihren Töchtern auf ihrem gewöhnlichen Plätzchen am Fenster im Alltagszimmer saß und ihre Blicke zwischen dem Strickstrumpf und dem Reflexionsspiegel theilte, bekam den eleganten Notar bald zu Gesichte.

„Nein, seht nur den Herrn Absalon!“ rief sie, „wie geputzt er ist! Der Hund des Apothekers kennt ihn nicht mehr, sondern bellt ihn an, wie wenn er ein Fremder wäre. Immer zierlich, das muß ich gestehen... was mag wohl die Ursache davon sein? Meines Wissens haben wir in der ganzen Stadt heute keine Taufe, kein Begräbniß und keine Hochzeit... Vielleicht will er dem Bürgermeister seine Aufwartung machen... nein, er geht vorbei. Vielleicht... aber ich glaube wahrhaftig, daß er seine Schritte hieher lenkt... ja, er kommt wirklich hieher. Großer Gott, ich beginne etwas zu

ahnen. Er ist nicht zum Spaß so festlich gekleidet. O, es surrt mir im Kopfe. Rosina, Lilia, geht schnell in's Schlafzimmer und macht Euch fein und nett wie Puppen. So wahr ich lebe, wir bekommen Freier in's Haus."

„Freier!" riefen die Schwestern mit großer Lebhaftigkeit Beide zugleich.

„Wie ich sage, aber ihr braucht deßhalb nicht zu erschrecken. Ich bitte mir's jetzt aus, Kinder, daß ihr keine Capricen und Phantasien zeigt. Ich weiß wohl, daß ihr alle Beide zwei kleine schüchterne Kinder seid, aber das Weib muß doch immer an seine Bestimmung denken. Welcher von Beiden es gelten mag', das ist ganz gleich. Diejenige, die ich rufe, kommt heraus und sagt mit fester Stimme ihr Ja . . . Mein Gott, daß es doch endlich einmal Ernst wird! Die Sache wird bald abgethan sein, und die Aussteuern sind so ziemlich in Ordnung. Ach, welche Freude für ein mütterliches Herz!"

Die beiden Mädchen eilten, gehorsam dem Befehl ihrer Mutter nachzukommen, und während sie im Schlafzimmer sich vor dem Toilettenspiegel drängten, wurden folgende Worte zwischen ihnen gewechselt:

„Ach, Lilia, ich habe ein so schreckliches Herzklopfen."

„Und ich, Rosina, ich kann Dir gar nicht beschreiben, was ich empfinde."

„Ich bin es bestimmt nicht, die er haben will."

„Sollte wohl ich es sein? Nein, Du täuschest Dich."

„Wenn ich ihn nehme, so thue ich es nur der Mama zu Liebe; ich opfere mich auf; vielleicht, Lilia, vielleicht wird mein Herz brechen."

„Eines Nachts, es ist noch nicht lange her, riefest Du seinen Namen im Schlaf. O, wie ich Dich liebe, Absalon! sagtest Du.

„Aber jetzt habe ich andere Träume bekommen... Denk Dir, wie die andern Mädchen mich beneiden müßten, wenn ich Braut würde."

„Ich nicht! . . . o ich habe ein Geheimniß in meinem Herzen, Rosina.“

„Einen Virtuosen meinst Du.“

„Wie schlimm Du bist!“

„Hast Du Muth, ein Opfer zu bringen?“

„Was anders ist wohl unser ganzes Leben? — Knöpfe mir das Kleid zu, meine liebe, liebe gute Frau Absalon.“

„Glaubst Du, daß Absalon eine Frau glücklich machen könnte?

„Er wird ein guter, ein vortrefflicher Ehemann,“ sagt Mama; aber zu dick, meine ich.“

„Musikalisch ist er nicht.“

„Aber reich.“

„O, ich möchte sterben.“

„Ich auch!“

„Still! . . . ich meine, Mama rufe mich . . . sollte es möglich sein?“

„Vielleicht war ich gemeint . . . o nein, es ist bloß eine Täuschung.“

. . . .

Während dieser Zeit war Absalon von Frau Regina empfangen worden und hatte neben ihr auf dem Sopha Platz genommen. Das Gespräch ging schwerfällig von sich, wie ein Wagen auf halbgefrorener Straße.

„Es ist sehr schönes Wetter heute,“ sagte die Dame.

„Sehr schön,“ stimmte Absalon ein.

Pause.

„Wir bekommen gewiß eine gute Ernte heuer.“

„Es sieht so aus.“

Lange Pause.

„Haben Sie schon von der großen Seeschlange gehört, Herr Notar?“

„Ja, sie soll sehr groß sein.“

Noch längere Pause.

„Sie sehen heute so nachdenklich aus, Herr Notar.“

„Madame, ich muß gestehen, daß ich in Wahrheit ... ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, aber wenn Sie die Güte hätten, mir einen Augenblick Aufmerksamkeit zu schenken, so wäre ich Ihnen auf's Höchste verbunden."

„Mit dem allergrößten Vergnügen, Herr Notar. Haben Sie die Güte und fahren Sie fort; unter uns kann natürlich von langen Umständen keine Rede sein."

„Das Leben, Madame, mein Leben wollte ich sagen, befindet sich gegenwärtig unter dem Einfluß der heftigsten Gefühle. Sie dürften sich erinnern, daß ich eine Windmühle besitze."

„Ich habe die Ehre."

„Das war es doch nicht eigentlich, was ich sagen wollte. Ich wollte Ihnen das tiefste Geheimniß meines Herzens entschleiern. Die Liebe, Madame ... die Liebe ist ein Gefühl ... ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen; vielleicht spreche ich undeutlich."

„Nein, Gott bewahre, ich verstehe Sie ganz gut. Die Liebe ist ein Gefühl, sagten Sie. Das ist vollkommen wahr und treffend. Ich erinnere mich dessen noch von meiner Jugend. Mein erster, mein seliger Mann äußerte sich einmal auf dieselbe Weise. Es war just an dem Tag, wo er um mich anhielt. Die Liebe ist ein Gefühl, sagte er, ganz wie Sie jetzt, Herr Notar."

„Sagte er sonst weiter nichts?"

„O freilich, noch viel. Er sagte unter Anderem von der Stunde, wo Gott das Rippenbein aus Adam's Seite genommen, fehlte es jedem Mann an Etwas; aber dieses Etwas finde er beim Weibe."

„Er hätte nicht sagen sollen etwas, sondern viel."

„Sie sind allzu gütig, Herr Absalon ... aber um jetzt auf Sie selbst zurückzukommen, sprechen Sie frisch von der Leber weg; ich merke schon, wie viel Uhr es geschlagen hat."

„Ja, meine beste Madame, ich bin wirklich in

ernsten Absichten hieher gekommen. Ich hege das glückliche Bewußtsein, einen Wandel geführt zu haben, dessen ich mich nicht zu schämen brauche. Mein kleines Vermögen ist unbelastet und steht auf sicheren Füßen. Ich selbst habe mich beständig bemüht, meine Pflichten zu erfüllen und habe vorsätzlich nie einen Menschen in seiner Ruhe gestört; aber jetzt wünschte ich, daß ich es doch gethan hätte."

„Auf welche Art, meinen Sie?

„Auf eine herzliche Art, Madame. Meine Umstände und meine Jahre gestatten mir, der Stimme zu lauschen, die in meinem Herzen spricht. Ich bin ein Freier, Mama, aber ich wünsche es nicht länger zu sein, darum ... Kurz und gut, ich bin hier, um zu werben, um meine Hand und mein Herz derjenigen anzubieten, die ich anbete, und möge es eine Bürgschaft für meine redliche Absicht sein, daß ich mich zuvörderst an Sie wende und gehorsamst um Ihre Zustimmung, Ihre Vermittlung bitte."

„Niemand wird etwas Anderes sagen können, als daß Sie den rechten Weg gegangen sind, und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß Sie schon seit langer Zeit meine mütterliche Ergebenheit gewonnen haben. Sie sind ein braver und vermöglicher Mann ... ich bin ganz gerührt, wenn ich daran denke ... Komm in meine Arme, mein Sohn! Meine Zustimmung hast Du, und die ihrige auch, das verspreche ich Dir."

„O meine Mutter! welch ein glücklicher Augenblick!"

„Nun, nun, beruhige Dich, lieber Absalon. Nenne den Namen Deiner Geliebten, und Du sollst sehen, daß sie bereit ist, Deinem Wunsch entgegen zu kommen. Welche von den Mädchen hast Du zu Deiner Ehehälfte auserkoren?"

„Sie wissen es also noch nicht? — Es ist Leopoldine."

Frau Regina stutzte bei diesem Namen und blieb

einige Minuten sprachlos vor Bestürzung. Niemals hatte sie geahnt, daß das zärtliche Verlangen des jungen Mannes diese Wendung genommen habe; es wäre aber auch für Jedermann sehr schwer gewesen, aus Absalon's Benehmen seine Gefühle zu errathen. Wie manchen Abend hatte er sich nicht im munteren Gespräch mit der Rose und der Lilie vertrieben, während er dagegen mit Leopoldinen nur selten ein Wort wechselte. Seine Flamme war unter einer meistens stummen Bewunderung angewachsen.

„Leopoldine!“ wiederholte sie, da sie sich nach der ersten heftigen Ueberraschung einigermaßen wieder erholt hatte. „Habe ich recht gehört? . . . Leopoldine . . . Ach nein, Lilia, meinten Sie, war's nicht so? Man verwechselt die Namen so leicht. Lilia ist just die Frau, deren Sie bedürfen; zärtlich und weich, und dabei doch rasch und kühn. Sie ist eine Frau, die ihre Bestimmung erfüllen kann. Aber Leopoldine . . . ich muß lachen, wenn ich daran denke; dieses halbverrückte Mädchen, dieses Mondskalb . . . ja, das wäre just eine schöne Frau. Sie kann nicht einmal ein Ei sieden. Spotten Sie nicht in so ernsten Fragen.“

„Ich versichere Sie, mein Herz gehört wirklich Fräulein Leopoldine.

„Sie wagen es also noch einmal, diesen Namen zu wiederholen. Ha, Wahnsinniger, entfernen Sie sich aus meinen Blicken.“

„Madame, diese Worte . . .“

„Gehen Sie, sage ich, und machen Sie das Maaß Ihrer Beleidigungen nicht gerüttelt voll. Sie sehen hier eine arme Mutter, ein grausam zermalmtes Mutterherz. Mit falschen Schmeicheleien haben Sie sich Zutritt in dieses Haus verschafft, das einst die Wohnung des Friedens gewesen. In die Ohren meiner unschuldigen Töchter haben Sie Worte geworfen, die ihre Herzen irre leiteten. Mich selbst haben Sie hinter's Licht geführt

... Ja, Ihr Werk ist schön ... und ich, die ich Sie kaum noch meinen Sohn nannte."

„Haben Sie keine Antwort auf meine ehrliche Frage zu geben?"

„Leopoldine wird niemals die Ihrige werden."

„Aber wenn ihr eigenes Herz ..."

„Ihre Einfalt ist wirklich rührend. Ich bin überzeugt, das arme Mädchen hat kaum bemerkt, daß Sie auf der Welt sind, und wenn ich ihr sagte, daß Sie um sie anhielten, so würde sie mich nicht verstehen."

„Sie glauben also, daß ich Fräulein Leopoldine gänzlich gleichgültig sei?"

„Vollkommen gleichgültig. Sie hätten sich eben so gut in den Canarienvogel dort verlieben können."

„Es ist leider wahr, daß ich selten Gelegenheit hatte, ihr meine herzliche Theilnahme zu beweisen. Sagen Sie ihr jedoch, daß ich ein Mann bin, der ihr sichere Zukunft zu bieten vermag; sagen Sie ihr, daß meine Liebe und mein kleines Kapital ... aber ich würde am liebsten wünschen mit ihr selbst sprechen zu dürfen."

„Seien Sie kein Narr, Herr Absalon. Sie können sich wundern, daß ich noch jetzt, nach dem was so eben vorgegangen ist, dieses Gespräch fortsetzen will, aber das Mitleid eines Weibes ist unerschöpflich, und ich habe Sie ja einmal meinen Sohn genannt. Glauben Sie mir, Sie haben Ihr eigenes Herz gänzlich mißverstanden. Ihr Glück liegt nicht in Leopoldinens Hand. Sie haben sich durch einen Traum, eine Phantasie zum Narren halten lassen, das ist die ganze Sache. Diejenige, die einmal Ihre Frau werden soll, darf keine solche Mondscheinjungfer sein, die in den Wald lauft, um Schmetterlinge zu fangen, sondern es muß eine gesetzte Person sein, die treulich an der Seite ihres Mannes geht, eine Person, die Verstand hat und auch so ziemlich eine ehrliche Aussteuer besitzt. Schlagen Sie sich Ihre romantischen Grillen aus dem Sinn, werden Sie wieder so, wie Sie vorher gewesen sind, und dann seien Sie wieder willkommen,

Herr Notar; dieser Vorfall bleibt im Uebrigen ein Geheimniß unter uns."

Absalon machte seinen Bückling und ging. Sonderbar genug beruhigte er sich sehr bald. Vielleicht sah er bei näherer Ueberlegung ein, daß die Liebe zu Leopoldine nur, wie Frau Regina behauptete, ein Mißgriff war, oder war er vielleicht auch einer von denjenigen, die ihre Gefühle allerdings im Allgemeinen mit warmen Farben malen können, aber wenn die Wirklichkeit das schöne Gemälde überwischt, finden, daß diese Gefühle nur auf der Oberfläche gelegen. Genug, er war ganz und gar nicht so unglücklich, wie er eine Stunde vorher zu werden sich eingebildet hatte, im Fall das Unternehmen mißlingen sollte.

„Allerdings leide ich," raisonnirte er vor sich hin, „aber mein Leiden liegt tief, sehr tief . . . Eine merkwürdige Seelenstärke jedoch . . . daß ich einen Korb bekommen habe, wird Niemand behaupten können; ich habe ja nur eine vertrauliche Unterredung mit Frau Regina gehabt ... ja gewiß nichts Anderes ... Ich sollte einen Korb bekommen, ich, der ich noch vor Sonnenuntergang ein ganzes Dutzend Frauen bekommen könnte, wenn ich nur wollte . . . Leopoldine ist nicht das Weib, das für mich paßt, meinte Frau Regina. Sie nannte sie eine Mondscheinjungfer, ja gar ein Mondskalb, hu! . . . Rosina? Lilia? . . . Nein, das wird nie geschehen. Ich bin nicht der Mann, der sich unter Vormundschaft stellen läßt, das will ich ihnen beweisen . . . Uff! ein Glas Portwein wird mir gut thun."

Aber Frau Regina war weit ernstlicher beunruhigt. Bei ihr war es zur fixen Idee geworden, daß eine ihrer Töchter einmal Frau Absalon werden und seine Windmühle die ihrige nennen sollte. Die Entdeckung, die sie jetzt gemacht, war nicht bloß eine Beleidigung für ihr Talent zu Voraussicht und Berechnung; sie drohte das ganze System zu zerstören, auf das sie ihre Zukunft

gebaut hatte. Gleichwohl gab sie wegen dieses ersten Mißlingens ihre Lieblingshoffnungen nicht auf. Sie fürchtete, aber sie verzagte nicht ganz. Leopoldine, die gefährliche Nebenbuhlerin ihrer Töchter aus dem Hause zu schaffen, dieser Gedanke erhob sich in ihr als die erste natürliche Folge ihrer Betrachtungen über Absalon's Besuch.

„Wie undankbar ist nicht die Welt! seufzte sie. Dieses Mädchen, dem ich mütterlich meine Arme geöffnet habe, belohnt jetzt meine Zärtlichkeit damit, daß sie meinen eigenen Kindern das Glück wegstiehlt ... Ach, daß ich in eine solche Tragödie hinein kommen mußte! und Erasmus, ja er ist es, der das ganze Spektakel angerichtet hat.“

Eine Weile, nachdem Absalon sich entfernt hatte, wurden Rosina und Lilia wieder herein gerufen.

Die gehorsamen Mädchen waren in Gefahr, einander unter der Thüre zu erdrücken, so eilig hatten sie es, herein zu kommen. Groß war ihre Verwunderung, als sie die Mutter allein fanden.

„Liebe Kinder,“ erklärte sie ihnen, „Herr Absalon hatte mir nur eine Privatsache anzuvertrauen. Ich täuschte mich oder vielmehr, ich scherzte bloß, denn ich täusche mich nie, als ich sagte, daß er in Freiersgeschäften käme.“

Die Schwestern sahen mit zweifelnden Blicken einander an und seufzten beide.

VIII.

Das Concert.

Zur Sonne empor! Zur Sonne empor!
so ertönte es in ihrem Innern.
Frederika Bremer.

Unter allerlei Vorwänden hatte Maximilian sich bereits mehr als zwei Wochen länger, als er Anfangs beabsichtigt, in X. aufgehalten. Leopoldine war es, die ihn fesselte. Sein Interesse für dieses ungewöhnliche Mädchen hatte ihn so eingenommen, daß er nicht ohne Schmerz an eine Trennung denken konnte.

Dieses Interesse, war es wohl Liebe?

Maximilian glaubte es selbst nicht. Er hatte schon so manchmal das erfahren, was er unter der Gewalt der Liebe verstand, und er konnte sein Gefühl für Leopoldine mit keinem andern, das er bisher erlebt hatte, vergleichen. Die Liebe, glaubte er, sei ein Kind des Himmels und der Erde, das sich allerdings zu seiner göttlichen Heimath über den Wolken gewissermaßen angezogen fühle, aber gleichwohl mit dem Fuß im Staube feststehe. Liebe und Leidenschaft waren für ihn dasselbe. Er betrachtete dieses Gefühl als einen Rausch, der auf jeden Gedanken einwirke, als ein Feuer, das vom Herzen aus in jede Ader ströme, zu gleicher Zeit belebend und verheerend ... Wie verschieden fühlte er nicht für Leopoldine! Sie schenkte ihm eine Ruhe und einen Frieden, dergleichen er noch nie empfunden hatte. Vor ihren Blicken entfloh aus seiner Seele so manche niedrige Begierde, die ihn sonst in ihrem engen Kreise eingeklemmt hielt. Er meinte in diesen Blicken einen offenen Himmel zu schauen, und diese Erscheinung war ihm so neu. Ihre Stimme drang an sein Herz. In der Tiefe desselben lagen noch manche reine, warme

Jugendgefühle verborgen; sie erhoben sich wie Kinder, die von einem zärtlichen Schwesterkusse geweckt werden. Vorher war die Nacht lang gewesen. Auch als Künstler fühlte Maximilian edlere Eingebungen. Es lag in dem ganzen Wesen des jungen Mädchens etwas so Wahres, daß er, ein Sohn der Welt, ohne sich den Grund recht klar machen zu können, über seine vielen Lügen in Gedanken und Handlungen erröthete. Er betrachtete jetzt das Leben von einem neuen, höheren Gesichtspunkt, von welchem er fand, daß er der rechte sei; aber besaß er wohl die Kraft, sich auf demselben zu behaupten, wenn man ihn sich selbst überließ? . . . .
. . . .

Eines Tags erhielt er ein Schreiben von Ihrer Hoheit, der Herzogin von ***, die sich schon früher so gnädig gegen ihn gezeigt hatte. Mit den schmeichelhaftesten Worten lud sie ihn ein, mit seinem Talent ein Fest zu verherrlichen, das sie in einem der besuchtesten Bäder zu geben beabsichtigte. Dieser Vorschlag führte Maximilian's Phantasie wieder auf die Bahn der Glücksjägerei; seine Eitelkeit gewann wieder die Oberhand und zerriß die Bande, womit seine besseren Gefühle sie hatten fesseln wollen. Er begann bei sich selbst seine Stellung zu überlegen und schloß damit, daß er sie höchst lächerlich fand.

„Bin wohl ich,“ fragte er, „dazu geschaffen, meine besten Tage in einem sentimentalen Schäferleben zu vergeuden? Nein, ich bin ein Kind der Welt, ich liebe diese Welt, und das Vergnügen ist meine angelobte Braut. Diese platonischen Gefühle, was haben sie mit mir zu schaffen? . . . ich bedarf der frischen Luft. Hier in der ruhigen Bucht wird mir das Leben zu eng. Ich muß wieder auf das weite Meer hinaus, um auf seinen Wogen zu tanzen, die über Abgründen ihren Schaum zum Himmel emporspritzen; ich muß kämpfen mit diesen launischen Winden, welche die Fahrt so munter, so lustig, wenn auch zuweilen gefährlich machen. Mein

Blut wird schwer von dieser idyllischen Diät; es muß zischen wie Champagner, sonst werden die Ideen blaß und mager wie bußfertige Nonnen . . . es ist bereits abgemacht, der Zauber ist verronnen, und ich beginne meine lustige, meine fröhliche Fahrt wieder.

Einige Tage später, am Tag vor seiner Abreise, gab Maximilian ein Concert mit geneigter Beihülfe der Dilettanten der Stadt. Eine Gesangnummer war für Leopoldine bestimmt. Die Billigkeit erforderte, daß sie ihrem Lehrer diesen Tribut der Dankbarkeit abstattete, und bei all' ihrer Anspruchslosigkeit hatte sie gegen diesen Vorschlag keine Einwendung zu machen. Alle Herrschaften der Stadt drängten sich in den Salon des Stadthauses, und die Neugier, die sich für den gegebenen Fall musikalisches Interesse nannte, war allgemein.

Maximilian besaß — sein Talent mag nun das Todesurtheil verdienen oder nicht — in hohem Grade die Gabe, die Sympathien eines gewöhnlichen Concertpublikums anzuregen. Schon sein erstes Auftreten eroberte ihm die Gunst sämmtlicher Damen. Man hat von Paganini gesagt, daß er, wenn er sich dem Publikum präsentirte, aussah, als sei er der Unterwelt entstiegen, und daß man bei seinen ewigen Verbeugungen sich versucht fühle, zu fragen, ob er diese Complimente von einem Automaten oder von einem Hund gelernt habe. Bei Maximilian dagegen mußte Jedermann seine ungezwungene, etwas übermüthige, aber immer anmuthsvolle Haltung, sein zugleich romantisch-phantastisches und elegantes Aussehen bewundern. Wenn er mit einem strahlenden Lächeln seine tiefen Verbeugungen vor seinem Publikum machte, so fühlte mehr als eine junge Dirne in ihrem Herzen, daß sie niemals einen für ihre Ruhe gefährlicheren Gruß empfangen hatte. Fügt man noch hinzu, daß er, wenn er die Violine unter sein Kinn setzte, eine stolze, edle Haltung annahm, daß er mit sicherem Arm und seltener Grazie seinen Bogen führte und dabei eine weiße und wohlgebildete Hand zeigte,

zugleich auch mit wechselndem Ausdruck in Blick und Miene sein Spiel gleichsam illustrirte, so hat man sogleich einen Erklärungsgrund für seine Triumphe, wenn man nicht die wahre Ursache derselben hauptsächlich in seinen allezeit reinen und glänzenden Tönen, in seinem Reichthum an Effecten, so wie in seiner zu ungewöhnlicher Höhe getriebenen, mechanischen Fertigkeit finden will.

Auch auf die zahlreiche Versammlung, die ihn jetzt umgab, übte der Virtuos seine Zauberkraft aus. Nach jeder Nummer erscholl stürmischer Applaus. Man schenkte ihm, wie die Sitte es gebietet, für die Wohllaute, die er hervorrief, lärmende Mißlaute. Man schrie bravo und dacapo, und in dem Getöse zwischen den Abtheilungen konnte ein lauschendes Ohr Ausdrücke von eitel Bewunderung vernehmen.

„Bruder," rief der Bürgermeister der Stadt, indem er seinen etwas faulen Nachbar in die Seite stieß, als Maximilian just einige erstaunliche Flageolettöne zum Besten gegeben hatte, „so Etwas habe ich noch nie gehört. Beim Teufel, der Mensch kann spielen."

„Ein großes Talent," antwortete der Nachbar. Meine Ohren erlauben mir nicht, ihn zu hören, aber ich habe mein Vergnügen daran, auf seine Finger zu sehen. Das ist meine Art, musikalisch zu sein, und deßhalb habe ich meine Brille aufgesetzt."

„Hast Du seine Flötentöne bemerkt, Bruder?"

„Ich glaube nicht, daß Jemand sie besser machen könnte, und dann die Schneller, vortreffliche Schneller."

„In Wahrheit, ein genußreicher Abend für denjenigen, der Sinn für die schöne Kunst hat."

„Nur ein einziges Mal in meinem Leben habe ich etwas noch Schöneres gesehen."

„Paganini?"

„Nein, bewahre; es war auf einem großen Markt, da sah ich einen Kerl, der spielte mit der Geige auf dem Rücken." . . . .

Ein etwas ältliches, aber sehr gefühlvolles Fräulein hatte seinen Platz neben einem jungen Studenten. Nach einem sentimentalen Adagio wurden ihre schwachen Nerven von einem so heftigen hysterischen Anfall ergriffen, daß sie ganz bewußtlos ihrem jungen Nachbar in die Arme sank. Der Student, der im Griechischen stärker war als in seinen Armen, konnte die ohnmächtige Dame nur mit Mühe aufrecht erhalten. Glücklicherweise fand man in ihrer Rocktasche ein Fläschchen eau de Lyce, und nachdem man ihr auch ein Glas Wasser geholt hatte, wurde sie durch dieses Mittel in's Leben zurückgerufen; sie schlug die Augen wieder auf, ein Seufzer erleichterte ihre Brust, und mit noch matter Stimme flüsterte sie:

„Schön, erhaben!"

„Wie befinden Sie sich, mein Fräulein?" fragte der Student.

„Der Geist ist jetzt nach dem lieblichsten Entzücken in seine gebrechliche Hülle zurückgekehrt. Der Traum ist verschwunden, und ich bin wieder zu dem Leben erwacht, das wir Wirklichkeit nennen ... Junger Mann, sind Sie musikalisch?"

„Ich blase ein wenig die Trompete."

„Gewahren Sie nicht in den Tönen, welche dieser Meister hier seinem Instrument entlockt, einen Wiederklang der Harmonie der Sphären?"

„Herr Maximilian spielt vortrefflich."

„Sie Glücklicher, der Sie, im Besitz voller Manneskraft, sich dem Genuß dieser erhabenen Kunst hingeben können! Ich bin leider nur ein schwaches Weib, meine Nerven sind so reizbar, es könnte mich das Leben kosten, wenn ich meiner musikalischen Leidenschaft nicht Bande anlegte ... Ach, jetzt beginnt er wieder; stützen Sie mich, wenn ich wanke. Es ist so genant in größeren Gesellschaften; man kann nicht in Ohnmacht fallen, ohne Aufsehen zu erregen" . . . .

. . . .

„Welch' ein prächtiger Mann," sagte eine stattliche Frau zu ihrem Eheherrn, während sie sich Kühlung zufächelte. „Er hat eine gute Methode. Applaudire für mich und die Kinder; aber zieh zuerst Deine Handschuhe aus."

„Das ist ein wahrer Zauber," antwortete der Mann, nachdem er ihr Verlangen mit einem solchen Eifer erfüllt hatte, daß große Schweißtropfen auf seiner Stirne zitterten.

„Hast Du Acht gegeben, wie er so eben einen meisterhaften Doppelgriff machte? Ach, welch' ein wohlklingender cantabler Ton, welch' ein delikates Sostenuto, welch' ein timbre, welch' ein Colorit, welch' eine brillante Juwelennadel! Die hat er von einer Prinzessin bekommen. Gott bewahre uns vor den Prinzessinnen in unseren Tagen."

„Es ist nur Schade, daß er so unbegreifliche Sachen spielt; ich wollte gerne mein Billet zweimal bezahlen, wenn ich nur eines von meinen alten Lieblingsstücken zu hören bekäme."

„Ei, mein Lieber, Du bist doch mit nichts zufrieden. Es fehlt Dir am höheren Geschmack. Sollte er Dir etwa den alten Noah vorspielen? Nein, mein liebes Alterchen, die wahre classische Kunst tritt immer in vollem Schmucke auf; Du möchtest sie gerne in bloßer Hand sehen, ich verstehe Dich schon, Du Schalk . . . Warte, jetzt bekommen wir einen Gesang. Ach es ist die arme Mamsell Leopoldine, die singen wird. Ja, ja, wenn man weder Vater noch Mutter hat, so . . ."

„Das Mädchen ist hübsch, ihr weißes Kleid läßt ihr gut."

„Kein Colorit, keine Formen, mein Lieber. Und welche Haltung! Sie sollte ängstlich sein, die Convenienz gebietet schon, daß sie sehr ängstlich sein sollte."

„Hör' nun, sie singt ganz hübsch."

„Gar zu einfach, mein Freund! Keine Methode, kein Metall. Ein solches Liedchen kannst Du umsonst

vom ersten besten Hirtenmädchen hören, das Dir im nächsten Walde begegnet; die Kunst ist etwas ganz Anderes. Ich habe, Gott sei Dank, Allerlei im höheren Style gehört; aber was kann man wohl von dieser Mamsell Leopoldine verlangen? man muß sie jedoch wie ein Kind aus unserm Städtchen betrachten.“ . . .
. . . .

Wir haben ohne Zweifel jetzt an diesen Kunstkritiken mehr als genug; von Frau Regina wären sonst noch verschiedene Urtheile in demselben Geiste nachzutragen. Maximilian erregte unwillkürlich ihre Theilnahme, aber während das Interesse des Publikums sich immer mehr zum Enthusiasmus steigerte, kühlte sich ihr eigenes immer mehr ab, und als sie zuletzt während einer Pause ein klägliches Schluchzen von ihren beiden Töchtern hörte, wurde sie in hohem Grade unzufrieden, sowohl mit sich selbst, als auch mit ihnen und überhaupt mit dem ganzen Concert.

„Das geht wahrlich zu weit,“ flüsterte sie Erasmus zu; ich wollte, ich wäre hundert Meilen weit von diesem Narrenhaus entfernt. Sieh nur Rosina und Lilia an, sie weinen ja wie Schulmädchen, die man an den Haaren gezupft hat. Ja, das ist mir ein sauberes Vergnügen, das dieser Herr Maximilian uns bietet. Ich fange jetzt an, den braven Herrn zu durchschauen: er ist ein großer Taugenichts, das werde ich ihm bei der ersten Gelegenheit sagen. Und dann Leopoldine! ... Ich schäme mich, sie nur anzusehen ... Ach, jetzt fängt sie an, ihre Augen zu verdrehen. Das Mädchen bringt mich noch früher oder später unter die Erde, das ist sicher.“

Inzwischen führte Leopoldine ihren Gesang mit jener wunderbaren Anmuth, jenem lebendigen Gefühle aus, womit ihre reine, biegsame, warme Stimme von der Natur unzertrennlich verbunden zu sein schien. Sie war noch weit entfernt, die ganze Größe der Kunst in klaren Begriffen aufzufassen, aber sie besaß in reichem

Maß jene beflügelte Kraft der Eingebung, die zwar allerdings den Werth guter Studien nicht herabsetzt, die aber das hohe Ziel erreicht, ohne eigentlich den Weg zu kennen, der dahin führt. Es ist wie wenn ein guter Engel zu solchen so glücklich begabten Seelen sagte: Sieh hier, nimm meine Schwingen; sie werden Dich zu dem Himmel führen, wohin Du Dich sehnst.

Im Allgemeinen ermangelten die Personen, die Leopoldine jetzt hörten, gänzlich der Fähigkeit, ihren Gesang zu beurtheilen, denn sie ermangelten der Fähigkeit, das Naive, das unaussprechlich Wahre aufzufassen, das in jedem Ton lebte, der über ihre Lippen kam. Alle waren jedoch nicht so „klassisch" in ihren Theorien, wie die oben erwähnte Dame mit dem Fächer, oder so streng in ihren Kritiken wie Frau Regina. Vielleicht waren es auch theilweise Maximilian's glänzende Effectstücke, die den Geschmack der Zuhörer irre geführt hatten, Leopoldine wußte inzwischen ganz und gar nichts von dem Eindruck, den sie auf die Menge hervorbrachte. Sie hatte noch nicht gelernt, ihre Aufmerksamkeit zwischen sich selbst und dem Publikum zu theilen. — Ihr ganzes Herz war ein Gesang, darin fand sie gleichsam ihr rechtes Leben, und immer mehr und mehr trat vor ihre Seele die glückliche Gewißheit, daß sie jetzt ihren Platz gefunden habe.

Ein maßloses Entzücken ergriff das verehrte Publikum, als Maximilian endlich seine Erinnerung an die erste Liebe zum Besten gab. Dieses Stück war unleugbar, wenigstens wenn man es wie jetzt von dem Componisten selbst mit seiner überlegenen Fertigkeit in gewissen hier stark aufgetragenen Portionen der Kunst vortragen hörte, ein sehr originelles und ausnehmend herzergreifendes Werk. Viel davon, das bei der ersten Bekanntschaft auf eine pikante und angenehme Art das Gefühl anregte, würde eine gründliche Prüfung nicht ausgehalten haben, wie auch das Ganze unbedingt eine ungewöhnliche Fingerfertigkeit in Anspruch nahm. Aber

das ist just das Genre, das sich für den Concertsaal als das rechte erwiesen hat, wenigstens als das rechte für die Concertgeber, welche nicht die Absicht haben, als Diener der Kunst, Bildung und Licht zu verbreiten, sondern vielmehr für ihre eigene Person die lärmende Bewunderung der Menge zu erobern. Das gute Volk in X. hatte nie etwas Aehnliches gehört. Die erotische Schwärmerei des Virtuosen machte alle Herzen schmelzen, und seine wunderlichen Kunstgriffe setzten alle Hände in Bewegung.

Als er geendet hatte, zwang ihn die allgemeine Stimme, von Neuem anzufangen. Schon lange hieran gewöhnt, hatte er für denjenigen Theil der Composition, der jetzt wieder vorgetragen werden sollte, eine wahre Generalsalve von Knalleffecten, einen ganzen Raketenkasten von Tönen aufgespart. Als diese mit Blitzesschnelligkeit vorsprangen und gleich tollen Wirbelwinden in den wunderbarsten phantastischen Figuren einander verfolgten, da stieg der Enthusiasmus der Zuhörer auf seinen Gipfel. Man applaudirte mit Händen und Füßen, die Bravorufe wollten kein Ende nehmen, die Damen warfen ihre Bouquette dem Sieger zu Füßen, man erhob sich endlich von den Bänken, die Nastücher wurden in der Luft geschwenkt. Mit einem Wort, das Ganze glich einer Revolution im Kleinen, aber einer kleinen sehr artigen und civilisirten Revolution.

Während dieses ganzen Tumults machte Maximilian mit einer Contenance, die seine Gewohnheit an ähnliche Auftritte verrieth, die elegantesten Abschiedsverbeugungen nach allen Seiten. Seine Blicke waren beredter, als das Lächeln, das seine Lippen umschwebte, einnehmender als je. Er schien zugleich stolz und dankbar zu sein.

Noch einmal machte sich das Entzücken des Publikums in lärmendem Geschrei Luft. Diese letzte Huldigung galt offenbar mehr dem schönen, als dem talentvollen Virtuosen.

Als man nach Hause kam, war Frau Regina bei sehr übler Laune und schmälte über alle Dinge, die ihr in den Weg kamen. Gleich nach dem Abendessen eilte daher Leopoldine in ihr friedliches grünes Stübchen hinauf. Erasmus folgte ihr, sobald es ihm möglich wurde.

„Ich habe Dir noch nicht für Deinen schönen Gesang heute Abend gedankt," sagte er, seine Nichte in die Arme schließend.

„Ach, laß mich hier ruhen," antwortete sie; „bald werde ich keine Brust mehr besitzen, an die ich mein Haupt lehnen kann."

„O gewiß, mein Kind, Gott wird mich noch lange die Freude genießen lassen, die Du mir bereitest."

„Mein Schicksal ist bestimmt, geliebter Freund; wir müssen uns trennen."

„Trennen," sagst Du? „welch' ein Einfall!"

„Mein Herz blutet, wenn ich an den Schmerz denke, den ich Dir verursachen werde. Warum mußt Du mich so zärtlich lieben? ... Ich bin ein garstiges, eigensinniges Mädchen ... Vergilt mir Gleiches mit Gleichem; verhärte Dein Herz in Folge meiner Undankbarkeit."

„Ich kann mir Deine Worte nicht erklären, Leopoldine; was meinst Du denn?"

„Komm, setze Dich hier auf den Sopha, ich will Dir ein Mährchen erzählen ... Siehst Du, es war einmal ein kleiner Vogel, der hatte eine ruhige und gute Heimath tief im Walde. Dort wuchsen Blumen auf den Wurzeln der Bäume, und die Sonnenstrahlen blickten zwischen den Laubgewölben herein. Hier ist es so angenehm, so lieblich, so gut zu leben, und kein grausamer Jäger kommt hierher, sagten alle Freunde und Bekannte des kleinen Vogels; aber in ihm selbst lebte dennoch eine Sehnsucht, die er nicht zurückzudrängen vermochte. Er wollte in die Welt hinaus, er wollte sich in einem reicheren Sonnenlicht baden, er wollte fortfliegen, weit fort über Land und Meer,

nach einem fremden Strande; aber er wußte nicht wohin und wußte auch nicht, was er dort suchen sollte. Wenn die Andern fröhlich sangen, saß er betrübt da und träumte von dem neuen Leben, das er führen wollte. Einmal kam ein frischer Wind durch den Wald geblasen. Er kam von weiter Ferne. Er hatte viel von der Welt gesehen, ja, er führte Botschaft vom Himmel selbst mit sich. Der kleine Vogel lauschte so gerne auf diesen freundlichen Boten, er verstand sie und verstand jetzt auch sich selbst, seine Sehnsucht und seine Ruhe. Welche Freude für ihn! Er wußte jetzt seinen Weg durch die Räume, und eines schönen Tags, nein, es war ein trüber, ein trauriger Tag, da schwang er seine Flügel zur Flucht und verließ seine ruhige Wohnung, den Frieden und alle diejenigen, die ihn liebten; aber er konnte nicht anders, nein, Vater, er konnte nicht anders ... Verstehst Du meine Sage?“

„Wenn Du dieser kleine Vogel sein solltest, so will ich Dich bei Zeiten fesseln.“

„Vergebens! ... Begreife mich recht ... es handelt sich um Leben oder Tod ... Was bin ich auch hier? Ein nutzloses, träumerisches Wesen, eine Pflanze aus fremdem Land, die in diesem Erdreich nicht wachsen kann. O, welch' ein grausamer, welch' ein zermalmender Gedanke, daß ich mein ganzes Leben so bleiben sollte! die Thätigkeit, welche die Leute hier belebt, ist nicht für mich. Ach, Du weißt wohl, daß ich nicht aus Hochmuth so rede. Ich weiß gar zu gut, ich weiß es von meiner Mutter, daß es ein großer, ein schöner Beruf ist, die Schöpferin häuslicher Wohlfahrt zu sein. Ein solches Leben schimmert nicht von dem trügerischen Glanz, der die Bewunderung einer oberflächlichen Welt erweckt; es fließt still und anspruchslos in einem bescheidenen Schatten dahin und opfert sein Herz in der edelsten Selbstentsagung. Die Rosen, die zu den Füßen des Mannes ausgestreut werden, damit sein Weg zu Siegen und Triumphen angenehm sein möge, wie oft

werden sie nicht mit den Thränen des Weibes begossen! Aber wer denkt daran, wer schätzt den Werth solcher Opfer, welche sie so sorgsam vor den Blicken der Welt verbirgt! Wahrhaftig, ich verkenne diese edlen Wesen, diese Engel des häuslichen Lebens nicht; ich liebe, ich bewundere, ja, ich beneide sie. Auch ich möchte mich selbst vergessen und auf ihren unbemerkten Wegen durch das Leben wandeln können; auch ich möchte mit meinem Herzblut das Glück in einem liebereichen Familienkreise nähren ... Vergebens lockt mich jedoch das Erhabene an einem solchen Leben. Ein andere Bestimmung erwartet Dein Kind."

„Eine andere Bestimmung, als Familienleben und häusliches Glück?"

„Was ist wohl unser eigenes Glück anders, als die Gelegenheit, für das Glück Anderer zu leben? ... Wenn wir im Lenzmorgen unseres Lebens auf die Felder, die Höhen und die Thäler hinausblicken, welche die Bahn unserer künftigen Wanderung ausmachen, so werden wir hingerissen von Entzücken, von glückseligen Hoffnungen. Der Weg, den wir überschauen, ist so schön, sein Ziel so herrlich. Ach, denken wir, die Fahrt wird nicht schwer sein. Es muß lieblich sein in diesem milden Schatten zu wandeln, lieblich, unter diesen duftenden Rosen auszuruhen. Und so werden wir von Sehnsucht ergriffen, winken der sorglosen Heimath der Kindheit ein Lebewohl zu und eilen unserm neuen Schicksal entgegen ... Aber kaum haben wir die lange Wanderung begonnen, so finden wir auch schon mit Schmerz, mit Entsetzen, daß wir uns in unserer Erwartung getäuscht haben. O, das ist eine schwere Stunde, und bitter sind die Thränen, welche das Auge feuchten, wenn es nun zum ersten Mal sehnsuchtsvoll nach dem friedlichen Strande blickt, den wir verlassen haben. Wir müssen jedoch vorwärts und immer öder wird die Fahrt. Alle Sterne erlöschen, einer um den andern; die Nacht wird so finster, so kalt ... Sind denn alle unsere Hoffnungen auf Glück nur leere Selbsttäuschungen? Das kann nicht sein.

Gewiß liegt dem unerschrockenen Glauben und fröhlichen Vertrauen des Kindes eine tiefe Wahrheit zu Grunde, aber hier außen in der Welt schleicht ein böser Dämon in unsere Spuren. Er ist es, der die Blumen auf unserm Pfad niedertritt. Sein Odem ist es, der die Luft so schwer macht. Seine finstere Gestalt ist es, die die Sonne in unserm Leben verdunkelt, die ihren düsteren Schatten über den Weg breitet. Er ist es, der seine Hand auf unsere Herzen legt und Todeskühle in unsere Adern gießt . . . Dieser Dämon führt viele Namen; ich will ihn die Prosa des Lebens nennen."

„Ich kenne ihn, Leopoldine; auch ich, der ich jetzt so gebeugt und ergraut vor Dir stehe, auch ich war einmal jung und sah das Leben wie einen rosigen Maitag mir entgegen lächeln. Aber der finstere Dämon, den Du nanntest, hat sich zu meinem Begleiter gemacht; er wurde mein zweiter Schatten. Ja, ich kenne ihn, mein Kind. Wir sind lange und weit mit einander gewandelt."

„Du kennst ihn, väterlicher Freund. Du kennst auch den Engel, der auf leichten Flügeln über die Erde hinschwebt. Es strahlt eine himmlische Glorie um seinen Scheitel. Sein Blick ist Liebe, sein Lächeln Milde. Klar leuchtet die Fackel in seiner Hand; lieblich klingt die Leier, die er anschlägt, wohin er seinen Flug lenkt, da strömt das Licht über die Welt. Die Kinder der Erde, die irre geleitet vom Dunkel der Nacht in blutigen Kämpfen ihre Kräfte vergeuden, erscheinen einander jetzt wieder als Brüder, lassen den erhabenen Dolch fallen und drücken einander an die versöhnte Brust. Wo immer ein Accord von der Leier im Arme des Engels einem Ohr naht, da erwachen die eingeschlummerten Kräfte des Herzens wieder . . . Du kennst diesen Engel, es ist der Genius der Kunst! Ihm will ich die besten Kräfte meiner Seele, die wärmsten Gefühle meines Herzens opfern. Ja, mag er mein ganzes Leben nehmen, ich gebe es mit Freuden, wenn auch

nur, um ein einziger flüchtiger Strahl aus seiner niemals erlöschenden Fackel, ein einziger bald verklingender Ton aus seiner hellgestimmten Leier zu werden ... Ach, es ist nicht schwer, zu sterben, wenn man so gelebt hat.“

„Du willst für die Kunst leben. Leopoldine, hast Du diesen Entschluß wohl überlegt? Hast Du Deine Kräfte geprüft? Laß Dich durch Deine Träume nicht irre leiten. Vergiß nicht, daß die Bahn der Kunst schlüpfrig ist, daß manche giftige Schlange sich unter ihren Blumen verbirgt ... Deine Schultern sind zu schwach für das schwere Kreuz, welches die Welt Dir auferlegen wird. Es ist wahr, daß Deine Jugend hier in düsterer Einförmigkeit verfließt, aber auch hier kann ein besserer Tag für Dich anbrechen. Glaube mir, ein einfaches, bescheidenes, aber dauerndes Glück wird Dir hier bereitet werden. Deine warme Seele, die sich jetzt in Unruhe verzehrt, wird einmal in der Liebe ihren rechten Ausbruch finden, und in der Liebe wirst Du die beste Ruhe, den höchsten Frieden gewinnen, Leopoldine, bleibe an meiner Seite. Ich bin zwar eine schwache Stütze, aber auf der ganzen weiten Welt besitzest Du keine andere.“

„Aber im Himmel! ... Glaubst Du wohl, daß mein Vater, daß meine Mutter ihr armes Kind verlassen haben? ... Mein Vater war selbst Künstler; meine Liebe zur Kunst ist ein Erbtheil von ihm. Wie wird er sich nicht freuen, wenn ich sie recht pflege! und sie, die zärtlichste Mutter, sie würde sich meiner Schwachheit schämen, wenn ich aus Furcht vor den Gefahren, die mich treffen könnten, die Bahn verließe, die ich mit der innigsten Ueberzeugung meiner Seele für meinen rechten Weg durch das Leben halte.“

„Die Jugend ist übermüthig, mein Kind; höre auf den Rath des Alters.“

„Die Jugend steht im Himmel, sie steht der Wahrheit nahe.

„Du bleibst also bei Deinem Entschluß?

„Ich kann, ich darf ihn nicht verändern... Würdest Du wohl zu dem Bache, der sich dort durch das ruhige Thal schlängelt, sagen können: verlaß diese grünen hübschen Ufer nicht! bleib hier; halte ein in Deinem Lauf. Da draußen erwarten Dich tausend Gefahren. Mit dem wilden Wasserfall wirst Du in tiefe Abgründe hinabgeschleudert werden, harte Klippen werden Deine Wogen brechen, und endlich wirst Du spurlos in dem großen, bodenlosen Meere verschwinden. Nein, verlaß dieses friedliche Thal nicht... Könntest Du so sprechen? Oder zu dem jungen Baume: Wachse nicht so hoch; die Sonne verlockt Dich zwar, aber da oben jagt der Sturm mit verheerender Macht, er wird Deine schönsten Zweige zerreißen, ja vielleicht sogar Deinen Stamm brechen. Nimm Dich zusammen und beuge Dich wieder hinab zur Erde. Ich fange an, mich selbst und die Entwicklung, die in meiner Seele vor sich gegangen ist, zu verstehen. Schon als ich noch ein Kind war, erwuchsen so wunderbare Gefühle in meiner Brust. Meine Mutter gab mir die Natur zu meiner ersten Freundin. Ich hielt mein Ohr an das Herz dieser Freundin und lauschte mit Entzücken den Märchen, die sie mit tausend Zungen mir erzählte... Es kam eine andere Zeit, wo ich meine Träume im Leben verwirklicht wieder finden wollte. Da hüllte sich ein unheimliches Dunkel um meine Seele. Ich stand als Fremdling auf der Erde und besaß nicht einmal mich selbst. Aber Gott hörte das warme Gebet meines Herzens, es wurde wieder klar in meinem Blick. Ich fand ein Ziel für meine irrenden Gedanken, ich fand das Wort für das Räthsel meines Lebens, ich fand meine Art und Weise zu sein... Du, mein theurer Freund, kannst mich nicht bereits von meinem neuen Glück, das ich jetzt kaum erst begriffen habe, zurückschrecken wollen. Glaube nicht, daß ich schwach sei; wie verächtlich ist nicht die Schwachheit! o, ich habe Muth, den Stürmen des Lebens entgegenzutreten; ja ich liebe

sie weit mehr, als diese dumpfe Ruhe, in der ich kaum athmen kann.“

„Du kennst die Welt nicht.“

„Aber ich muß sie kennen lernen! ... Du wolltest mich so eben von der Bahn, der meine Zukunft angehört, durch die Erinnerung an die harten Entsagungen, welche mich dort erwarten, zurückschrecken. Ich wäre ja unwürdig, ein Weib, ein Wesen der Geduld und Demuth genannt zu werden, wenn ich den Bedingungen für das Dasein des Weibes entfliehen wollte, und wohin könnte ich wohl fliehen? Nenne mir eine Freistätte ohne Entsagung ... aber es gibt ein Opfer, das der Himmel niemals, die Erde dagegen oft von uns fordert: das ist das Opfer der Wahrheit. Ungestraft begeht Niemand dieses feige Verbrechen. Die Schwachheit erzeugt Zweifel; aber es gibt Gefühle in unserer Seele, die wir nicht bezweifeln oder verleugnen können, ohne auch zu bezweifeln oder zu leugnen, daß ein schützender Gott seine leitende Hand über die Welt ausstrecke. Mit einem brennenden Glauben habe ich mein Schicksal erfaßt. Ich weiche nicht zurück. Es muß in Erfüllung gehen, oder mein ganzes Leben ist nur ein trauriger Mißgriff.“

Während Leopoldine so sprach, hatte sie eine Haltung voll Würde und zuversichtlicher Ruhe angenommen. Erasmus sah nicht länger die zärtliche, weiche, kosende Schwärmerin vor sich; er sah ein Weib, dessen Seelenstärke und Festigkeit er bewundern mußte. Auf solche Art offenbaren sich die allzu gewöhnlichen, von dem Augenblick und für ihn erzeugten Launen der jungen Evastöchter nicht. Nein, dieß war nicht ein Enthusiasmus bloß für eine Minute, es war die Hingebung einer glühenden Seele an eine große Idee.

Erasmus ergriff ihre Hand und sagte, durch ihre erhabene Ruhe selbst gestärkt:

„Leopoldine, ich verstehe Dich!“

„Du verstehst mich!“ rief seine Nichte strahlend vor

Freude und sank an seine Brust . . . „O, wie diese Worte mich glücklich machen!“ fuhr sie fort. „Das Bewußtsein, verstanden zu werden, verleiht doppelte Kraft. Dank, ewigen Dank für diese Worte . . . Du weißt wohl, daß es kein leichtsinniger Einfall ist, der meinen Entschluß hervorgerufen hat; und Du könntest es nicht über das Herz bringen, mir Deinen Segen zu verweigern, wenn ich so einsam in die Welt hinausziehe . . . Was sollte ich wohl hier thun? Mein ganzes Leben wäre ein Traum. In Bahnen eingezwängt, die meiner Seele fremd sind, würde sie bald ihr ursprüngliches Wesen und alle ihre Kraft verlieren. Ich würde eines jener betrübten Wesen, einer jener Menschenschatten werden, die gedankenlos durch das Leben wandeln, und von denen man sagen kann, daß sie schon lange todt sind, obschon sie noch nicht unter der Erde liegen. Und wenn Du dann Dir selbst gestehen müßtest, daß Du es gewesen, welcher der armen Gefangenen Fesseln angelegt, müßtest Du nicht Deine Handlung beweinen, selbst wenn die Kette, womit Du sie gebunden, Deine Liebe wäre?“

„Geh, Leopoldine, geh, mein geliebtes Kind, Du bist frei . . . Ich weiß, was es heißen will, wie ein Fremdling durch das Leben zu wandeln. Mag Gott Dich vor einem solchen Loose bewahren! Ich habe versprochen, Dir ein Vater zu sein; Dein Tyrann kann ich nicht werden . . . Du hast Recht, wir müssen uns trennen. Lange bin ich einsam hier in der Welt gewesen; bald werde ich auch einsam mein Haupt zur Ruhe legen. Dank dafür, daß Du das Herz des Alten an Deiner Zärtlichkeit erwarmen ließest . . . Du bist ein edles Kind, Leopoldine; mein letztes Gebet wird Deinem Wohl gelten.“

„Sei ruhig, ich kann es nicht ertragen, in Deinen Augen Thränen zu sehen . . . Das Schicksal steht fest, wir müssen uns trennen, aber jetzt noch nicht. Tag für Tag sollst Du Dich an den Gedanken meiner Abreise gewöhnen. Allmälig wird dieser Gedanke seine Bitter-

keit verlieren; und in einigen Wochen wirst Du mir ruhig Lebewohl sagen können, wie ein Vater, der sein Kind in die Schule schickt. Wir müssen uns trennen, aber nicht für immer. Jeder Posttag wird Dir Nachrichten von meiner Hand bringen. Auch in der Ferne wirst Du noch immer mein Rathgeber, meine Stütze bleiben. Meine Bemühungen werden Dich stolz machen, meine Erfolge werden Dich mit Freude erfüllen. Wer weiß, einmal wird vielleicht das Heiligthum der Kunst sich mir erschließen, und dann, wenn die Fama mein Lob verkündet, dann wirst Du denken: mein Segen ist es, der ihren Muth belebt hat! ... Und ich selbst, wo sollte ich die süßeste Belohnung für meine Siege holen können, als in Deinen väterlichen Armen!"

IX.

Abschied.

Wie wird mir auf einmal,
Wie ist mir geschehn?

Schiller.

Horatio: Seid still, ihr dürft nicht gehen.
Hamlet: Mein Schicksal ruft.

Shakespeare.

Die heterogensten Gefühle herrschten bei Maximilian vor, als er am folgenden Morgen kurz vor seiner Abreise aus X. im Hause des Fabrikanten seinen Abschiedsbesuch machte. Er trug gleichsam eine Gewitterwolke in sich. Sollte diese Wolke vom Winde verscheucht werden, oder sollte sie sich in Blitz und Donner entladen?

Er konnte dem Wunsch nicht widerstehen, ohne alle

Zeugen Leopoldine sein letztes Lebewohl sagen zu dürfen, und ging direkt auf ihr Stübchen. Dort traf er sie allein. Schon beim Eintritt in diese kleine Welt des Friedens und der Unschuld, die er jetzt zum ersten Mal besuchte, erwachte sein Gemüth; aber er wollte sich selbst Ruhe und Kälte gebieten.

„Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen, Leopoldine," sagte er. „Es war ein gutes Schicksal, das uns wieder zusammenführte. Es gibt nicht Viele, die in meinem Herzen einen solchen Raum besitzen wie Du, und wenn die Pläne, die wir zusammen für Deine Zukunft entworfen haben, in Erfüllung gehen, so wird dieses Zusammentreffen nicht ohne Bedeutung für Dein ganzes Leben sein."

„Ach, Maximilian," antwortete Leopoldine und reichte ihm ihre Hand, „kein Freund kann mehr thun, als Du für mich gethan hast. Ich stand rathlos, zweifelnd, krank am Gemüthe da, als Du mich aus meinen Träumen zum lebendigen Leben wecktest. Du hast mir ein Ziel für meine irrenden Gedanken, für die Wünsche meiner Seele geschenkt."

Maximilian fühlte, wie Leopoldinen's Hand leise in der seinigen zitterte. Er sah, wie sie in diesem Augenblick tief aufgeregt war, und lebhafter als je empfand er es selbst, wie theuer sie ihm geworden.

„Wir trennen uns jetzt," begann er wieder, aber es war ihm unmöglich, fortzufahren; es wurde ihm immer wärmer und wärmer um's Herz.

„Sag, wann und wie werden wir einander wiedersehen?" fragte Leopoldine; dabei fiel eine Thräne auf Maximilian's Hand.

In diesem Augenblick waren alle seine Berechnungen über den Haufen geworfen. Maximilian war, wie die Meisten von uns, eine Zusammensetzung von zwei ganz ungleichen Naturen, aber jetzt wurde sein ganzer Ehrgeiz, seine ganze Eitelkeit von dem Herzen überstimmt, das bei ihm immer sein bestes Ich war. Leo-

poldine entzückte ihn unwiderstehlicher als je. Es wurde ihm klar, daß er in diesem jungen, schönen, geistreichen Mädchen den kostbarsten Schatz gefunden hatte, den ein Menschenherz finden kann, und seine Gefühle waren nicht mehr bloß eine freundschaftliche Ergebenheit gegen eine Jugendfreundin, seine Bewunderung gehörte nicht mehr bloß dem Künstler an, sie war nicht bloß einem keimenden Talente gewidmet . . . Hast Du an einem Herbstabend den Himmel mit Wolken bedeckt gesehen und dann bemerkt, wie diese gleichsam auf einen Zauberschlag ihren schweren Vorhang öffneten und den Mond hervortreten ließen, so mild, so hell und klar wie der Blick eines Gottes? . . . Auch in Maximilian's Seele war es jetzt, als wären dunkle Wolken zerrissen, und als hätte auch zwischen ihnen ein Gott hervorgeblickt. Es war die Liebe! Zum ersten Mal fand er mit vollkommener Gewißheit, daß er Leopoldine liebte, aber höher, edler, als er bisher irgend ein Weib geliebt hatte. In dieser Gewißheit lag für ihn eine ganz neue Welt. Schon fühlte er sich versucht, ja er war vollkommen entschlossen, seinen Reiseplan aufzugeben und Alles von ihr abhängen zu lassen, die mit der lieblichsten aller Gewalten sich seiner bemächtigt hatte.

„Wie darf ich die Thräne in Deinem Auge deuten?“ fragte er, von frischen Hoffnungen beseelt.

„Als ein Zeichen meiner Dankbarkeit,“ antwortete Leopoldine warm, aber ohne Feuer.

„Deiner Dankbarkeit?“ wiederholte Maximilian in einem Ton, welcher verrieth, daß ihre Antwort ihn nicht befriedigte.

„O verschmähe sie nicht,“ bat Leopoldine.

„Und dieß ist Alles, was Du mir zu geben hast? ... Leopoldine, durchforsche Dein ganzes Herz; findet sich darin kein anderes Gefühl, das für mich spricht, als bloß die Dankbarkeit?“

„Wenn Du mein Bruder wärest, könnte ich Dich

nicht inniger segnen, als ich jetzt thue; Dein Andenken könnte mir nicht theurer sein.“

Maximilian fühlte sich, unbegreiflich genug, durch diese freundlichen Worte verletzt. Verwöhnt durch die zahlreichen Siege, die er bei allen entzündbaren Frauen gewonnen, hielt er es für eine Demüthigung, daß er jetzt, der zum ersten Mal seine ganze Seele auf dem Altar der Liebe opferte, nur schwesterliche Freundschaft, nur ein dankbares Herz vorfinden sollte. Ein falscher Stolz jagte augenblicklich wieder düstere Wolken über den Himmel der Liebe, der sich so eben bei ihm aufgehellt hatte, und ohne daß er sich Zeit nahm, die Wahrheit seiner Gefühle zu erforschen, gab er seiner heftigen Gemüthsart nach.

„Du hast mich nicht verstanden,“ begann er, „und wirst mich nie verstehen . . . Erinnerst Du Dich einer Scene aus unserer Kindheit? Es war an einem Sommerabend daheim bei Deiner Mutter; wir standen auf der Spitze eines der hohen Berge, welche das stille Thal umgrenzen, und wir sprachen von unserer Zukunft. Ich beschrieb Dir mit der ganzen Uebertreibung eines Jünglings das fröhliche, freie Leben der Welt, aber mein Herz sagte mir schon damals, daß meine höchste, meine beste Freude in Dir wohne: Zusammen sollten wir über die Welt hinausfliegen, zusammen das Glück des Lebens genießen . . . Nein, Leopoldine, ich sehe es sehr wohl, Du hast diese Zeit schon lange vergessen, und unsere kindlichen Träume haben für Dich keinen Reiz mehr... Wir trennen uns jetzt, um uns wahrscheinlich nie mehr zu begegnen. Die Dankbarkeit, die Du mir schenkst, kann ich nicht verdient zu haben glauben, und da ich Deiner schwesterlichen Theilnahme nicht mit einer brüderlichen entsprechen könnte, so müssen wir dem Schicksal danken, das uns trennt... Werde glücklich. Betritt die Bahn, für welche Du mit so schönen Anlagen begabt bist, ernte die Bewunderung der Welt und gewinne

einmal ein wo möglich wärmeres Herz, als dasjenige ist, das Du jetzt verstoßen hast... Leb wohl!"

Diese Worte wurden mit einer Hast, als fürchtete er sich Gelegenheit zur Besinnung zu lassen, und in einem Tone ausgesprochen, der vergebens Ruhe heuchelte... aber noch einmal schaute er in Leopoldinen's Augen und begegnete darin demselben Engel, der so manchmal seine aufflammenden Gefühle gemildert hatte. Auch jetzt übte dieser Blick, voll von himmlischer Unschuld und jungfräulicher Reinheit seine Gewalt über ihn aus. Es fehlte ihm an Kraft, die Flamme in seiner Brust zu dämpfen. In einem Augenblick des Rausches schloß er das junge Mädchen in seine Arme und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

„Leopoldine, ich liebe Dich!" flüsterte er.

Aber wieder that er sich Einhalt, enteilte ihren Armen, und in demselben Augenblick verließ er das Zimmer.

Hätte er sich nur noch eine Minute länger verweilt, hätte er sich nur umgewendet, bevor er die Thüre schloß, so würde er bei Leopoldinen einen ganz neuen Ausdruck wahrgenommen haben, der ihm entdeckt hätte, daß eine plötzliche Veränderung mit ihr vorgegangen war. Maximilian's Kuß hatte mit einem elektrisch zündenden Funken ihr Herz getroffen. Seine Worte: ich liebe Dich, hatten wie wundervolle Schöpfungsworte für ihre Seele erklungen und darin die schamhaft duftenden Kelche frischer Rosen geöffnet. Bebend empfand sie die erste Offenbarung neuerstehender Gefühle. Ein starker Purpur färbte ihre Wangen und ein Seufzer schlich sich zwischen ihren Lippen vor.

Es war einer der bedeutungsvollen Augenblicke, die in einem Menschenleben Epoche bilden. Leopoldinens warme, reiche Seele hatte schon früh und in einem ausgedehnteren Sinne die Liebe als ihre Lebenslust begriffen. Aber gleich wie die Strahlen der Sonne, in einem Brennspiegel aufgefangen und concentrirt, zün-

dend werden, so gibt es auch im Herzen Augenblicke, wo die Wärme sich in Feuer verwandelt... Sie liebte jetzt zum ersten Mal.

Aber er, den sie liebte, war bereits fort; es war in ihrem Herzen Morgen und Abend zugleich.

Ein paar Monate später fand wieder eine Abschiedsscene in der Familie des Fabrikanten statt.

Wir nennen das Weib schwach, weil es im Allgemeinen unter der Herrschaft seines Herzens steht, und weil es mit ihrer Natur unvereinbar ist, ihre Handlungen in Opposition gegen ihre Gefühle zu stellen. Die einzige Kraft ihrer Seele ist oft ihre Zärtlichkeit, und ehe sie Jemand verletzen, ehe sie Thränen in einem geliebten Auge hervorrufen könnte, opfert sie tausendmal sich selbst. Wer kann wohl umhin, den Muth und ganz besonders die Geduld zu bewundern, womit sie sich freiwillig die härtesten Entsagungen auferlegt?... Aber wir müssen dennoch um ihres eigenen Besten willen anerkennen, daß die Selbstaufopferung, aufgefaßt als ein Princip, das sich für alle Fälle des Lebens anwenden läßt, Veranlassung zu großen Mißgriffen geben muß, zumal da es für jedes menschliche Wesen als ein ewiges Grundgesetz feststeht, seine Kräfte nicht bloß für das Wohlbehagen Anderer, sondern nur für alles das, was recht und wahr ist, zu opfern.

Hätte Leopoldine diese Wahrheit nicht klarer aufgefaßt, als die große Menge ihrer Mitschwestern, hätte sie nicht daran geglaubt und in Folge dessen es als heilige Pflicht betrachtet, jetzt mehr ihrer Ueberzeugung als der Zärtlichkeit ihres Herzens zu folgen, woher würde sie wohl jetzt die Kraft genommen haben, alle die Hindernisse zu besiegen, die sich schon ihren Zukunftsplänen entgegenstellten?

Ganz allein kämpfte sie jedoch nicht für ihre Idee. Erasmus war ihr treuer Bundesgenosse. Es war schön zu sehen, wie der feinfühlende Mann sorgfältig den Schmerz zu verbergen suchte, den er beim Gedanken an die bevorstehende Trennung empfand, wie er oft, obschon er all seine Kräfte für sich selbst bedurft hätte, seinem Liebling Muth und Vertrauen einflößte, und wenn zuweilen eine verstohlene Thräne seine stille Qual offenbarte, so hatte er immer ein Lächeln auf den Lippen, um den traurigen Eindruck zu mildern, den, wie er wohl wußte, Leopoldine bei seinem Leiden empfand. Er war es auch, der es auf sich nahm, Frau Regina in das Vorhaben ihrer Pflegtochter einzuweihen, ein Geheimniß, das bis jetzt nur in dem grünen Dachstübchen abgehandelt worden war.

Mit einer gewissen Vorsicht in seinen Worten begann Erasmus die Sache mit seiner Frau zu besprechen; aber kaum hatte er eine Andeutung fallen lassen, daß Leopoldine möglicherweise bald ihr Haus verlassen könnte, als er bei Frau Regina eine ihm höchst unerwartete Freude bemerkte. Ja, es fehlte nicht viel, so wäre sie ihm in die Arme geflogen.

„Mein lieber, guter Alter," sagte sie sanft wie eine Taube, „Du bist wahrhaftig ein vortrefflicher Mann: ich, die ich ihrer zwei gehabt habe, kann aus gründlicher Erfahrung urtheilen. Wenn ich Dir je einmal nicht vollkommen Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, so verzeihe mir jetzt, verzeihe mir, guter Erasmus. Niemand kann für seine Gemüthsart; aber Gott weiß, daß ich Dich immer sehr lieb gehabt habe. Wie sanft bist Du nicht gegen mich gewesen! (Schluchzen) Für mich . . . und für meine Mädchen . . . hast Du Dich gequält und abgemüht wie eine Ameise. Aber seit Deine Nichte hieher kam, ist ein Mißverständniß zwischen uns eingetreten. Sie hat es gewiß nicht so böse gemeint, das will ich gerne glauben, aber es hat mich doch gequält, sehen zu müssen, wie sie Dein Herz von denjenigen

abzog, die Dir am allernächsten stehen sollten. Gott sei Dank, Du hast jetzt selbst eingesehen, daß sie um unserer häuslichen Ruhe willen unser Haus verlassen muß. Ja, ich könnte Dir noch einen ganzen Haufen Sachen von diesem Mädchen vorsagen, ich könnte Dir erzählen, wie sie sich dem Glück meiner eigenen Töchter in den Weg stellt und vielleicht für immer einen meiner besten Pläne vereitelt hat . . . Gleichwohl wünsche ich ihr wahrlich nichts Böses; aber ich bin Mutter, Erasmus, und das Hemd sitzt mir doch näher als der Rock. Wie Du gesagt hast, Leopoldine muß fort von hier, und zwar je weiter hinweg, um so besser ist's. Aber wohin können wir sie wohl schicken? Ihr Vermögen ist so unbedeutend, und Du weißt wohl, daß sie niemals gelernt hat, irgend etwas Nützliches in einem Hause zu arbeiten. Es wäre am Besten, wir könnten sie auf's Land bringen, z. B. in irgend ein gutes Pfarrhaus. Auf dem Lande könnte sie ja nach Herzenslust die Natur lieben, woran ihr immer so viel gelegen war. Ich könnte ihr schriftlich meine guten Rathschläge und Ermahnungen zusenden, und wollte sie darauf hören, so würde sie gewiß mit der Zeit eine brave und verständige Person werden, und wer weiß, ob nicht vielleicht einmal ein poetischer Vikar oder ein musikalischer Glöckner . . . was meist Du, Erasmus, sollten wir sie nicht bei einer anständigen Pfarrfamilie einakkordiren?“

Erasmus entwickelte jetzt näher den Plan, den er mitzutheilen hatte und welcher dem improvisirten Vorschlag der guten Frau so ganz und gar unähnlich war. Leopoldine sollte in die große Residenzstadt D. reisen, sich daselbst ausschließlich musikalischen Studien widmen, und wenn sie ihre großen Naturgaben ausgebildet hätte, als Sängerin auf ein Theater zu kommen suchen.

Jetzt war es mit Frau Regina's Zufriedenheit und Taubenmilde auf einmal aus. Selbst außer Stande, von einer höheren Idee erfaßt zu werden, konnte sie auch nicht begreifen, daß Andere sich von einer solchen

hinreißen lassen können; alles was einen Hang zur Schwärmerei hatte, alles was sich über den engen Kreis hinauserstreckte, worin sie selbst lebte, war für sie bloß Verirrung und Verblendung. Sehr gerne wollte sie Leopoldine, den Liebling des Mannes und die Rivalin der Töchter, weit von X. entfernt sehen, aber sie besaß doch in ihrer Art respektable Grundsätze und war weit entfernt, die Erfüllung eines Wunsches um jeden Preis erkaufen zu wollen. Sie hielt es für ihre unerläßliche Pflicht, dem Plan, den Erasmus ihr anvertraut hatte, ihre Billigung zu versagen. Niemals hatte sie von Leopoldinens Verstand eine große Meinung gehabt, jetzt meinte sie auch ihren moralischen Werth bezweifeln zu müssen, und sie entsetzte sich vor dem Gedanken, daß ein Mädchen, das ihre mütterliche Pflege genossen, Schauspielerin werden, daß sie von ihrem Haus in's Theater wandern könnte.

Man muß jedoch immer gerecht sein ... So viel steht fest, daß diese Frau nicht die einzige war, die etwas Schmähliches darin gefunden hätte, aus ihrer Familie eine Schauspielerin hervorgehen zu sehen. Eine Schauspielerin, mit welchem zweideutigen Ton wird nicht dieses Wort ausgesprochen? ... Die Mutter will darin eine Warnung niederlegen, die wohlerzogene Unschuld erröthet und schlägt die Augen nieder, der Mann lächelt und in diesem Lächeln liegt die bitterste Beleidigung.

„Ich will vor Gott und den Menschen rein dastehen," erklärte Frau Regina, vollkommen überzeugt, daß sie im Geiste der Religion spreche. „Niemand soll meinen guten Namen und mein Ansehen dadurch anschwärzen können, daß er beweist, daß Leopoldine mit meiner Einwilligung Komödiantin geworden sei ... Sie will in die Hauptstadt reisen, sagst Du? Nun, ich denke, ihre Prätentionen sind jetzt nicht so gering. Weder Rosina noch Lilia sind jemals in der Hauptstadt gewesen ... Und dort soll sie Musik studiren?

Das ist ja recht schön . . . aber ich werde wohl die Ehre haben, die Geigen zu bezahlen, das merke ich schon, und endlich in einigen Jahren haben wir vielleicht das Vergnügen, sie in unser geringes Haus wiederkehren zu sehen, begleitet von einer kleinen Theaterbande, wenn das Glück gut ist ... Nein, Erasmus, lieber mag sie hier bleiben und uns sogleich unglücklich machen; wir entgehen dann wenigstens der Chikane."

Aber Erasmus setzte allen Einwürfen eine erstaunliche Bestimmtheit entgegen, und gab zuletzt ganz diktatorisch zu erkennen, daß Leopoldine von keiner andern Person als von ihm selbst, ihrem gesetzlichen Vormunde, abhänge, daß sie gänzlich mit eigenen Mitteln ihre Erziehung für die Bahn bestreiten könne, die sie zu betreten wünsche, daß alle Einwendungen jetzt nichts helfen, zumal da die Sache einmal fest ausgemacht und beschlossen sei."

Die Frage nahm jetzt für Frau Regina eine ganz neue Wendung.

„Das Maaß ist also gerüttelt voll," rief sie pathetisch. „Großer Gott, ich bin in meinem eigenen Haus eine vollkommene Null geworden."

Die ehrenwerthe Frau dachte sich bereits mit der Märtyrerkrone, die ihr Haupt umstrahle, aber in ihrem Herzen breitete sich dennoch ein himmlisches Vergnügen aus.

Dieses Vergnügen kam daher, daß Frau Regina zu den vielen Personen gehörte, die nicht den Muth haben, ihrem Gewissen zu trotzen, wohl aber es zu bestechen.

„Geschehe was da will, dachte sie, ich bin unschuldig. Erasmus selbst ist es, der, meinen Vorstellungen und Bitten zuwider, Leopoldine in die Welt hinausschickt. Wenn sie ihrem Verderben, ihrer Erniedrigung entgegengeht, was sie gewiß thut, so trifft die ganze Verantwortung ihn allein. Ich habe Alles gethan, was ich konnte, aber ich habe nichts auszurichten vermocht.

Die ganze Stadt wird es erfahren, und jeder denkende Mensch muß mich beklagen. Meine Beistimmung zu diesem wahnwitzigen Vorschlag gebe ich niemals, aber was hat wohl ein armes Weib zu thun, wenn ihr Herr und Mann befiehlt? Was kann sie anders thun, als schweigen und gehorchen?“

Sie wollte sich jetzt nie mehr weder mit Erasmus, noch mit Leopoldine auf irgend ein Gespräch in Betreff dieses Planes einlassen. „Warum sollte man auch mich um Rath fragen?“ antwortete sie bloß. „Ich habe ja nichts mit der Sache zu schaffen. Ich verstehe nichts, ich bin das einfältigste Weib von der Welt.“

Bei Leopoldine zeigte sich inzwischen als eine Folge der Gedanken, die sie jetzt beschäftigten, mit jedem Tag ein festerer Ernst. Sie, die vor kaum einigen Monaten nur eine Schwärmerin gewesen war, die so zu sagen keinen festen Halt auf der Erde hatte, faßte jetzt das praktische Leben mit einer Klarheit der Begriffe auf, welche man oft sogar bei solchen vermißt, die ihre ganze Zeit ausschließlich darauf verwendet haben. Sie machte mit Erasmus zusammen ihre Berechnungen, und er seinerseits sparte keine Mühe, um seiner Mündel die neuen Verhältnisse, denen sie entgegen ging, möglichst angenehm zu machen. Seine geringe Kenntniß der Welt, seine wenigen Bekanntschaften außerhalb X., wo er sein ganzes Leben zugebracht hatte, beschränkten jedoch seine Fähigkeit hiezu und legten der Ausführung seiner wohlmeinenden Absichten viele Hindernisse in den Weg. Er selbst hatte über kein Vermögen zu verfügen; denn das Eigenthum, das er verwaltete, gehörte, wie wir wissen, vollständig seiner Frau und ihren Töchtern. Auf eine Unterstützung von dieser Seite zu hoffen und darauf auch nur die geringsten Berechnungen zu gründen, widerstritt sowohl seinem eigenen als Leopoldinens Zartgefühl, zumal da Frau Regina theils ausdrücklich erklärt, daß sie unter keinen Umständen und auf keinerlei Weise in die Abenteuer einer Theatersängerin gemischt werden

wolle, theils auch durch verschiedene Anspielungen just nicht von der feinsten Art zu verstehen gegeben hatte, sie hege großen Verdacht, daß man heimlich zu ihren Mitteln greifen wolle. Da nun Leopoldinens eigenes Vermögen ganz unbedeutend war, so hatte sie eine keineswegs kummerfreie Zukunft zu erwarten, aber sie ließ sich dadurch ganz und gar nicht abschrecken, und als Erasmus darüber klagte, daß er so wenig für ihre Zukunft zu thun vermöge, da suchte sie ihn auf alle Arten zu überzeugen, daß dieses Wenige bereits mehr als zureichend sei.

Endlich kam der Tag, wo Leopoldine ihr zweites elterliches Haus verließ. Es war ein Tag großen Kummers; sogar Frau Regina blieb nicht länger kalt, als Leopoldine sie zum Abschied umarmte. Rosina und Lilia, die immer leicht gerührten, weinten krampfhaft, und Erasmus ... nein, ich will es nicht versuchen, seinen Schmerz zu schildern. Als Leopoldine sich aus seinen Armen riß, war es ihm, als nehme sie sein Herz mit sich; es war ihm, als hörte er den schweren Fall von Erdschollen auf seinem eigenen Sarg.

Die meisten von uns werden sich wohl einmal von ihren nächsten Angehörigen getrennt haben, um fern von ihnen neuen, ungewissen Schicksalen entgegen zu gehen. Wir wissen also, welche Qualen ein solcher Abschied in sich schließt. Leopoldine wollte ruhig sein. Sie wollte den Muth der Andern und besonders ihres Pflegvaters dadurch stützen, daß sie sich selbst stark zeigte in diesem schwersten Augenblick, den sie noch erlebt hatte.

Aber jetzt verloren alle ihre Hoffnungen ihre Kraft und fielen mit schlaffen Flügeln zur Erde. Der feste Glaube, der sie bisher gestärkt hatte, der Glaube, daß sie ihrer rechten Bestimmung folge, wankte jetzt, und ein unheimlicher Zweifel stellte ihr das Abenteuerliche, das Gewagte ihres Entschlusses vor. Ach, sie konnte sich ja auf Niemand als auf sich allein verlassen, und die Möglichkeit, daß sie sich getäuscht und einen Miß-

griff begangen habe, drang mit Todeskälte an ihre Seele. In dieser überaus bitteren Stunde fühlte sie sich geneigt, ihren ganzen großen Zukunftsplan zu zerreißen und reuevoll ihren Pflegältern zu Füßen zu fallen, mit der Bitte, sie wieder als Kind aufzunehmen und sie im Kreise ihrer Familie die Ruhe genießen zu lassen, deren ganzen Werth sie jetzt erst recht zu schätzen vermochte.

Gleichwohl war noch ein anderes Gefühl vorhanden, das sie beinahe mit Gewalt vorwärts trieb.

„Nein, nein!“ rief sie, ihre Thränen trocknend, „mein Schicksal muß in Erfüllung gehen. Wenn der Kampf schwer und der Sieg unmöglich ist, so kann ich nicht helfen . . . ein Leben ist jedoch bald vorbei . . . lebt wohl! lebt wohl!“

Einige wenige Minuten nachher rollte der Wagen fort, der Leopoldine allein in die Welt hinausführte.

X.

Einen Abend bei Signora Parisina.

Reich wie Königin bist Du, bist edelmüthig, Corinna,
Zählst nicht der Schätze Zahl, welche Du rings um Dich streust.
Frei wie ein Held bist Du, eroberst gleich Helden, Corinna,
Und Deiner Schönheit Macht herrscht im geschlagenen Heer.

Malmström.

Mit einem Gehalt, doppelt so groß als die Besoldung der vornehmsten Reichsbeamten, war Signora Parisina als erste Tänzerin bei der königlichen Oper in D. für die Saison engagirt.

Signora Parisina hatte viel Ursache, ihren Beinen dankbar zu sein. Jeder Pas wurde nicht bloß mit klingender Münze, sondern auch mit stürmischem Applaus bezahlt; mit jeder Pirouette gewann sie ein Herz. An den Abenden, wo sie auftrat, hatte die Direktion sich jedesmal eines vollen Hauses zu erfreuen, und auch das gehörte zu den Triumphen der Künstlerin, daß ihretwegen mehrere Personen an der Kasse erdrückt worden waren.

Sicherlich hatte sie keine Ahnung von so großer Ehre, zur Zeit da sie als Kind mit der Peitsche traktirt wurde und manchmal unter dem Gezische des Publikums von dem gespannten Seile herabfiel. Aber noch nicht fünfzehn Jahre alt, erregte sie die Theilnahme eines vornehmen und einflußreichen Mannes. Er machte sie zu seiner Maitresse und verschaffte ihr auf einem Pariser Theater eiuen Platz in dem Ballet. Dieß war ihr erstes Glück, wie sie selbst und ihre Bekannten es nannten. Seither hatte sie in einer Reihe von Jahren die glänzendsten Erfolge gewonnen, und nicht bloß in D. erklärte man einstimmig, daß sie die größte Tänzerin der Welt sei.

Es ist nicht meine Absicht, hier in eine nähere Kunstkritik über ihr Talent einzugehen. Mag es genügen, daß sie in allen Kreisen der Gegenstand des Gesprächs war. Die Zeitungen waren voll von ihrem Lob. Man hatte sie im Triumph durch die Straßen der Stadt gezogen. Eine Menge Blumenhändler hatten gute Geschäfte gemacht, indem sie ihre Bewunderer mit Bouquetten versahen. Mehrere ausgezeichnete Künstler hatten um die Ehre gewetteifert, ihren Liebling auf Leinwand darstellen zu dürfen, und Dutzende von Poeten schlugen die Leyern zu ihrem Lob. Es sei auch fern von mir, den Werth des Tanzes, als schöne Kunst betrachtet, herabsetzen zu wollen. Ich glaube gern, daß auch eine Tänzerin edle ästhetische Genüsse schenken kann, und ich beklage höflich diejenigen, die in einem Balletpas oder einer Attitüde niemals etwas Anderes als ein

sinnliches Vergnügen finden konnten. Aber ich habe viele Ursachen zu vermuthen, daß Signora Parisina sich ihre souveraine Gewalt, ihren glänzenden Ruf nicht bloß als Künstlerin erwarb.

Die junge Dame war ein Ideal von südlicher, üppiger Schönheit. Der lebhafte feurige Ausdruck in ihren regelmäßigen Zügen, der Verein von Weichheit und Kraft in ihrer sylphidischen Gestalt und die vollkommene wunderbare Harmonie der Formen mußte jeden Schönheitssinn entzücken. Sie gehörte zu denjenigen Wesen, welche Lieblinge des Himmels zu sein scheinen, und bei denen es deßhalb nicht mehr als billig ist, daß sie gleich auf den ersten Blick auch unsere Lieblinge werden.

Mit dieser einnehmenden äußeren Schönheit verband Parisina einen munteren Geist, einen funkelnden Witz und jene ungezwungene, sogar übermüthige Conversation, jene verführerische Koketterie, die man nur hinter den Coulissen holen kann, und die sich für das andere Geschlecht immer so unwiderstehlich gezeigt hat. Da Signora Parisina nebenbei noch etwas freie Ansichten über allerlei Gebote der Convenienz und Moral hegte, so machte sie sich durchaus kein Bedenken daraus, die ihr zu Gebot stehenden Mittel möglichst auszubeuten. Die Erfahrung, im Vorbeigehen gesagt ihre einzige Schule, hatte sie manches unfehlbare Mittel gelehrt, Bewunderer zu gewinnen und ihr Publikum zu beherrschen. Ohne langes Besinnen machte sie Gebrauch davon und mehrte mit jedem Tag die zahlreiche Menge ihrer Siege. Kurz und gut, Signora Parisina war sehr groß in ihrer Kunst, aber noch unendlich größer in dem Talent sich modern zu machen.

Es gibt manche sehr große Städte, in denen gleichwohl eine unparteiische und gerechte Kritik nicht aufkommen kann. Man findet dort, daß der allgemeine Geschmack sich immer auf eine krampfhafte Art äußert, der Kunstsinn leidet beständig an Convulsionen. Bald ist es eine Tänzerin, bald eine Sängerin, bald ein

Kunstreiter, denen es gelingt die Sympathie der Tonangebenden Coterie zu gewinnen, sogleich steht der allgemeine Enthusiasmus in voller Flamme. Man ermüdet sich dermaßen mit Uebertreibungen des Entzückens für den Löwen der Stunde, daß man für irgend ein anderes Talent, und wäre es von überlegenerem Werth, nicht einen einzigen Applaus mehr übrig hat, weil es für den Augenblick minder modern ist. So aufgefaßt, ist die Kunst nicht ein Gott, der uns zum Himmel emporhebt, sondern nur ein Götze, vor dem wir uns in den Staub hinabbeugen, und die wahre Bewunderung für das Schöne, die auf unser Gemüth so veredelnd wirkt, verwandelt sich jetzt in einen ausschweifenden, sinnlosen, erschlaffenden und zerstörenden Fanatismus.

Zu den Gesellschaften, wo sich die Mode zur unbeschränkten Despotin der schönen Künste erhoben hat, konnte man mit vollem Recht D. zählen.

Eines Abends sollte in der königlichen Oper daselbst zwischen zwei Operrollen der dritte Akt des prachtvollen Ballets die Versuchung aufgeführt werden. Signora Parisina sollte darin als Tochter der Hölle auftreten, und ihr zu Liebe hatte man sich buchstäblich herumgeschlagen, um Billette zu dieser Vorstellung zu erhalten. Alle Plätze in dem großen Saal waren besetzt, und man sah die ganze schöne Welt der Stadt allda versammelt.

Der Vorhang war bereits nach dem ersten Stücke gefallen, das trotz einer wohlgelungenen Aufführung vom Publikum mit der größten Gleichgültigkeit aufgenommen worden war, als der Regisseur vortrat und die Trauerkunde mittheilte, daß das beabsichtigte Ballet für den Abend unterbleiben müsse, weil Signora Parisina ganz plötzlich unwohl geworden sei.

Die Nachricht erregte allgemeine Sensation und rief einen allgemeinen Ausdruck, nicht des Mißvergnügens, sondern der Klage im Saale hervor. Dreitausend Menschen fühlten sich in demselben Augenblick zermalmt durch

die betrübte Neuigkeit. Eine Menge Zuschauer, besonders auf den vornehmsten Plätzen, verließen sogleich das Theater. Ach, was konnte man da wohl für ein Vergnügen erwarten, wenn man die Tochter der Hölle, den Liebling der Dämonen nicht zu schauen bekam?

Unter denjenigen, die den Saal zuerst verließen, finden wir einen Mann, der durch seine stattliche Erscheinung, seine noble Haltung sich eine allgemeinere Aufmerksamkeit zuziehen mußte. Er mochte ungefähr in der Mitte der Dreißiger stehen, und obschon er das Gepräge eines Menschen trug, der, wie man zu sagen pflegt, schnell gelebt hat, so besaß er noch immer eine ungewöhnliche Kraft und Energie. Dieser Mann war Graf Manfred, in der höheren Gesellschaft bekannt als ausgezeichneter Mann, als wahres Orakel in allen Kunstfragen. Er war es jetzt auch eigentlich, der so Viele veranlaßte, der Scene den Rücken zu kehren, sobald man erfuhr, daß Signora Parisina für den Abend nicht auftreten würde. Graf Manfred besaß eine Schaar von gehorsamen Vasallen und konnte immer mit Sicherheit darauf rechnen, durch sein Beispiel in gewissen vornehmen Kreisen den Ton anzugeben. Mit einer vielleicht allzu ceremoniösen Aufmerksamkeit, bot er seiner Gemahlin, einer Dame in glänzender Toilette, aber klein, unscheinbar und ganz häßlich, den Arm, führte sie durch die Corridore und die Treppe hinab an die harrende Equipage. Nachdem er der jungen Gräfin Lebewohl gesagt, warf er sich selbst in einen Miethwagen und rief dem Kutscher den Namen der Straße und die Nummer des Hauses zu, wo Signora Parisina wohnte.

Als der Graf in's Vorzimmer der berühmten Tänzerin trat, fand er daselbst bereits mehrere der vornehmsten Cavaliere der Stadt versammelt, sämmtlich eifrige Bewunderer der Schönen, die hieher geeilt waren, um nähere Erkundigungen über ihren Zustand einzuziehen.

„Wie befindet sich unsere bezaubernde Terpsichore?"

fragte der Graf, indem er mit einer leichten Verbeugung die Gesellschaft grüßte.

Gott sei Dank, unsere holde Beherrscherin soll bereits auf dem Wege der Besserung sein," antwortete Lieutenant von Wurmen mit dem halbflüsternden Ton, der einem Krankenzimmer angehört. Der Doctor erklärte so eben, sie habe einen höchst gefährlichen Krampf in dem rechten Herzohr gehabt, und er betheuerte, daß, wenn er nur eine einzige Minute länger ausgeblieben wäre, dieser unglückselige Anfall die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Inzwischen soll noch immer als eine Folge des gestörten Cirkulationssystems eine unvortheilhafte Herabstimmung ihres Gemüthes stattfinden, und der Doctor bat uns, hier zu verweilen, im Fall die Signora wieder so weit zu Kräften gelange, daß sie eine Zerstreuung annehmen könne, die er ihr dann dringend anempfehlen wolle.

„Ein höchst fatales Ereigniß," versetzte der Kabinetssekretär Dacapo. „Signora Parisina wäre als eine Tochter der Hölle göttlich gewesen. Man kann mit Recht verlangen, daß ein ätherisches Wesen wie sie von allem physischen Leiden befreit sein sollte, und es muß Einem tief in's Herz schneiden, daß ein so ungewöhnliches Talent einem so ordinären einem so simpeln Loos, wie das Krankwerden ist, unterworfen sein muß."

„Leider ist es eine Thatsache daß wir feiner fühlenden Menschen auch in materieller Beziehung weit mehr und größeren Leiden ausgesetzt sind, als die rohe und ungebildete Masse," bemerkte der Kammerjunker Lebeaureste, ein bleiches, sehr blasirtes Männchen. „Ich habe manche Dame gekannt," fuhr er fort, „die von einem einzigen Nadelstich ein brennendes Fieber bekam; aber schlagt einmal eine Bauerndirne mit einer Axt mitten auf die Stirne, so wird sie höchstens ein paar Stunden Kopfweh haben ... Ach, es ist eine schrecklich armselige und ungerechte Welt, worin wir leben. Ich selbst bin ja ein beklagenswerthes Opfer dieser Ungerechtigkeit. Ach,

ich lebe bloß ein halbes Leben, denn die eine Hälfte vom Jahr amüsire ich mich, aber die andere muß ich medizniren."

Der Lieutenant führte das Gespräch wieder auf die kranke Tänzerin.

„Der Doctor," sagte er, „hat mir im Vertrauen mitgetheilt, daß der schwere Anfall unserer ausgezeichneten Wirthin von einer Gemüthserschütterung herkomme, die vermuthlich in einem minder zartfühlenden Benehmen des Theaterpersonals, das auf ihre Triumphe eifersüchtig ist, ihren Grund habe.

„Sollte es möglich sein!" riefen mehrere Stimmen mit großem Unwillen. Wie unverschämt von diesen gemeinen Pfuschern!"

„Der Doctor," fuhr von Wurmen fort, „hat mir ferner erzählt, daß die Signora mit großem Wohlbehagen die Nachricht von der allgemeinen Bestürzung, die ihr plötzliches Erkranken im Theater verursacht, aufgenommen, und es soll ihr ganz besonders geschmeichelt haben, daß ein so großer und so glänzender Theil der Versammlung ihr die Aufmerksamkeit widmete, sogleich ihre Logen zu verlassen, als das Ballet abgesagt war."

Man kam allgemein dahin überein, daß die Aufmerksamkeit gegen die Signora nicht mehr als billig gewesen sei, und man machte dem Grafen Manfred Complimente darüber, daß er den ersten Anstoß zu einer so gerechten Huldigung gegeben habe.

Jetzt trat der Doctor aus den inneren Zimmern heraus.

„Meine Herren," sagte er mit einem selbstvergnügten Lächeln, „ich bin außer mir vor Freude, ja ich sage es gerade heraus, vor Stolz auf meine Kunst. Signora Parisina ist gerettet! Es ist mir gelungen, ihre durch eine gewaltsame Nervenkrisis gelähmten Kräfte wieder in's Leben zu rufen. Nicht wahr, meine Herren, es ist ein erhabenes Gefühl, das Bewußtsein, ein so entzückendes

Wesen gerettet zu haben? Alle Gefahr ist jetzt vorbei. Die arme Reconvalescentin bedarf nur einer kleinen Anreizung ihrer geistigen Kräfte, damit das System wieder vollkommen in's Gleichgewicht kommt. Ich lade daher die Herren ein, der Signora durch ihre Gesellschaft eine angenehme Zerstreuung zu bereiten; sie wartet bereits."

Mit diesen letzten Worten öffnete der Doctor die Thüre des inneren Salons.

Es war ein großes, im modernen Styl üppig möblirtes Zimmer. Die Wände waren mit dunkelrothen Tapeten überzogen, die in reichvergoldeten und skulpirten Rahmen eingefaßt waren. Schwere Draperien von derselben Farbe wie die Tapeten bedeckten die Fenster und zwischen ihnen zeigten sich kostbare Spiegel, die von der Decke herab bis auf den Boden reichten; es spiegelten sich darin Gruppen von köstlichen Blumen ab, die sich in einem Beet von frischem Moos befanden. In dem marmornen Kamine loderte schwach eine dem Erlöschen nahe Flamme. Im Uebrigen war das Zimmer bloß von einer einzigen Lampe beleuchtet, und, um den Schein derselben noch matter zu machen, war die krystallene Kugel mit einem hellgrünen, fein durchbrochenen Spitzenschleier bedeckt.

In einer bequemen Causeuse vor dem Kamin ruhte Signora Parisina, ihren schönen Kopf auf ein Sammetkissen zurückgelehnt und die zierlichen Füßchen auf einen Schemel gestützt, der mit Hermelin überzogen war. Die bezaubende Patientin war in einen großen weißen Shawl vom weichsten Kasimir gehüllt, und sie hatte ihre halbliegende Stellung mit so viel Grazie eingenommen, als hätte sie in diesem Augenblick einem Bildhauer als Modell dienen müssen.

Graf Manfred ging an der Spitze der aufwartenden Schaar.

„Grausame Signora," begrüßte er sie, „warum müssen Sie uns immer so viel Unruhe bereiten?"

Hierauf brachten die anderen Cavaliere im Chor ihr Bedauern und Mitleid vor. Alle verlangten zu wissen, wie ihr und der ganzen Stadt Liebling sich befinde. Einer drückte seine Verzweiflung darüber aus, daß er sie so blaß finde, ein Anderer verdolmetschte seinen Schmerz über die Leiden, von denen er noch Spuren an ihr zu entdecken glaubte; ein Dritter flehte sie an, sie möchte künftig vorsichtiger sein und wohl bedenken, daß jeder Schmerz, der sie treffe, auch der ganzen kunstliebenden Welt wehe thue u. s. w.

Als Parisina eine Weile mit Wohlbehagen diese für sie so schmeichelhaften Phrasen angehört und all' diese von der wärmsten Theilnahme zeugenden Fragen mit entzückendem Lächeln beantwortet hatte, sagte sie abbrechend:

„Jetzt, meine Herren, haben wir genug von diesem traurigen Gegenstand gesprochen. Meine Krankheit war, Gott sei Dank! nur eine Bagatelle, eine kleine Laune. Die Natur des Weibes ist immer launisch, das wissen Sie ja wohl. Nehmen Sie jetzt Platz und erzählen Sie die Neuigkeiten des Tages ... Wie ging diese Operette heute Abend?“

„Ich weiß wahrlich nicht, ob sie überhaupt ging,“ antwortete der Kammerjunker Lebeaureste; „wenn Sie nicht da sind, kann man möglicherweise für eine Operette Sinne haben: aber jetzt ... meinetwegen mag sich unser ganzes Theaterpersonal in den Winterschlaf legen wie die Bären; das wird mich sehr wenig berühren.“

„Ach, so denken sie nicht Alle,“ bemerkte die Signora; „in der einen Stunde Beifall und Vergötterung, in der andern Gleichgültigkeit und Kälte.“

„Wer kann wohl,“ versetzte Lieutenant von Wurmen, „seine Aufmerksamkeit einem armen Gänseblümchen zuwenden, wenn man in seiner Nähe eine glühende Rose hat?“

„Dieser Grundsatz charakterisirt vollständig einen — Schmetterling.“

„Ueberhaupt," fiel Graf Manfred ein, „muß jeder Mann von Geschmack immer der Schönsten seine Huldigung weihen. In der Welt der Kunst dürfen wir wenigstens offen gestehen, daß die Treue eine Fessel wäre. Aber Sie, Signora, die Sie die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht haben, können immer einer bleibenden Herrschaft versichert sein."

„Es thut mir dennoch leid um diese armen Sänger und Sängerinnen, die so verurtheilt sind, Tag für Tag ihre Kräfte in einer Bemühung zu opfern, die weder Früchte noch Blumen einträgt. Ich werde ihnen bei der ersten Gelegenheit mit Händen und Füßen applaudiren, ich werde sie mit Blumen bewerfen, und wenn ich es ganz allein thun müßte. Ach, glauben Sie mir, die Bahn eines Künstlers hat oft sehr schwierige Hügel, und es ist ein höchst unbilliges Verlangen, daß die Kunst vorwärts gehen solle, wenn man den Künstler zurückstößt. Aber ich darf es nicht verschweigen, das Schicksal ist oft freundlicher, als die Menschen, und deßhalb haben wir Künstler in unserer unendlichen Eigenliebe einen sicheren Trost für alle Kälte der Welt empfangen. Ja, im Vertrauen gesagt; es gibt auf der ganzen Welt keine so eigenliebige Geschöpfe als das Künstlervolk. Der Tragiker, dessen Jammern ein schallendes Lachen hervorruft, der Komiker, dessen lustige Spässe das Publikum gähnen machen, sie glauben niemals, daß der Fehler an ihnen selbst und an ihrem Spiel liege. Nein, es liegt, behaupten sie, an einem dummen und einem gefühllosen Publikum. Und was glauben Sie wohl, daß der ausgezischte Schauspieler empfinde? O, er betrachtet sich als einen Märtyrer der Kunst und hat nichts als Mitleid für das schlechte Urtheil seiner Zuhörer ... Diese mißlungenen Anstrengungen, diese verletzte Eigenliebe erzeugen bei den Kindern der Scene eine flammende Rachbegier und die gemeinsten Intriguen. Ihr Haß trifft dann immer denjenigen, der so glücklich war, einen bessern Erfolg zu gewinnen.

Der Neid macht sie zu grimmigen Furien. Ja, ja, ich weiß wohl, wie es hinter den Coulissen zugeht.“

„Signora!“ rief Graf Manfred, „ist es wirklich wahr, daß man sich unterstanden hat, Sie zu beleidigen? Findet sich wirklich ein Wesen, das frech und niederträchtig genug wäre, um auch nur einen einzigen Augenblick Ihre Ruhe zu stören? Dieß ist eine Sache, die uns Alle berührt und unsere höchste Beeiferung in Anspruch nimmt.“

„Mein bester Graf, beruhigen Sie sich. Wer so lange wie ich in der Theaterwelt gelebt hat, der besitzt auch den Muth, selbst seinen Fuß auf den Kopf der Schlange zu setzen ... Lassen Sie uns nicht mehr davon reden; aber versprechen Sie mir, mein Herr, daß Sie mir zu Liebe, Ihren armen Sängerinnen einmal eine kleine Aufmunterung schenken wollen. Applaudiren Sie ihnen ein Bischen, das wird auf sie so erfrischend wirken, wie der Regen auf eine vertrocknete Wiese, oder befehlen Sie wenigstens Ihren Bedienten, zu applaudiren.“

„Wahrhaftig, ein guter Einfall, Signora,“ riefen mehrere Stimmen. „Ja, ja, wir wollen unsere Bedienten schicken, um ihnen zu applaudiren. Hahaha! das wird einen lustigen Auftritt geben.“

Parisina that, als ob sie ihren Einfall bereute, und bat noch einmal, man möchte gegen die armen Leutchen artig sein.

„Sie sind gar zu edelmüthig,“ antwortete der Graf und setzte sich zu Parisina in die Causeuse oder vielmehr auf einen kleinen damit zusammenhängenden Schemel, eine Art Hundsfott, wenn man so will, aber von dem Erfinder offenbar für intime Verhältnisse bestimmt.

Die übrigen Gäste fanden sich bei diesem Vorboten einer vertraulicheren Unterredung veranlaßt, sich zurückzuziehen. Diese Herren, die eigentlich keine Ansprüche besaßen, die specielle Gunst der gefeierten Dame zu gewinnen, begnügten sich im Allgemeinen damit, den Schweif ihrer ausgezeichneteren Anbeter zu bilden, und

fanden sich übrigens hochgeehrt, Zutritt in ihren Salon zu erhalten und in der Stadt erzählen zu können, an dem und dem Abend soupirte ich bei Signora Parisina. Sie bildeten jetzt zerstreute Gruppen und ließen sich die leckeren Erfrischungen, die umhergeboten wurden, wohl munden.

Der Graf fuhr mit einer so gedämpften Stimme, daß nur die Signora ihn hören konnte, also fort:

„Meine lebhafte Theilnahme an Ihren Schicksalen darf Sie nicht in Erstaunen setzen; ich rechne diese Theilnahme zu meinen schönsten Gefühlen, und Sie wissen, daß ich seit Ihrem ersten Auftreten dahier mir eine Ehre daraus gemacht habe, mich, so weit mein unbedeutender Einfluß reichte, zu Ihren Gönnern zu zählen, gleichwie es mir immer eine Ehre sein wird, Ihr Bewunderer bleiben zu dürfen. Wer Ihnen als Künstlerin zu nahe tritt, der beleidigt mich; wer aber Ihrem Herzen weh thäte, der würde mich unglücklich machen.

„Herr Graf," antwortete Parisina in einem halben Geflüster, das sie unendlich angenehm zu machen verstand, „ich werde Ihren Beifall immer zu meinen größten Triumphen zählen. Bei Ihrem Geist und feinen Geschmack sind Sie ein ganz ungewöhnlicher Kunstkritiker; noch etwas Ungewöhnlicheres aber ist ein Freund mit Ihrem Herzen."

„Ach, sprechen Sie nicht von meinem Herzen, bezaubernde Parisina. Das ist gerade, als ob Sie von der Krone eines abgesetzten Königs sprächen. Es gibt Revolutionen nicht bloß in der Welt der Politik, sondern auch in der Welt des Gefühls, und mancher stolze Souverain ist dadurch in einen demüthigen Sclaven verwandelt worden."

„In gewissen Staaten sind die Revolutionen leider eine Art von Gewohnheit geworden, eine unglückliche, periodische Krankheit, und man soll dort einen Eid der Treue als die unbedeutendste Bagatelle betrachten."

„Sie sind sarkastisch, Signora.“

„Nun wohl, ich will dafür ein ehrliches Beichtbekenntniß ablegen. Hören Sie also, es gibt kein Wort, das mir so unbegreiflich vorkommt, wie das Wort Treue ... Graf Manfred, sagen Sie mir, was will es eigentlich bedeuten, treu zu sein?“

„Lassen Sie mich zuerst wissen, ob Sie das Wort Liebe besser verstehen.“

„Und eine solche Frage können Sie an eine Tänzerin thun? ... Ich sollte böse auf Sie werden.“

„Zuweilen lese ich in Ihrem Blick die lieblichste Erklärung dieses Wortes, zuweilen wieder entsetze ich mich über Ihre Nordpolkälte. Sie haben angefangen, aufrichtig zu sein, fahren Sie fort, ich bitte dringend darum.“

Da muß ich ein Bild aus der Gastronomie entlehnen. Sie sind doch wohl auch schon mit brennendem Eis servirt worden. Es gibt viele von uns Frauen, die diesem köstlichen Ding ungemein gleichen. Selbst der Hekla, dieser glühende Vulkan, ist ja von Schnee und Eis umhüllt; ich glaube wirklich, daß ich just ein Vulkan von dieser Art bin. Sagen Sie, was denken Sie von einer solchen Natur?“

„Ich denke gar nichts, ich bewundere bloß ... Lassen Sie mich hoffen, daß das Eis einmal schmelzen werde und dann ...“

„Hüten Sie sich vor der gewaltsamen Eruption.“

„Ich selbst habe viel von der Natur des Salamanders: mögen Feuer und Flammen unser Wahlspruch werden!“

„Feuer und Flammen,“ wiederholte Parisina und in ihren Blicken flammte diese Antwort noch deutlicher. Die Signora hatte die Gewohnheit, Ernst und Scherz mit einander zu vermischen, auf eine Art, daß man nicht immer verstand, was ihre eigentliche Meinung war. Aber jetzt erschien sie dem Grafen wahrer als je,

und in seinen Gedanken sang er ein Tedeum für den Sieg, den er über ihr Herz gewonnen zu haben glaubte.

In diesem Augenblick trat ein neuer Gast in den Salon. Es war der Direktor der königlichen Oper, Baron Stanislaus, der nach beendigtem Schauspiel hieher geeilt war, um sich über Parisina's Zustand zu erkundigen.

Baron Stanislaus gehörte zu denjenigen Personen, von deren guten Eigenschaften man wenig zu sagen hat, die aber dennoch ehrenwerthe und anständige Männer genannt werden. Nie hatte er sich irgendwie größere Verdienste erworben oder Proben von einer ausgezeichneten Geschicklichkeit abgelegt, und gleichwohl hatte er in seiner Beamtenlaufbahn ein schnelles Glück gemacht und war schon vor mehreren Jahren zum Direktor der königlichen Oper in D. ernannt worden, ein Platz, der hier in hohem Ansehen stand. Da der Baron früher niemals besondere Einsicht in Betreff der schönen Künste an den Tag gelegt, so hatte sich das Publikum über seine Beförderung zum Theaterchef sehr verwundert, zumal nachdem man erfahren hatte, daß Graf Manfred, ein Mann, der sehr empfehlende Eigenschaften für diesen Posten zu besitzen schien, einer seiner Concurrenten gewesen war. In der That selbst war auch Baron Stanislaus über den Vorzug, den eine gnädige Regierung ihm zuerkannte, höchlich überrascht. Im Uebrigen verscheuchte er alle Zweifel an seiner eigenen Geschicklichkeit mit dem alten fatalistischen Satz: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Er wurde also Theaterdirektor von Gottesgnaden, und das Glück hatte ihm bisher auf dieser Bahn zur Seite gestanden. Besondere Ehren erwarb er sich in der Ausübung seines neuen Berufs nicht, so wenig jetzt, als sonst je, aber er wußte sich doch so ziemlich darin zurechtzufinden.

Das Engagement der berühmten Tänzerin Signora Parisina hatte sich trotz ihres großen Gehalts als vortheilhaft für das Theater erwiesen, und der Direktor

war nicht wenig stolz auf diesen Coup. Er hatte hierzu auch noch einen andern, ihn selbst weniger berührenden Grund.

Er war, so hieß es allgemein, begünstigt unter allen Anbetern dieser Damen.

Wie! . . . liebte Parisina wirklich diesen garstigen, vierzigjährigen und sowohl an Kopf als an Herz gänzlich mittelmäßigen Mann?

Signora Parisina war ein Weib, dessen zärtliche Gefühle jetzt nur noch selten in einiges Brausen kamen, aber sie war schlau und berechnend, und es gehörte zu ihren bleibenden Principien, einen jeden Theatervorstand, von welchem sie abhing, zu ihrem Liebhaber zu machen. Mit der ausstudirten Geschicklichkeit, die nur eine vieljährige Routine zu verleihen vermag, wußte sie ihre Netze auszuwerfen, und dießmal hatte sie keiner großen Anstrengungen bedurft, um ihre allgemeinen Regeln anzuwenden. Baron Stanislaus befand sich bald gänzlich in ihrer Gewalt. Der arme Mann! seine Eitelkeit machte ihm weiß, daß er die glänzendste, die beneidenswertheste Eroberung gemacht habe, und gleichwohl mußte er diese Selbsttäuschung theuer bezahlen. Der Liebhaber der Signora konnte nichts Anderes als ihr Sclave sein. Ihre gewöhnliche Taktik war die grausamste. Nachdem sie sich ihres Opfers versichert hatte, konnte kein gekröntes Haupt tyrannischer sein als sie. Indem sie sich all dieser vielfachen Mittel, um einen Mann auf die Folterbank zu legen, bediente, die einem Weib zu Gebote stehen, das sich herabläßt, mit ihren Reizen zu wuchern, schuf sie für ihre Günstlinge eine Kette von tantalischen Qualen, und wenn sie ihnen jemals eine kleine Gunst gewährte, geschah dieß bloß, um im nächsten Augenblick noch despotischer, noch anspruchsvoller sein zu können.

Da der Direktor ganz still und unbemerkt eintrat, störte er das vertrauliche Gespräch zwischen der Signora und dem Grafen Manfred nicht. Unser Baron hatte

im Allgemeinen ein Aber gegen diesen Mann, dem es gelungen war, sich in der fashionablen Welt den Ruf eines Kunstkenners zu verschaffen, und der es gewagt hatte, gewissermaßen dem Herrn Theaterchef in's Amt zu greifen, dadurch, daß er sich als Beschützer der Kunst aufwarf; aber noch verhaßter wurde ihm der Graf durch den Umstand, daß er offenbar in der Gunst der Signora hoch stand. Der Direktor meinte ein ausschließliches Vorrecht auf die Gunst dieser Schönheit zu haben und betrachtete jetzt aus doppelten Gründen den Grafen als seinen Nebenbuhler.

Als er nun Zeuge der zärtlichen Scene auf der Causeuse wurde, da flammten Eifersucht und Haß gewaltsam in seiner Brust. Unter dieser heftigen Gemüthsbewegung gab er zufällig dem Piano, neben welchem er stand, einen starken Stoß.

Das Getöse verursachte, daß die Signora ihre Blicke nach der Thüre richtete. Sie gewahrte ihren neuen Gast und winkte ihn sogleich an ihre Seite. Graf Manfred stand auf, und der Baron nahm den Hundsfott ein.

Es war eine gute Weile erforderlich, bis er sich nach der Verwirrung erholen konnte, die das Feuerwerk in Signora's Blicken immer bei ihm hervorbrachte; aber nachdem er einmal eine Weile im Feuer gewesen, nahm er seinen Muth zusammen und sagte ziemlich sarkastisch:

„Es hat mir zu einer ganz besonderen Befriedigung gewährt, vor einigen Minuten Ihr tête-à-tête mit dem Grafen Manfred zu sehen. Die ungewöhnliche Lebhaftigkeit Ihres Gesprächs mit diesem liebenswürdigen Ritter, dem auserkorenen Günstling aller Damen, ist mir ein Bürge für Ihre vollkommene Wiedergenesung.“

„Ich glaube, Sie wollen bitter sein: das steht Ihnen schlecht,“ antwortete Parisina, ihrer Gewalt viel zu sicher, um seine üble Laune zu fürchten.

„Sie würden mich vielleicht liebenswürdiger finden, wenn ich sowohl taub als blind wäre.“

„Herr Baron," antwortete Parisina, indem sie sich tief beleidigt stellte, „dieser Augenblick ist sehr schlecht gewählt für einen Scherz. Wenn wir Beide unsere gegenseitige Rechnung abschließen wollten, so wären sicherlich Sie nicht derjenige, der mit unbezahlten Forderungen pochen könnte. Tausendmal haben Sie betheuert, daß Sie, um auch die geringste Unannehmlichkeit, die mich treffen könnte, aus meinem Wege zu räumen, entschlossen wären, die größten Opfer zu bringen, und gleichwohl hat man auf dem Theater, über welches Sie gebieten, gewagt, mein Talent gering zu schätzen, ja sogar meine Person zu beleidigen."

„Meine beste Signora —"

„Unterbrechen Sie mich nicht. Sie wissen recht gut, als ich nach der Repetition heute Vormittag, welche Sie nicht mit Ihrer Gegenwart beehrten, in meine Kleiderloge trat, so hatte man dort eine Zeichnung aufgehängt, die eine grobe Karrikatur auf mich selbst war, und noch ein plumpes Pasquill beigefügt, das meine Kunst schmähte, meine Tugend verkleinerte und mit der Drohung schloß, mich öffentlich zu chikaniren, wenn ich nicht unverzüglich diese Stadt verließe . . . Daß diese gemeine Intrigue unter den Mitgliedern des Corps angezettelt worden ist, dessen Chef zu sein Sie die Ehre haben, das unterliegt keinem Zweifel. Dieses elende Lumpenpack hat sich über meine Erfolge geärgert und die schlechte Disciplin im Theater hat den Leutchen Gelegenheit verschafft, ihrer Galle Luft zu machen. In Wahrheit, Herr Baron, Sie sind ein ebenso unvergleichlicher Direktor, als Beschützer."

Nach dieser strengen Lektion sah sich der arme Direktor gänzlich geschlagen. Die fatale Geschichte von dem Ereigniß in der Loge der Signora, das unleugbar der Ordnung im Theater keine Ehre machte, war schon lange zu seiner Kenntniß gelangt, aber noch hatte er nicht entdecken können, von wo die Chikane eigentlich ausgegangen war.

„Ich hatte einen Vorwurf erwartet,“ antwortete er, „aber ich hatte gehofft, daß mein unbedingtes Wohlwollen für Ihre Person, meine Bewunderung für Ihre entzückende Kunst bei Ihnen zu einer so festen Ueberzeugung geworden wäre, daß Sie nicht mit solch strengen Worten einen Fehler strafen würden, den man billiger Weise mir nicht aufbürden kann. Ich wage, zu behaupten, daß mein Herz durch dieses Ereigniß bereits grausamere Qualen erlitten hat, als Ihr eigenes . . . Glauben Sie mir, liebenswürdige Signora, die Fäden dieser abscheulichen Intrigue liegen tief, ja auf meine Ehre, sehr tief.“

„So mag denn Ihr scharfer Blick in diese Tiefe eindringen!“

„Ich bin der Intrigue bereits auf der Spur. O, ich war unermüdlich in meinen Nachforschungen, und ich versichere Sie, daß Personen, die gänzlich außerhalb meinem Terrain stehen, ihre Hand mit im Spiele gehabt haben. Die Sache ist ungemein verwickelt, aber mein Argwohn ruht auf den zuverlässigsten Gründen.“

„Ich verlange, daß Sie mir den Gegenstand dieses Argwohns nennen.“

Um sich selbst zu entschuldigen, hatte der Direktor in seiner Noth die ganze Behauptung von seinem wohlbegründeten Argwohn improvisirt. Da er jetzt gezwungen war, sich deutlicher zu erklären, so kam er in große Verlegenheit. Er fühlte sich wie auf glühendem Eisen, und große Schweißtropfen perlten über seine Stirne . . . In diesem Augenblick warf er seine umherschweifenden Blicke auf den Grafen Manfred. Eine, wie ihm schien, sehr glückliche Idee fuhr ihm jetzt durch den Kopf, und er trug kein Bedenken, sich mit einer Nothlüge zu retten, zumal da er bei dieser Gelegenheit zwei Fliegen auf einen Schlag zu treffen glaubte.

„Sie zwingen mich also, vollkommen aufrichtig zu sein. Mögen Sie mir den Schmerz nicht anrechnen, den diese Mittheilung Ihnen ganz sicherlich verursachen

wird! Signora, Sie sind von falschen Freunden umgeben. Es findet sich wenigstens einer unter Ihren sehr eifrigen Bewunderern vor, der unter dieser Maske die niedrigsten Absichten verbirgt und Sie mit einem feinen Netze umspinnt, worin er Sie eines schönen Tags als seinen eigenen Raub zu fangen gedenkt. Diese Person hegt schon seit längerer Zeit einen unauslöschlichen Haß gegen mich. Mich von meinem Posten, dem Gegenstand seines Neides, zu stürzen, ist seine bestimmte Absicht, und da er ganz gut einsieht, daß das Theater für den Augenblick in Ihnen seine einzige Stütze hat, so müssen jetzt Sie vor allen Dingen aus dem Wege geräumt werden. Das Ereigniß des heutigen Tags steht mit dieser infernalischen Intrigue in einigem Zusammenhang.“

„Schnell seinen Namen; ich bitte, ich brenne vor Ungeduld!“

„Nun wohl, mein Verdacht ruht auf dem Grafen Manfred.“

Diese Nachricht machte auf Parisina sichtlich einen tiefen Eindruck, rief jedoch keinen aufflammenden, heftigen Zorn bei ihr hervor. Sie wurde bloß sehr blaß, und ein beinahe unheimlicher Hohn verjagte all die kleinen Liebesgötter, die sonst ihr schönes Vaterland um ihre Lippen hatten. Seit vielen Jahren hatte kein Mann ihr Herz so zu erwärmen vermocht, wie Graf Manfred; erst heute Abend hatte sie mit unbeschreiblichem Behagen dieß erfahren, und jetzt . . . jetzt sollte er ein Verräther sein.

„Graf Manfred,“ rief sie zuerst, „das ist unmöglich . . . doch nein,“ fügte sie bald darauf mit kalter Ruhe hinzu, „es muß so sein. Er war ja kaum noch so warm, so zärtlich, so anbetend; dieß ist das sicherste Zeichen von Allem. Ja, Sie haben Recht, Herr Baron, Graf Manfred ist wirklich derjenige, der gegen mich intriguirt; ich danke Ihnen für die Mittheilung.“

Die Signora versank eine Weile in tiefe Gedanken.

Als sie daraus erwachte, schien sie wieder bei guter Laune zu sein.

„Meine Herren," sagte sie in scherzhaftem Ton, indem sie sich an die ganze Gesellschaft wandte, „unser guter Direktor ist heute nicht zum Besten aufgelegt; kommen Sie ihm zu Hülfe und verscheuchen Sie die Düsterkeit, die sich unter meinem Dach nicht einfinden darf."

Die Gäste sammelten sich auf's Neue um die Signora. Jeder bot eifrig sein ganzes Talent auf, um ihrem Wunsch entgegenzukommen. Das Gespräch kam auf's Neue in Gang. Muntere Einfälle und Scherzreden riefen häufige Lachsalven hervor. Man erzählte allerlei Geschichtchen und Anekdötchen; man verschmähte es auch nicht, nach herkömmlichem Brauch sich mit verleumderischem Spott auf Kosten seines Nächsten lustig zu machen. Die Lebhaftigkeit der Signora war entzückend. Ihre blitzenden Repliken, ihr spielender Scherz riefen einen wahren Carnevalsrausch hervor.

Als die allgemeine Heiterkeit auf ihre höchste Spitze gelangt war, ergriff die liebenswürdige Wirthin einen vollen Champagnerkelch, und indem sie ihre Gäste aufmunterte, ihrem Beispiel zu folgen, sagte sie aufgeräumt: „Ich möchte gerne einen Toast vorschlagen, aber es fehlt mir an Ideen. Welche barmherzige Seele kann mir eine Idee leihen?"

„Ich habe gewiß von Allen den besten Vorschlag, den man in der Welt finden kann," antwortete sogleich Graf Manfred. „Es ist ein Toast auf Sie selbst, auf Ihre glücklich wieder gewonnene Gesundheit."

„Halten Sie ein," unterbrach ihn Parisina, ich habe jetzt selbst einen noch weit glücklicheren Einfall, Herr Graf. Meine Herren, einen Toast auf die S c h l a n g e i m P a r a d i e s!"

Die Gläser wurden geleert, man nahm den Einfall als einen glücklichen Scherz und lachte herzlich darüber.

„Still!“ sagte Parisina, nachdem auch sie ihr Glas ausgetrunken hatte, „still! . . . findet sich hier Niemand, der auf den Toast antwortet? . . . Welche Bescheidenheit! — Graf Manfred, Sie sehen so nachdenklich aus. Vielleicht grübeln Sie über die Frage nach, auf welche Sie mir so eben die Antwort schuldig blieben: die Frage, was Treue besagen wolle: . . . Apropos, wie befindet sich Ihre schöne Frau?“

In diesen Worten lag ein bitterer Hohn, der Keinem aus der Gesellschaft entging.

Graf Manfred lächelte, aber dieses Lächeln bedeutete nichts Gutes.

„Sie sind noch krank, Signora,“ sagte er, „das hört man deutlich.“ Dann verließ er den Kreis und setzte sich an den Tisch, wo er in einigen Kupferwerken blätterte.

Die allgemeine Fröhlichkeit erstarb wie von einem Mordschlag getroffen.

Das Schweigen, das jetzt entstand, war ganz besonders peinlich für Baron Stanislaus, der eine ernsthafte Erklärung zwischen der Signora und dem Grafen zu fürchten schien, wobei er selbst schwer compromittirt werden konnte. Er beeilte sich daher, ein neues Gespräch einzuleiten.

„Meine Herrschaften,“ sagte er, „ich habe es ganz und gar vergessen, Ihnen eine für uns Alle interessante Neuigkeit mitzutheilen. Ein sehr angesehener Gesanglehrer in unserer Stadt hat seit einigen Monaten oft mit mir von einer seiner Schülerinnen gesprochen, einem jungen Mädchen aus der Provinz, das nach seiner Ansicht eine ausgezeichnete Stimme und große Anlagen für die Bühne besitze. Von tausend Geschäften in Anspruch genommen, hatte ich dieser Empfehlung keine sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist etwas so Gewöhnliches, daß die Herren Gesanglehrer ihre Schülerinnen loben, und sollten wir alle ihre ausgezeichneten Talente beim Theater beschäftigen, so hätten wir bald das ganze

Haus von lauter Sängerinnen voll. Inzwischen begegnete ich just heute dem genannten Gesanglehrer zufällig auf der Straße. Er begann wieder die schönsten Lobpreisungen über die vortreffliche Stimme des jungen Mädchens und ließ mich nicht los, bis ich ihm versprochen hatte, mit ihm nach Hause zu kommen, um da sogleich die Bekanntschaft der wunderbaren Schülerin zu machen. Ich muß gestehen, daß ich wirklich auf eine angenehme Art überrascht wurde. Man stellte mir ein blühendes Mädchen vor. Wenn ich sagen wollte, sie sei schön, so würde ich zu viel sagen, wenigstens jetzt, wo ich so glücklich bin, Sie, Signora Parisina, vor meinen Augen zu haben; wenn ich dagegen sagte, sie sei hübsch, so würde ich zu wenig sagen. Sie besaß in ihren edlen, feinen Gesichtszügen, in ihrer hohen, schlanken Gestalt einen Ausdruck, der mir unwillkürlich imponirte . . . Sie begann zu singen. Die Stimme war vortrefflich, die Töne rein, klangvoll, stark, und dabei besaß sie ein gewisses dramatisches Leben, eine Farbe in ihrem Vortrag, die mich ganz besonders einnahm."

„Wir gratuliren Ihnen von Herzen," fiel der Kammerjunker Lebeaureste ein. Mit einer neuen Prima Donna wird eine neue Aera für die königliche Oper beginnen, die alte ist schon lange ganz ausgeschrieen und reif, um sich pensioniren zu lassen."

„Ich glaube wirklich einen glücklichen Fund gethan, eine gute Acquisition für das Theater gemacht zu haben. Mamsell Leopoldine, so ist ihr Name, besitzt einen unverkennbaren Beruf zur dramatischen Sängerin, und ohne Zweifel wird sie es auf dieser Bahn weit bringen. Sie lebt mit einer schwärmerischen Hingebung bloß für die Kunst, und ihr Lehrer erzählte mir die wunderbarsten Sachen von ihrem musikalischen Talent und ihrer genialen Auffassungsgabe. Zuweilen soll sich ihr weiches Gefühl sogar in den erhabensten Inspirationen kund thun. Ich hörte sie, wie gesagt, mit ebenso großem Erstaunen als Vergnügen an und versprach ihr, sie solle

binnen Kurzem debutiren dürfen. Ihre Freude darüber war rührend anzusehen. Sie wird sich in einigen Tagen auf dem Theater einfinden, um sich da mit mir und dem Kapellmeister über ihr erstes Auftreten zu berathen."

„Bravo!" riefen mehrere der kunstliebenden Gäste. „Wir bedürfen wirklich etwas Neues, etwas Erfrischendes in dieser Beziehung."

Signora Parisina hatte während des letztern Theils der Erzählung des Barons große Unruhe verrathen. Ihre Stirne verdüsterte sich plötzlich. Sie drückte die Hand an's Herz, gleich als hätte ein Leiden sie gequält, und lehnte sich sichtlich ermattet noch tiefer in die Sammetkissen.

„Meine Herren," sagte sie mit schwacher Stimme, „ich fürchte, ich habe mich gar zu lange an Ihrer angenehmen Gesellschaft erfreut. Meine Kräfte beginnen mich zu verlassen."

Bei diesen Worten der Tänzerin malte sich große Bekümmerniß und lebhafte Theilnahme auf den Gesichtern der Gäste. Man brach augenblicklich auf und mischte so viele Schmeicheleien in die Abschiedscomplimente, daß auch der gesundeste Mensch eine so starke Dosis kaum hätte ertragen können.

Nur Graf Manfred verbeugte sich kalt und steif, ohne ein Wort zu sprechen.

Als Baron Stanislaus, der zuletzt hinausging, die Thüre erreicht hatte, winkte die Signora ihm zurück, und er blieb allein mit ihr im Salon.

„Wünschen Sie, daß ich einen Arzt holen soll?" fragte er zärtlich.

Parisina antwortete nicht, aber nach einer langen Pause sprang sie mit einer raschen Bewegung von ihrem Sitze auf. Alle Mattigkeit war jetzt auf einmal verschwunden. Mit einer Heftigkeit, die durchaus keinen Mangel an Kraft verrieth, ging sie mehrere Male im Zimmer auf und ab, blieb endlich vor dem über eine

so unerwartete Verwandlung höchst verwunderten Baron stehen, stemmte ihre Hände in die Seite und sagte, während die Röthe des Verdrusses auf ihren Wangen flammte:

„Mein Herr, glauben Sie, daß Gott irgend ein Geschöpf weniger zartfühlend geschaffen habe, als Sie selbst?“

„Um's Himmelswillen, Signora, welche Frage!“ stammelte der arme Mann gänzlich verblüfft.

„Ach!“ rief die erzürnte Schöne, indem sie ihm wieder den Rücken kehrte und ihre heftige Promenade fortsetzte, wobei an Stühle, Tische und was sonst noch die Unart hatte, ihr im Wege zu stehen, verschiedene unsanfte Püffe ausgetheilt wurden, „ach, diese Menschen bringen mich noch um's Leben! ... der Neid, die Falschheit, die Dummheit haben sich verschworen, mich zu vernichten ... Auf dem Theater Chikanen, im Krankenzimmer Conspirationen! ... Aber wartet, ich bin keine Fliege, die man in einem Spinnennetze fängt; ich lasse mir nicht so leicht eine Nase drehen ... Herr Direktor, ich verlange sogleich meinen Abschied ... Hören Sie, sogleich; ich tanze nicht einen einzigen Pas mehr in dieser verdammten Stadt.“

„Kommen Sie zur Besinnung, Signora Parisina; dieser ganze unangenehme Auftritt ist mir ein Räthsel“

„Sie begreifen also ihre eigene Niederträchtigkeit nicht ... Unvergleichlicher Mann. Sie sind wahrhaftig eine höchst lächerliche Personage! ... hahaha ... ich kann nicht umhin, über Ihre Originalität zu lachen.“

„Wollen Sie den einzigen aufrichtigen Freund von sich stoßen, den Sie besitzen? ... Ich gestehe, daß ich nicht erwartet habe, einen so unerklärlichen Zorn zu finden, und nur mein Herz ist es, das mich gegen meinen eigenen Willen hier zurückhält.“

„Ha, vortrefflich! ... Ihr Herz! Ach, armer Mann, Sie müssen wirklich ein sehr gutes, ein sehr

feinfühlendes Herz haben, und noch obendrein einen unvergleichlichen Kopf.“

„Signora . . .“

„Sie haben mir gesagt, daß Graf Manfred gegen mich intriguire . . . Ich zweifle nicht daran, aber ich muß ihn dennoch respektiren, denn er treibt ein feines Spiel und berechnet seine Ränke nicht übel. Ihn kann ich einen meiner würdigen Gegner nennen. Sie dagegen, Herr Baron, behaupten, mein Freund zu sein, Sie glauben sicherlich auch, daß Sie es sind; aber Sie benehmen sich auf eine Art, daß ich Gott bitten muß, mich vor meinen Freunden zu bewahren, denn vor meinen Feinden werde ich mich schon selbst schützen . . . Nein, verweilen Sie noch einen Augenblick, wenn Sie die Güte haben wollen, ich werde mich deutlicher erklären. Es sollte Ihnen bei Ihrer langjährigen Wirksamkeit auf dem Theater nicht unbekannt sein, daß eine Künstlerin meines Schlages lediglich von den Launen des Publikums abhängt. Diese Launen zu unserem Vortheil leiten zu können, das ist just das große Geheimniß in unserer Kunst. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, daß man uns mit Wohlbehagen ansieht; nein, wir müssen Enthusiasmus, Entzücken erwecken, wir müssen unser Publikum berauschen. Die Leute im Allgemeinen sind so träg, so schlaff. Man fordert daher von uns außerordentliche Anstrengungen, um sie zu der Extase bringen zu können, die unser eigenes Glück unwillkürlich erheischt. Und haben wir sie einmal so weit gebracht, so müssen wir jeden Augenblick auf unserer Hut sein, damit die Gemüther sich nicht wieder abkühlen. Ach! kein Mensch auf Erden kennt das Verrätherische der Volksgunst so gut, als eine Tänzerin. In der einen Stunde droht man sie unter einem Blumenregen zu begraben, in der andern muß sie selbst die Claqueurs erkaufen, um sich den Genuß eines Applauses zu verschaffen. Eine Schönheit wechselt die Moden nicht schneller, als ein Theaterpublikum seine Günstlinge.

Die unbedeutendste Kleinigkeit kann ein herankeimendes Talent in Schwung bringen. Dieses neue Talent wird dann der Löwe der Stunde, sein Ruf wird aus einem Senfkorn zu einer Lawine gemacht. Das Publikum, das für die Reize der Neuheit immer schwach und zu arm ist, um seine Bewunderung theilen zu können, wendet jetzt auf einmal seinem kaum noch vergötterten Günstling den Rücken. Ihre Zeit ist aus, ihr Fall unvermeidlich."

„Alles das gilt nur von der Mittelmäßigkeit. Aber, Sie, Signora, was haben Sie bei Ihrer Ueberlegenheit und Schönheit, bei Ihrer Kunst und Ihrem Genie zu fürchten?"

„Sparen Sie Ihre Schmeicheleien; wir befinden uns unter vier Augen und können aufrichtig sprechen. Ich bin, müssen Sie wissen, kein Neuling auf dieser abenteuerlichen Künstlerbahn. Es ist wahr, daß mein Talent hier in der Stadt gegenwärtig viel gilt, daß mein Name einen Ruf besitzt, dessen sich vielleicht nur Wenige erfreut haben, daß mein Lob von tausend Lippen ertönt. Aber sehen Sie, Herr Baron, wer gleich mir von frühester Jugend an die Theaterluft eingeathmet hat, der besitzt einen unglaublichen Scharfsinn, wenn es sich darum handelt, seine Stellung zu beurtheilen. Wir haben in unserem Gefühl eine Art von Barometer, der die Veränderungen in den Liebhabereien unseres Publikums zum Voraus anzeigt. Es ist mir kein Geheimniß, daß ich just jetzt auf der Höhe meines Ansehens schwebe, der Augenblick ist kritisch, denn wenn man nicht länger steigen kann, so ist es leicht zu fallen, und jetzt, wo eine minder erfahrene Künstlerin vielleicht in guter Ruhe die Vortheile ihrer Siege genießen zu können glauben würde, jetzt ist es für mich sonnenklar, daß ich alle meine Anstrengungen verdoppeln, alle meine Mittel aufbieten muß, wenn ich nicht genöthigt werden soll, schimpflich dem stolzen Thron zu entsagen, den ich bestiegen habe. Unter solchen Verhältnissen muß man

ganz besonders darauf bedacht sein, daß kein neuer Gegenstand die Aufmerksamkeit des Publikums erregt ... Alles, was ich jetzt gesagt habe, mußten Sie so gut wissen wie ich selbst, aber gleichwohl haben Sie erst vor einigen Augenblicken hier in meinem Salon all' Ihr Talent aufgeboten, um sogar das Interesse meiner eifrigsten Bewunderer von mir abzuwenden. Diese arme Leopoldine da, die Sie so beredt rühmten und zu engagiren gedenken, begreifen Sie denn nicht, daß just sie meinen Fall bereiten wird?"

„Mamsell Leopoldine, ein armes, unschuldiges Landmädchen, und den Theaterintriguen gänzlich fremd! ... Sie scherzen, Signora."

„Sie ist schön," sagten Sie, „und singt wie ein Engel. Was bedarf es wohl mehr in einem Augenblick, wo ich sogar in einem Taschenspieler einen gefährlichen Rival fürchten könnte?"

„Sie glauben also wirklich?"

„Ich weiß, daß ich Ihren neuen Schützling bereits verabscheue ... Oh, ich möchte mich unglücklich nennen, wenn es nicht feig wäre, so Etwas zu gestehen. Aber bitter genug ist es dennoch, täglich, ja stündlich die heiligsten Versicherungen von Ergebenheit zu hören und sich dennoch nicht auf einen einzigen seiner vielen Freunde verlassen zu können. Sie selbst, Baron, obschon es Ihnen gelungen ist, mir einen Schritt näher zu kommen, als der große Haufen konnte, warum wollen Sie mich so herzlos verlassen?"

Ehe ich Sie verließe, Signora, würde ich mein Leben in die Schanze schlagen."

„Recht so, diese Worte klingen ganz schön, und gleichwohl gestatten Sie, daß man mir im Theater unehrerbietig begegnet, und Sie gehen sogar selbst darauf aus, neue Feinde meines Glückes anzuwerben."

„Signora, Ihrem Zorn konnte ich widerstehen, aber nicht Ihrem Schmerz."

„Warum ihn also hervorrufen?"

„Vergessen Sie, was vorgefallen ist; ich bin bereit, Ihnen die glänzendste Genugthuung zu geben.“

„Und Mamsell Leopoldine?“

„Bedenken Sie, Signora, meine Amtspflicht und mein Versprechen.“

„Und Mamsell Leopoldine? frage ich noch einmal.“

„Nun wohl, ihr Debüt hängt von diesem Augenblick von keiner andern Person ab, als von Ihnen selbst.“

„Kann ich mich darauf verlassen?“

„Belohnen Sie mich mit einem einzigen Lächeln, Parisina; ich flehe darum. Fürchten Sie nichts, ich bin ein treuer Bundesgenosse, und der Sieg wird unser bleiben.“

„Die Allianz ist also abgeschlossen?“

„Holde Zauberin, mit diesen schneeweißen Händchen leitest Du mich wie ein gehorsames Kind.“

„Und vergessen Sie nie, wen man liebt, den züchtigt man.“ . . . .

Als Signora Parisina endlich allein war, hielt sie für sich selbst folgenden kurzen Monolog.

„Ich möchte doch wissen, ob wirklich hier in der Welt einige Wahrheit wohnt ... Lüge auf der Bühne, hinter den Coulissen, im Salon, im Krankenbett, in der Freundschaft, in der Liebe, ja, Lüge im Herzen selbst!“

Darauf klingelte sie ihrer Kammerjungfer und begab sich zur Ruhe.

XI.

Die Einsame.

Einsam schreit' ich vor auf meiner Bahn,
Weiter, weiter stets dehnt sich der Weg,
Ach, mein Ziel, es liegt in dunkler Ferne.

Geijer.

Leopold Raimund war in D. ein berühmter Mann gewesen, der ausgezeichnete Portraitmaler hatte da, besonders in den Tagen seiner Wohlhabenheit, viele Freunde gehabt. Jetzt war er vergessen. Es fand sich Niemand mehr, der mit wärmeren Gefühlen an seinem Gedächtnisse hing, Niemand, der für seine hinterlassene Tochter ein Interesse hegte . . . Leopoldine kam also gänzlich als ein Fremdling in ihre Vaterstadt zurück. Statt ihrer früheren Heimath daselbst, hatte sie bloß das von allen Andern vergessene Grab ihres Vaters.

Durch die Fürsorge ihres Oheims war sie bei einer älteren Wittwe, Frau Knäck, einakkordirt worden, die eine gut berufene Pension für solche Reisende hatte, die sich längere Zeit in der Stadt aufhielten. Hier besaß Leopoldine ein eigenes Zimmer, sehr groß und im Vergleich mit dem früheren grünen Dachstübchen elegant möblirt, aber finster und kalt. Sie speiste mit mehreren Andern am Tisch der Wirthin. Aber was die mütterliche Sorgfalt betraf, in Betreff deren Frau Knäck die freigebigsten Versprechungen ertheilt hatte, so war diese wenigstens für eine feiner fühlende Natur ganz und gar nicht befriedigend. Es ist auch unter allen Umständen sehr schwer, gegen baare Bezahlung eine mütterliche Pflege zu erhalten. Frau Knäck, die seit vielen Jahren gewöhnt war, ihre Gastfreundschaft zu verkaufen, hatte sich allerdings auch erboten, dasselbe

mit ihren Gefühlen zu thun, aber man konnte mit Recht sagen, daß das Product dieser Industrie eine gewisse Aehnlichkeit mit jeder andern Marktwaare hatte. Der süßliche, einschmeichelnde Ton, der bei ihr stereotyp geworden war, wurde in die Länge etwas widerlich. Bei der ersten Bekanntschaft glaubte man, in ihr eine aus eitel Zärtlichkeit zusammengesetzte Seele gefunden zu haben; bald entdeckte man jedoch, daß dieser Zärtlichkeit das Wesentlichste mangelte: ein Herz. Inzwischen stand ihre Pension nicht ohne Ursache in gutem Renommee, die Alte hatte das große Verdienst, in der Wahl ihrer Gäste, etwas genau zu sein und eine lobenswerthe Ordnung in ihrem kleinen Hotel aufrecht zu erhalten. Wer pünktlich das Monatsgeld vorausbezahlte, der konnte überzeugt sein, in allen Theilen sein Recht zu bekommen, insofern sich seine Ansprüche auf nichts Weiteres als auf Zimmer, Kost und Aufwartung erstreckten; die zuckersüße Freundlichkeit wurde mit in den Kauf gegeben.

Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sich jetzt Leopoldine gänzlich allein in der Welt. Getrennt von Erasmus, der seit Johanna's Tod die Stütze und der Vertraute des jungen Mädchens gewesen, hatte sie jetzt kein Herz, an das sie ihr Haupt lehnen, kein Ohr, dem sie ihre Gefühle mittheilen konnte. Auch die älteste ihrer Freundinnen, die schöne Natur, hatte sie jetzt verloren. Die große Stadt mit ihrem Menschengewimmel, ihrem Ameisenleben, ihrem beständigen Getöse erschien ihr bloß wie ein großes, durch irgend eine lediglich mechanische Triebkraft in Bewegung gesetztes Gemälde. Sie konnte nicht begreifen, daß sie wirklich von so vielen lebendigen Menschen umgeben war, und gleichwohl ganz verlassen und allein dastand. Alle Personen, mit denen sie zufällig in Berührung kam, erschienen ihr als kalte Egoisten, die nur von ihren eigenen Interessen belebt wurden, und deren einziges Dichten und Trachten darnach ging, mit beständigen Vergnügungen ihre Zeit

todtzuschlagen. Sie fand oft, daß man ihr mit Artigkeit, niemals aber, daß man ihr mit herzlicher Theilnahme begegnete. Sie machte viele Bekanntschaften, gewann aber nicht einen einzigen Freund . . . dieses in allen großen Städten gewöhnliche Verhältniß hatte sie in ihrer Unerfahrenheit nicht geahnt. Nachdem sie gewöhnt gewesen, nur in einem kleineren Kreise mit Verwandten und Bekannten zusammen zu leben, so fiel jetzt der kalte Egoismus der Welt auf ihr von Menschenliebe erfülltes Herz, wie ein scharfer Reif in einer frühen Herbstnacht auf eine nach der Sonne verlangende Rose fällt.

Aber obschon diese Verlassenheit in der großen Menschenwüste sie schmerzte, verlor sie dennoch den Muth nicht; obschon sie die Bitterkeit ihrer vereinsamten Lage kannte, klagte sie dennoch nicht, und noch weniger bereute sie den Schritt, den sie gethan hatte.

Sie bereute ihn nicht, denn in der Arbeit für die Kunst, die sie so innig liebte, fand sie immer einen sicheren und lieblichen Trost für all' ihren Kummer. Mit dem innigsten Ernst, mit einem beinahe leidenschaftlichen Eifer gab sie sich ihren Studien hin und wurde vom ersten Tag an die fleißigste Schülerin ihres Lehrers. Bald wurde sie auch diejenige, auf die er seine größten Hoffnungen baute. Je mehr sie in die Lehre von den Gesetzen und Regeln der Harmonie eindrang, und je mehr die Wissenschaft ihrem natürlichen Geschmack eine Stütze verlieh, um so klarer trat ihr Genie hervor; um so freier entwickelte es sich. Sie war eine jener Seelen, die mehr der Aufklärung, als der Gelehrsamkeit bedürfen: der Fackelschein, der in einen Grubenschacht dringt, schafft nicht, sondern entdeckt nur die kostbaren Schätze, die darin verborgen liegen. Jeder Fortschritt, den Leopoldine machte, wurde für sie selbst ein Fest, und jede Kenntniß, die sie gewann, schenkte ihr eine Freude. Es war ihr so lieblich, Tag für Tag eine immer sicherere Gewißheit dafür zu gewinnen, daß

sie sich in ihren Ahnungen von der erhabenen Größe der Kunst nicht getäuscht habe. Schon durch das bloße Gefühl des Schönen hatte sie so manchen herrlichen Augenblick des Entzückens genossen; wie weit größer wurde nicht jetzt ihr Glück, da sie immer mehr und mehr die Fähigkeit gewann, diesem Gefühl einen wahren Ausdruck, eine harmonische Form zu geben!

In diesen Beschäftigungen, die ihre Tage ausfüllten, fand Leopoldine, wie gesagt, Trost für ihre kleinen Bekümmernisse. Mit dem ganzen glücklichen und unschuldigen Künstlerleichtsinn vergaß sie das wirkliche Leben über den Idealen, gab sich der Kunst hin und fühlte sich in diesen Stunden weder einsam noch arm ... Aber in den langen Winterabenden, wo sie, ermüdet von den Anstrengungen des Tages, allein auf ihrem großen, düsteren Zimmer saß, ohne eine andere Gesellschaft als die prasselnde Flamme, da erwachten alle zärtlicheren Gefühle bei ihr. Ihre Gedanken flogen gleich den Tauben der Arche hinaus, eine Freistätte auf Erden zu suchen. Sie verweilten einige Zeit in stillem Kummer bei Johanna's Grab, dort in dem verborgenen Thale; sie eilten davon weg zu dem wohlwollenden Erasmus und ruhten so gerne an seinem getreuen Busen; sie forschten endlich mit unbeschreiblicher Unruhe nach einem noch theuren Freunde ... wo, o wo war er wohl zu finden? ... Die schamhafte Jungfrau erröthete über das warme Verlangen ihres eigenen Herzens und erschrack über die Kühnheit, womit sie seufzend den Namen Maximilian flüsterte.

Monate verflossen.

Leopoldine war während dieser Zeit mit ihrer ganzen Seele den interessanten Studien zugethan, womit sie sich beschäftigt; sie war so fest in ihrem Verlangen nach dem Künstlerleben, daß sie mit voller Sicherheit einsah, es würde ihr zu einer nützlichen Wirksamkeit auf jeder andern Bahn sowohl an Talent, als an Kraft fehlen. Von dieser Bahn verdrängt zu werden, wäre

für sie nichts Anderes gewesen, als sich selbst aufgeben zu müssen, sich landesflüchtig aus ihrem gelobten Lande, der wahren Heimath ihres Geistes, vertrieben zu sehen, und die Besorgniß, daß dieß bald genug geschehen könnte, eine Besorgniß, die durch ökonomische Bekümmernisse hervorgerufen wurde, erfüllte sie mit qualvoller Angst. Ihre kleinen Mittel schmolzen täglich mehr zusammen. Der Lebensunterhalt in D. überstieg bei Weitem die Berechnungen, die sie und Erasmus gemacht hatten, besonders die Bezahlung des Gesanglehrers, wie noch viele andere mit ihren Lectionen verbundene Ausgaben setzten der kleinen Summe, auf welche sie für ihr Unternehmen rechnen konnte, gewaltig zu. Bald zeigte es sich, daß diese kleine Summe trotz der größtmöglichen Sparsamkeit kaum für die Hälfte der Zeit ausreichen würde, die sie für ihre musikalische Erziehung festgesetzt hatte, und die Aussichten, sich die Mittel zu ihrem Unterhalt durch ihr Talent zu erwerben, waren nicht sehr glänzend. Es war also Gefahr vorhanden, daß ihr ganzer Plan vollständig mißglückte, und was sollte dann wohl aus ihr werden? ... Eine traurigere Frage konnte sie sich nicht vorlegen.

In unserer Zeit sind Empfehlungen die unabläßigen Bedingungen für jeden Erfolg hier in der Welt. Auch im Gebiete der Kunst gilt es nicht mehr, daß das wirkliche Verdienst sich selbst bestens empfiehlt, und deßhalb hat man gewissen Coterien denselben Despotismus und dieselbe Souverainität überlassen, die man in der Politik haßt und verabscheut ... Leopoldine hatte, was ihr Talent betraf, auf keinen andern Schutz zu rechnen, als auf den ihres Lehrers. Dieser, eine jener hoffnungsvollen Seelen, die mehr geneigt sind, ihre Schlösser in die Luft als auf die Erde zu bauen, ermunterte sie täglich mit neuen Zukunftsplänen, immer einer glänzender und sehr häufig auch ungereimter als der andere. Aber es fehlte ihm an Beharrlichkeit und Geduld, um seine phantastischen Ideen durchzuführen und seine schwe-

benden Projecte in's Werk zu setzen. Leopoldine war inzwischen sein großer Günstling geworden; sie war auch seine Schülerin von ganz anderm Schlag als diejenigen, an welche er gewöhnlich seine Mühe verschwenden mußte. Entzückt von ihren ungewöhnlichen Talenten und ihrer Genialität, betheuerte er wohl hundertmal, daß ihr ganzes Leben aus eitel Siegen und Triumphen zusammengesetzt sein würde. Fand er sie zuweilen mißmuthig und bang vor der Zukunft, so hatte er immer seinen unerschöpflichen Reichthum an schönen Versprechungen bereit, um sie zu trösten.

„Was brauchen Sie sich zu bekümmern?“ pflegte er zu sagen; Sie werden ja einmal die größte Sängerin der Welt werden, und Ihr Ruf wird sogar über meinen Namen Glanz verbreiten ... frischen Muth, Sie sind die beneidenswertheste Person unter der Sonne.“

Der Beifall des sanguinischen Lehrers, seine fröhlichen Voraussagungen konnten Leopoldinen's Hoffnungen allerdings für den Augenblick stärken, aber sie vermochte dennoch kein ernstes Vertrauen zu all' dem Glück zu hegen, das ihr verheißen wurde. Die beste Stütze war ihre religiöse Zuversicht.

Eines Tags — es war derselbe, an welchem die im vorhergehenden Kapitel erzählten Ereignisse stattfanden — kam Leopoldine strahlend von Vergnügen und ihr Herz übervoll von Freude nach ihrer Wohnung zurück. Auf dem Gang, der zu ihrem Zimmer führte, begegnete sie Frau Knäck, die lieblich und mild wie ein Zephyr, freilich ein etwas alter und trockener Zephyr, nach der Küche hingeschwebt kam. Leopoldine blieb lächelnd vor dem ergrauten Luftgeiste stehen und versperrte ihr mit ihren geöffneten Armen den Weg.

„Was gibt's, mein liebes Zuckerkörnchen?“ fragte die Frau verwundert über dieses Manöver.

„Dieß ist der glücklichste Tag meines Lebens ... liebe Madame, lassen Sie mich Sie umarmen.“

„Herzlich gern, mein holdes Kind, ich habe Sie ja so unaussprechlich lieb; ich habe nie Jemand so lieb gehabt wie Sie ... So, so, schon recht, meine Gute, aber man erwartet mich in der Küche.“

„Nein, Sie müssen warten, Sie mögen wollen oder nicht, Sie müssen meine Freude theilen ... Ach, das Glück macht mich ganz wirr im Kopfe, ich weiß kaum, was ich sage ... Gute Madame, wie schön ist doch das Leben, wie herrlich ist die Welt! Ich will nie sterben.“

„Hoffentlich werden Sie sich nicht das Leben nehmen, mein kleines Herzblättchen.“

„Glauben Sie, Madame, daß man vor übergroßer Freude den Verstand verlieren kann?“

„Ha ha ha, wie drollig Sie sind, holdes Närrchen!“

„So lassen Sie mich erzählen, was mir begegnet ist ... ich habe heute ...“

„Es ist recht unangenehm, daß ich nicht Zeit habe, mich länger aufzuhalten; die Küche, die Küche, Sie bringen mich noch in's Grab. Ein ander Mal wollen wir unsere Herzen ausgießen. Mein guter Engel, hier ist ein so entsetzlicher Zug ... Ein Freier vielleicht, ich kann mir's schon denken?“

„Nein, etwas tausendmal Besseres ... ich darf debütiren! Hören Sie? ich darf debütiren! ich bekomme ein Engagement bei der königlichen Oper.“

„O, das ist ja ganz vortrefflich! ... So geht es immer; Glück und Erfolg wird allen meinen Pensionären zu Theil. Ach, meine kleine entzückende Nachtigall, ich bekomme doch ein Freibillet, das weiß ich zum Voraus, das wird ein Festtag in meinem Leben.“

Mit diesen Worten flog Frau Knäck weiter, Kußhändchen um sich werfend.

Aber Leopoldine war zu überglücklich, um sich dießmal durch die Kälte stören zu lassen, die zwischen den

Zärtlichkeitsbezeugungen der lieblichen Wirthin so deutlich hervorstach. Sie eilte auf ihr Zimmer.

Hier besaß sie seit einiger Zeit einen Freund, einen Vertrauten. Es war ein Kanarienvogel. Sie hatte sich das schöne Vögelchen angeschafft, um wenigstens einige Gesellschaft in ihrer Einsamkeit, ein lebendiges Wesen, das sie lieben konnte, in ihrer Nähe zu haben. Der zahme Vogel und sie waren bereits sehr bekannt mit einander. Sie hatten manche einsame Stunde mit einander versungen und einander gegenseitig mehrere kleine Triller und Cadenzen gelehrt. Für Leopoldine war es eine Freude, mit einem Gesang bewillkommt zu werden, so oft sie nach Hause zurückkam und ihre Thüre öffnete. Auch jetzt wurde sie mit einem hellen Gruß empfangen und gab sich keine Zeit, ihren Hut wegzulegen, als sie auf ihren Liebling im Käfig zueilte und den beneidenswerthen Gefangenen mit warmen Küssen belohnte.

„Du verstehst mich wohl,“ sagte sie, in einem zugleich kindlichen und ernsten Ton zu dem Vogel redend, der still auf ihrer Hand saß, sie mit seinen funkelnden Aeuglein betrachtend und zuweilen mit dem Kopfe nickend, gleichsam zum Zeichen, daß er jedes Wort verstehe. — „Ja, du verstehst mich wohl, das ist sicher. Du hast so manchmal meinen Seufzern gelauscht; du weißt am Besten, welche Qual, welche Unruhe, welche Furcht sie in sich schlossen. Aber jetzt ist aller Kummer vorüber. Recht so, laß uns unsere Freude aussingen, Trala lala . . . Man hat mich viel betrogen; ich habe mich auch selbst betrogen. Man sagte mir, daß die Welt allem Glück Feind sein würde, und ich glaube, daß es so sei. Man sagte auch, daß die Reichen, die Vornehmen und Mächtigen ganz und gar nichts nach den armen Leuten fragen, die weder Namen noch Empfehlung haben . . . Nein, das ist nicht wahr; es findet sich hier in der Welt mehr Güte, mehr Edelmuth vor, als Jemand weiß. Mag Gott mir jeden Augenblick verzeihen, wo

ich sein schönes Werk verkannt habe! . . . Wer brauchte sich wohl um mich zu bekümmern, ein armes vater- und mutterloses Kind, das eigensinnig ein gutes Familienleben aufgegeben hat, um hier an einer fremden Küste mit dem Schicksale zu spielen? . . . Und gleichwohl hat man mir so freundlich die Hand gereicht und meinen kühnsten Hoffnungen einen Weg gebahnt . . . Bleib jetzt nur hübsch still sitzen, ich will dir erzählen, wie glücklich ich bin. Wenn du aufmerksam zuhörst, so bekommst Du einen Kuß . . . Ich habe heute vor einem sehr vornehmen Herrn gesungen. Im Anfang erschreckte er mich durch einen finsteren Blick, aber bald wurde er so gut, so aufmunternd. Da ging der Gesang besser. Er gefiel ihm wohl. Er lobte mich auf eine so schöne, so zarte Art. Endlich — höre jetzt genau zu — endlich sagte er — die königliche Oper wird stolz sein, Sie zu ihren Mitgliedern zählen zu dürfen. Sie haben die Zeit für ein Debüt selbst zu bestimmen. Ich war nahe daran, an seine Brust zu fliegen, als er diese Worte sagte, aber noch weit lieber hätte ich auf die Kniee sinken und Gott danken mögen. Mein Lehrer war nicht minder entzückt. Der gute Mann brüstete sich wie ein Tambourmajor und nannte mich seinen Stolz, seine Ehre . . . Ja, auch du bist vergnügt und flatterst mit deinen kleinen Flügeln . . . Ich darf debütiren. Das erste große Ziel meiner Wünsche ist also erreicht, und der Tempel der Kunst steht mir offen. Ach, das Schicksal würde mich nicht so beschützt haben, wenn ich mich auf einem unrechten Wege befunden hätte. Mit rastlosem Bemühen will ich mich bestreben, immer höher und höher hinauf zur Wahrheit und zum Lichte zu gelangen, um eine würdige Priesterin der Kunst zu werden. Mein Muth steigt, ich verzage nicht länger. Ein schöner Sieg wird die Losung für meine Arbeit, mein Bemühen werden. Meine Kräfte werden nicht nutzlos vergeudet werden, mein Leben wird nicht erlöschen, bevor es geglänzt hat! . . .

So, so, jetzt ist deine Geduld zu Ende, du fliegst deines Wegs! . . . und jetzt wollte ich dir sagen, daß ich, wenn ich einmal sehr reich bin, ein Schiff miethen werde, das dich weit, weithin führen wird nach deiner rechten Heimath, nach den schönen Inseln im atlantischen Meer. Dort sollst du die Freiheit genießen können, die ich dir schenken will, sollst lieben, singen, ein Nest bauen am Ufer eines klaren, murmelnden Baches, sollst dich auf dem schwankenden Zuckerrohr wiegen und zuweilen an mich denken, deine Freundin, die Sängerin hier im Norden. So werden wir beide glücklich werden. Nicht wahr? Tralalala!" . . . .
. . . .

Diesem glücklichen Tag habe ich jetzt einen scharfen Contrast entgegenzustellen.

Leopoldine fand sich zur festgesetzten Zeit in der königlichen Oper ein. Sie bemerkte sogleich an der Art, wie Baron Stanislaus sie empfing, daß dieser Herr für den Augenblick sich in einer sehr herben und abstoßenden Stimmung befand. Zwei andere Personen, der Gesanglehrer des Theaters und der Kapellmeister, waren ebenfalls zugegen, aber auch sie hatten die abstoßende Haltung ihre Chefs angenommen. Keiner von allen drückte irgend ein Interesse für die junge Künstlerin aus, oder schenkte ihr auch nur einen einzigen aufmunternden Blick. Man führte sie mit kalter Höflichkeit an's Piano und legte ihr eine Arie, eines der halsbrecherischsten und ungereimtesten Erzeugnisse der modernen Schule, vor. Leopoldine erschrak über die herben Mienen, womit sie betrachtet wurde, und über die unheimliche Stille, die in dem großen, düstern Zimmer herrschte. Es kam ihr vor, als stünde sie vor diesen Richtern nicht, um in ihrer Kunst geprüft zu werden, sondern vielmehr als eines Verbrechens angeklagt, und sie las bereits ein hartes Urtheil in ihren strengen Blicken. Große Thränen drangen aus ihren Augen und das Ritournell, das der

Kapellmeister anschlug, klang in ihren Ohren wie Grabgeläute.

Sie begann den Gesang, aber ihre Stimme war zitternd, die A Töne blieben im Halse kleben und die Noten verschwammen vor ihren Augen zu einem unklaren Wirrwarr.

Man mußte von Neuem beginnen. Das arme Mädchen bot alle Kräfte auf, um seine Furcht zu beherrschen, aber es gelang nur unvollkommen. Sie vermochte zwar die aus lauter Schwierigkeiten zusammengesetzte Composition rein und ziemlich sicher wiederzugeben, aber es fehlte ihr an der Gemüthsruhe, ohne welche kein Künstler von den Inspirationen seines Genies belebt werden kann. Ihr Gesang glich dem Aufsagen eines geschickten Schulkindes; sie sang die Noten correkt, aber den Inhalt selbst erfaßte sie nicht. Ihr Herz war nicht mit dem Gesang, und die Töne kamen todtgeboren zur Welt. Vergebens suchte sie ihre Seele von der Angst loszureißen, worin sie gefangen lag; sie konnte keinen Augenblick vergessen, daß finstere Wolken ihre kaum erst helle gewordene Zukunft bedrohten. Als sie geendet hatte, brach sie in Thränen aus.

Der Direktor und die beiden andern Herren hielten jetzt eine kurze Berathung am andern Ende des Zimmers. Der Gesanglehrer der königlichen Oper war es, der am Meisten einzuwenden hatte, und die Worte: schlechte Schule, zu früh vom Lehrer weg, drangen bis an Leopoldinens Ohr. Sie nahm sie als Vorboten ihres Todesurtheils auf. Sie wußte nicht, daß derjenige, der diese Worte äußerte, ein unversöhnlicher Feind ihres Lehrers war, und daß der Handwerksneid der Künstler weit bitterer ist, als aller andere Neid in der Welt. Noch weniger wußte sie, daß Baron Stanislaus, treulos gegen sein bereits gegebenes Versprechen, treulos gegen seine Pflicht, all seinen Einfluß anwandte, um sie nicht aufkommen zu lassen, um somit den Launen der Signora Parisina ein Opfer zu bringen.

Endlich näherte sich der Baron der ihres traurigen Schicksals bereits vergewisserten Leopoldine und hielt mit wohlgeheuchelter Würde folgende schöne Rede.

„Meine junge Freundin, es sollte mich schmerzen, wenn meine Werte, als ich zum ersten Mal die Ehre hatte, Sie zu hören, einige ernste Hoffnungen auf Engagement an der königlichen Oper in Ihnen erweckt hätten. Sie besitzen allerdings Talent, ein sehr achtungswerthes Talent, und die Künstlerlaufbahn wird gewiß in einer Zukunft Ihre lobenswerthen Studien belohnen. Inzwischen glaube ich nicht, daß Sie alle erforderlichen Eigenschaften für die Bühne haben. Vielleicht wird es Ihnen einmal gelingen, sie zu erwerben, aber für den Augenblick, das muß ich Ihnen offen sagen, verrathen Sie eine gar zu große Unkenntniß der strengen Forderungen des dramatischen Gesanges, und Ihre Stimme, die unläugbar sehr rein und angenehm ist, dürfte gleichwohl noch zu schwach sein, um einen größeren Theatersaal auszufüllen. Ich bitte Sie inständig, überzeugt zu sein, daß der Gedanke an Ihr Wohl es ist, der meine Aufrichtigkeit hervorruft. Wenn ich Ihr Debüt gestattete, würde ich Ihnen nicht nur keinen Dienst erweisen, sondern mich als unwürdigen Rathgeber zeigen, unwürdig der Stelle, welche die Gnade meines Königs mir übertragen hat. Ihr allzufrühes und, ich fürchte es, unglückliches öffentliches Auftreten würde Ihrer ganzen Zukunft schaden, und für diese müssen Sie leben und Ihre guten Anlagen pflegen. Haben Sie Muth und lassen Sie sich durch diese kleine Widerwärtigkeit in Ihrer Liebe zur Kunst nicht stören. Wählen Sie eine andere Bahn als das Theater, und geht Ihre Neigung gleichwohl nach dieser Seite, so ermahne ich Sie als Freund, Ihre Studien unmittelbarer dem Dramatischen zuzuwenden. Um auf der Bühne Glück zu machen, müssen Sie nicht bloß Sängerin, sondern auch Schauspielerin sein.“

Diese Worte schienen Leopoldinen die volle Wahr-

heit zu enthalten, und weit entfernt, sich durch den Verrath des Barons beleidigt zu fühlen, dankte sie ihm in ihrem Herzen dafür. Aber über sich selbst, über ihre unglückliche Probe empfand sie einen tiefen Kummer, und ihren Stolz beugte es tief, vor fremden Leuten so gedemüthigt dastehen zu müssen. Indem sie schüchtern die Herren um Entschuldigung bat, daß sie, von ihrer geringen Erfahrung mißleitet, einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe, verließ sie in gedrückter Stimmung den Salon, den sie so fröhlich, so glücklich betreten hatte.

Baron Stanislaus begleitete sie in's äußere Zimmer hinaus. Er empfand in diesem Augenblick einiges Mitleid mit dem schönen, jetzt so betrübten jungen Mädchen, und er fühlte sich unwillkürlich gedrungen, ihr einen Trost zu schenken. Seine früher so eiskalten Züge wurden jetzt sanfter, und die Stimme hatte eine gewisse Zärtlichkeit, indem er sagte:

„Ihr Schmerz geht mir näher, als Sie denken. Glauben Sie mir, ich habe es nie so schwer gefunden wie jetzt, meine Pflicht und mein Gefühl zu vereinigen. Trocknen Sie die Thränen in Ihren schönen Augen und seien Sie überzeugt, daß meine Protektion mit der Zeit den Kummer gut machen wird, den ich Ihnen jetzt zu verursachen genöthigt bin. Ja, obschon Ihre Wünsche für den Augenblick von keinem Erfolg gekrönt worden sind, so dürfen Sie doch mit voller Zuversicht in der Zukunft auf ein besseres Glück hoffen."

„Ach nein," seufzte Leopoldine, „ich habe den Glauben an mich selbst verloren; ich fühle, daß ich meinen Muth zu hoch geschätzt hatte."

„Sie dürfen mich nicht mißkennen," fuhr der Baron fort, „ich habe so eben mich selbst meinem Beruf geopfert. Es geschah von Amtswegen, wenn ich mich so kalt, so gleichgültig zeigte. Ich und die andern Herren wollten durch unsere Strenge Sie nur prüfen. Mit

der Zeit werden Sie gewiß die Schüchternheit überwinden lernen, die Sie heute nicht beherrschen konnten.“

Leopoldine sah wieder einen Schimmer ihrer theuren Hoffnungen, und ihre Blicke klärten sich auf, indem sie fragte:

„Glauben Sie wirklich noch, Herr Baron, daß ich eine Zukunft besitze?“

„Ich bin davon überzeugt,“ antwortete er, immer mehr der Güte seines Herzens Gehör schenkend; „Sie werden ganz gewiß einmal eine Zierde unserer Oper werden, Sie werden . . .“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre. Ein seidenes Kleid rauschte, und Signora Parisina trat strahlend von Schönheit und der glänzendsten Toilette über die Schwelle. Beim Anblick der vertraulichen Scene that sie einen Ausruf und blieb plötzlich stehen.

Da Leopoldine mit dem Rücken gegen die Thüre gewandt stand, bemerkte sie die eintretende Dame nicht. Aber Baron Stanislaus gewahrte sie sogleich. Mit einer Geschicklichkeit, die er von seinen besten Schauspielern gelernt hatte, nahm er alsbald seine frühere Steifheit wieder an, und statt den angefangenen Satz zu vollenden, sagte er kalt:

„Wie gesagt, die königliche Oper muß in der Wahl ihrer Süjets streng sein, und ich kann mit dem besten Willen Ihr Debüt nicht gestatten. Leben Sie wohl, meine junge Freundin.“

So sprechend bot er mit zuvorkommender Freundlichkeit der Signora seinen Arm und begleitete sie in den Salon.

Leopoldine war verblüfft über die Doppelzüngigkeit des Barons. Sie begriff die wahre Ursache seines sonderbaren Benehmens nicht, aber das Gefühl des Unwürdigen in seiner Handlungsweise vermehrte die Bitterkeit ihres Schmerzes. Sie war jetzt nicht bloß durch sich selbst in ihren getäuschten Hoffnungen unglücklich. Sie fühlte sich auch tief beleidigt, und da es ihr graute,

noch länger innerhalb dieser Mauern zu bleiben, wo sich so viele Falschheit vorfand, verließ sie die Wohnung des Barons.

Das Getöse und Gedränge auf der Straße gewährte ihr keine Zerstreuung; im Gegentheil fühlte sie sich dadurch noch mehr gedrückt. Ihre Seele war tief aufgeregt. Mit der ganzen Wärme der weiblichen Natur verlangte sie noch Freundschaft und Theilnahme; aber sie stand fremd, verlassen und allein mitten im Gewimmel. Sie war den Menschen so nahe und dennoch von Allen so geschieden . . . Nur der eine und der andere beschäftigungslose Müßiggänger schenkte ihr einige Aufmerksamkeit, und die obscönen Blicke, denen jedes allein gehende Frauenzimmer in einer größern Stadt oft ausgesetzt ist, hatten ihr niemals so peinlich geschienen wie eben jetzt.

Es widerstrebte ihr, jetzt in ihre düstere Kammer zurückzukehren. Wohin sollte sie sich wenden, wo Trost und eine Stütze finden? . . . Die Unruhe trieb sie vorwärts. Sie wanderte immer weiter und weiter. Endlich führte sie der Zufall auf eine der öffentlichen Promenaden der Stadt. Sie war leer und verlassen. Der Boden war gefroren und geplündert von des Winters verheerender Hand, Gebüsche und Bäume abgelaubt; aber Leopoldine fand dennoch Vergnügen an diesem Platze. Hier war ja doch ein Bischen Natur. Der eine und andere Vogel zwitscherte von den kahlen Zweigen. Die Luft war frischer, und nur einige wenige Wanderer zeigten sich in den langen Alleen. Sie trat ein und setzte sich auf einen der verborgensten Bänke.

Das sogenannte stärkere Geschlecht belächelt oft die Thräne eines Weibes und ihre Blödigkeit als ein großes Unglück. Es ist auch wahr, daß manche Evastöchter in Thränen solchen Gefühlen Luft schaffen, die gewiß nicht zärtlich genannt werden können, und daß sie gewöhnt sind, mit ihrem Weinen zu kokettiren, zu intriguiren, zu imponiren, zu regieren. Aber die Thräne

im Auge eines edlen Weibes verdient nicht allein unser innigstes Mitgefühl, sie verdient auch unsere Hochachtung und Bewunderung. Bei ihr ist es nicht die Schwachheit, die weint; es ist der Engel in ihrer Seele, der sich in stillen Thränen über eine Welt bekümmert. So wie sie kann kein anderer Mensch weinen, denn Keiner steht dem Himmel so nahe wie sie. Wie erhaben ist nicht ihr Kummer! das Herz blutet, denn es hat das Gefühl eines besseren Lebens; es liebt und es leidet. Ihre Thränen sind Gebete für die Erlösung eines gefallenen Geschlechtes, ein heiliges Sühnopfer für eigene und fremde Fehler. Sie klagt nicht, sie härmt sich nicht, sie flieht nicht aus dem Kampfe. Sie weint, aber sie bleibt getreu stehen, um mit Muth und Entsagung zu kämpfen. Sie ist weich, aber sie ist nicht feig: sie kann fallen, aber nicht fliehen.

Ein solches Weib war Leopoldine. In warmen Thränen schaffte sie ihrem Schmerz Luft. Sie weinte wie ein Kind. Aber sie richtete ihr niedergebeugtes Haupt wieder auf; sie blickte wieder mit der Zuversicht der Liebe zum Himmel empor.

Sie zog jetzt ihre Stellung näher in Betracht. Das Mißlingen ihres Wunsches hatte sie so tief niedergeschlagen, weil ihre Hoffnungen so stark, ihr Glaube an die ertheilten Versprechungen so zuversichtlich gewesen. Nach der Muthlosigkeit, die sich zuerst ihrer bemächtigt hatte, gewann ihr Gemüth allmälig seine Elasticität wieder. Sie betrachtete das Ereigniß des Tages als eine Lektion für die Zukunft, als eine Warnung, weniger leichtgläubig sowohl gegen sich selbst als gegen Andere zu sein, als eine zwar traurige, aber für ihre Zukunft nützliche Erfahrung.

Ihre Aussichten auf ein baldiges Debüt und ein gutes Engagement waren inzwischen für den Augenblick vernichtet, und die alten pekuniären Bekümmernisse traten jetzt wieder und noch drohender hervor. Bisher hatte sich noch immer die Hoffnung mit ihren reichen Ver-

sprechungen in ihre Berechnungen eingeschlichen, aber jetzt, da der Verstand unverhüllt seinen Calcül entwarf, wurde das Ergebniß bedenklicher. Ihre eigenen Mittel waren bereits dem gänzlichen Versiegen nahe, und wie sollte sie nun Gelegenheit erhalten, ihre Studien fortzusetzen?

Allerdings hatte Erasmus — obschon Leopoldine für diesen einzigen Fall in ihren Briefen nicht vollkommen aufrichtig gewesen war, denn sie wollte um keinen Preis die Bitterkeit seiner Sehnsucht durch traurige Mittheilungen vergrößern — das Kümmerliche ihrer ökonomischen Stellung selbst eingesehen, und da er noch immer mit gleicher Wärme auf das Wohl seines Lieblings bedacht war, so hatte er sie oft aufgefordert, nicht zu vergessen, daß sie in der Stunde der Noth immer bei ihm auf eine sichere Hülfe rechnen dürfe.

„Ich bin selbst arm und gewissermaßen abhängig," schrieb er, „aber ich kann doch mit gutem Gewissen einen kleinen Theil vom Vermögen meiner Frau als mein Eigenthum betrachten. Regina, Du weißt ja, ist zwar in ihren Ausdrücken oft hart und in ihrem Urtheil streng, aber ihr Herz ist dennoch mild, und Du kannst überzeugt sein, daß sie Dir eine kleine Beihülfe, wenn die Noth sie geböte, nicht verweigern wird."

Aber Leopoldine konnte nicht ohne Widerwillen daran denken, eine solche Hülfe anzunehmen. Gegen Frau Regina's ausdrücklichen Rath war sie nach D. gereist. Ein Unternehmen, das sie allein beschlossen hatte und dessen Ausgang sich noch so zweifelhaft zeigte, wollte sie auch allein ausführen . . . Es entstand bei ihr ein innerer Streit, ein Kampf zwischen dem Verlangen, selbst nach allen Seiten hin unabhängig, ihre Zukunft zu schaffen, und dem Verlangen, ohne Zersplitterung ihre Kräfte sich ausschließlich der Entwicklung, der Vollendung ihres Talentes als Sängerin widmen zu dürfen; ein Kampf auch zwischen persönlichem Stolz und der Liebe zur Kunst. Es mußte jetzt

ein Beschluß gefaßt werden; die lange hinausgeschobene Frage erheischte eine bestimmte Entscheidung.

Lange war sie unschlüssig; endlich aber klärten sich ihre Gedanken auf, und sie sagte zu sich selbst:

„Was ich Stolz nenne, das ist ja bloß Schwachheit, denn es ist Hochmuth. Ja, es ist Hochmuth, eine angebotene Unterstützung abzulehnen, um des Vergnügens willen, sagen zu können: ich baue mein Glück mit eigenen Händen, ich bin mir selbst genug, ich verlasse mich auf mich allein und auf sonst Niemand... Die Kunst zu lieben und dennoch den Muth nicht zu besitzen, ihr auch nur eine Laune meines übermüthigen Herzens zu opfern, welch eine unwürdige Liebe!... Wenn es wahr ist, was man mir gesagt hat, und was meine Ahnung mich zuweilen glauben ließ, daß sich in meiner Seele wirklich eine Kraft vorfindet, die einmal entwickelt und frei, mich selbst veredeln, Andern nützen und Vergnügen bereiten kann, was würde wohl mein Gewissen empfinden, wenn ich auf die Frage: wie pflegest Du diese Gabe? antworten müßte: ich vergeudete sie in armseligen Bemühungen, ich ließ sie durch weltliche Sorgen ersticken, denn ich war nicht demüthig genug, fremde Hülfe anzunehmen, mich unter den Schutz anderer Menschen zu stellen... Ach, es thut mir noch manche Züchtigung in der Schule des Lebens Noth, bevor ich meine Pflicht so auffasse, wie es sich gebührt. Mag denn aller Hochmuth sich niederbeugen, aller Trotz verschwinden, aller Egoismus weichen vor meinem großen Ziel, und möge ich für mich selbst einsehen, daß ich schwach bin, daß ich einer Stütze bedarf. O Erasmus, theurer väterlicher Freund, Du nennst mich Dein Kind, und als ein gutes Kind will ich zu Dir fliehen, will zeigen, daß ich mehr Liebe als Eigenliebe besitze. Ja, ich will Deiner Aufforderung folgen. Schon in meinem nächsten Brief will ich mit demüthigem Herzen meine Bekümmernisse beichten und dankbar jede hülfreiche Hand küssen."

Nach diesen Betrachtungen, und als Leopoldine ihren Vorsatz gefaßt hatte, lehnte sie ihr Haupt in ihre gefalteten Hände und schickte ein warmes, inniges Gebet zu Gott empor.

Sie betete um Klarheit, um Muth, um den rechten Weg zu finden und zu vollenden; sie flehte zu dem, der die Schicksale der Welten in seiner Hand hält, daß sie ihren Mißgriff nicht zu spät eingesehen haben möge.

Lange saß sie so gänzlich in stiller Andacht vertieft da. Als sie dann ihr Haupt erhob und bereit war, ihren Platz zu verlassen, bemerkte sie mit Verwunderung eine schöne Rose, die auf ihrem Schooße lag; mit spähenden Blicken schaute sie sich rings um, um wo möglich den Geber der holden Blume zu entdecken, aber in ihrer Nähe zeigte sich nicht ein einziger Mensch; auch hatte sie Niemand bemerkt, der an ihrer abgelegenen Bank vorbeigekommen wäre. Gleichwohl war es klar, daß das Geschenk von irgend einer liebreichen Hand während ihrer tiefen Betrachtungen ihr heimlich zugestellt worden war.

Dieses Zeichen einer edlen Theilnahme that dem armen einsamen Mädchen so wohl; dieser Beweis, daß in ihrer Nähe ein Herz geschlagen habe, das für ihren Kummer mitfühle, schenkte ihr Trost und Freude. Sie fühlte sich weniger allein, weniger fremd. In einem warmen Kuß, den sie auf die feinen, frischen Blätter drückte, schaffte sie ihrer Dankbarkeit Luft und kehrte beruhigt und gestärkt nach Hause zurück . . . . . .
. . . .

Aber daheim erwartete sie ein neuer, ein noch härterer Schlag. Auf ihrem Tische lag ein Brief. Der Poststempel zeigte, daß er von X. kam, aber die Schrift war nicht von ihres Pflegevaters Hand und das Siegel war schwarz . . . Der Brief enthielt die Nachricht, daß Erasmus nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen still abgeschieden sei. Sein letztes Wort war Leopoldinens Name gewesen.

Ach jetzt erst war sie also ganz allein und schutzlos. Möge die Blume von der Hand des Unbekannten ihrer Seele Muth und Vertrauen zuduften!

XII.

Flora.

> Verstehen Sie sich selbst gut zu führen,
> und Sie können die ganze Welt
> am Gängelband führen.
>
> Bulwer.

Einige Tage nach ihrem schweren und bedenklichen Anfall hatte Signora Parisina so weit Gesundheit und Kräfte wieder gewonnen, daß sie von Neuem im Theater auftreten konnte.

Ein paar Wochen später wurde das ihretwegen eingestellte und vom Publikum mit so großer Ungeduld erwartete Ballet „die Versuchung" mit all der ausgesuchten Pracht, die diesem Stücke angehört, gegeben. Die Signora war schon bei ihrem ersten Eintritt mit unerhörtem Jubel begrüßt worden. Jede neue Scene wurde sodann ein neuer Triumph für sie, allgemein kam man dahin überein, daß sie als Tochter der Hölle göttlich sei. Nie hatten sich ihre Schönheit unwiderstehlicher, ihre Blicke feuriger, ihre Miene beredter, ihre Bewegungen graziöser und ihr Tanz luftiger gezeigt, als jetzt, und es blieb für Jedermann ein Räthsel, wie der im Ballet vorkommende heilige Antonius auch nur einen einzigen Augenblick ihren Versuchungen widerstehen konnte. Als endlich der Vorhang gefallen war, mußte er von Neuem aufgezogen werden, und Signora Parisina mußte hervortreten, um die stürmischen Applause

des entzückten Publikums entgegenzunehmen. Vom Parterre bis zum Paradies hinauf erschollen Beifallsrufe und Händegeklatsch, von allen Seiten regnete es Bouquete. Kaum hatte sie sich hinter die Coulissen zurückgezogen, als sie von Neuem auf die Bühne gerufen und abermals mit derselben lärmenden Huldigung empfangen wurde. Dieß erneuerte sich zehnmal. Zehn Herausforderungen hinter einander, das war etwas, was in den Annalen der königlichen Oper besondere Aufzeichnung verdiente.

Nach dem Schluß der Vorstellung kehrte Parisina vollkommen zufrieden mit sich selbst und dem Publikum in ihre Wohnung zurück. Sie war bereits in ihr Schlafzimmer getreten und saß hier einen Augenblick in Träumen von neuen Triumphen versunken, als sie durch einen Gesang und eine für diese späte Stunde ungewöhnliche Volksbewegung auf dem Markt unter ihren Fenstern in die Gegenwart zurückgerufen wurde. Sie warf schnell einen Shawl über ihre Schultern und eilte in den Salon hinaus, um zu erfahren, was es gebe. Der Anblick, der ihr zu Theil wurde, war imposant.

Vor ihrer Wohnung hatte ein zahlreicher Fackelzug Halt gemacht und sich in einem Halbkreise formirt. Der flammende Schein der Fackeln beleuchtete stark die nächsten Theile des Marktes und die vordersten Glieder eines wogenden Menschenhaufens, der noch zahlreicher erschien, weil er sich im Dunkel verlor und sich nur in einem brausenden Gemurmel zu erkennen gab.

Mehr als hundert Stimmen erhoben sich jetzt zu einer schönen, zu Ehren der Tänzerin componirten Serenade.

Diese Auszeichnung, die ehrenvollste von allen, welche die Signora bis jetzt genossen hatte, versetzte sie in einen Rausch von glückseligem Behagen. Das Verlangen nach Beifall hatte sich bei ihr bis zur Leidenschaft gesteigert. Selten fand sie sich befriedigt von den gewöhnlichen Huldigungen, die ihrem Talent und ihrer

Person gewidmet wurden, denn ihr Ehrgeiz hatte den ganzen Kleinlichkeitssinn der Eitelkeit, und mit jedem Tag forderte sie neue, noch größere Beweise für ihre unbeschränkte Herrschaft.

Aber in diesem Augenblick, wo die Fackeln zu ihrer Ehre die Nacht beleuchteten, wo Tausende von Menschen unter ihren Fenstern versammelt standen und ihr Lob im Gesang erscholl; in diesem Augenblick hatte sie zum ersten, ja vielleicht einzigen Mal in ihrem Leben nichts mehr zu wünschen.

Als sie, nachdem der Gesang verstummt war, in einem offenen Fenster die unten versammelte Volksmenge begrüßte und durch Schwenken eines Tüchleins ihre Erkenntlichkeit ausdrückte, da erscholl vom Markte herauf ein enthusiastisches: „Es lebe Signora Parisina!“ begleitet von gewaltigen Hurrahrufen, wobei Fackeln und Hüte in die Luft geschwungen wurden. Die Person, die diesen ganzen, für die Tänzerin so schmeichelhaften Auftritt veranstaltet hatte, stand in ihren Mantel gehüllt in einiger Entfernung und betrachtete die Scene. Graf Manfred, denn er war es, war mit seiner Veranstaltung ungemein zufrieden. Mit großem Behagen hörte er den Jubel des Volkes an, und als das Hurrahgeschrei, vom Echo der hohen Häusermauern vervielfacht, mit majestätischer Macht die Luft durchschütterte, da lächelte er und klatschte vor Entzücken in die Hände.

„Es ist in Wahrheit ein köstliches Schauspiel,“ sagte er zu sich selbst. „Da stehen tausend Menschen, alle vom Glauben beseelt, der Kunst eine gerechte Huldigung darzubringen; dort steht der Gegenstand des allgemeinen Jubels, glückselig über die außerordentliche Ehre, die ihr widerfährt, und hier stehe ich, der ich in meiner Hand die Fäden der ganzen Posse halte, der einzige Mensch, welcher weiß, um was es sich eigentlich handelt . . . Signora Parisina, Sie glauben die Schlauheit selbst zu sein, aber Sie haben noch viel zu lernen. Von mir sollen Sie einmal die Erfahrung gewinnen,

daß ein mächtiger Gönner, wenn man unvorsichtig genug ist, ihn zu beleidigen, sich in den gefährlichsten Feind verwandeln kann. Ich meinte es gut, als ich Ihnen einmal meine Protektion schenkte; ich war ein aufrichtiger Bewunderer Ihrer Schönheit und Ihres Talents; aber Sie vertrauten mehr auf andere Gönner und ließen sich verleiten, mich zu verkennen. Bei meiner Ehre, das soll Ihnen theuer zu stehen kommen; Sie sollen einmal erfahren, wen Sie beleidigt haben . . . Noch ein Hurrahruf, welche Narren! Heute jubeln sie einer Tänzerin zu, morgen einem Tyrannen und übermorgen vielleicht einem Galgenvogel; und dennoch, dennoch gibt es Viele, die bereit wären, für einen einzigen Hurrahruf ihre Gedanken, ihre Worte und Handlungen zu verkaufen . . . Hahaha, ich muß mich in den Haufen mischen und diesem guten Zweck die Kraft meiner eigenen Lunge opfern."

Als er ging, zog er den Mantel noch dichter um sich, um nicht erkannt zu werden.

Es gibt Herzen, von denen man nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob sie warm oder kalt sind. Was sich bei ihnen in der einen Stunde Liebe nennt, das ist in der andern Haß, aber immer, immer ist es Leidenschaft. Ein solches Herz hatte Graf Manfred, und dabei war ihm in hohem Grad diejenige Art von Eitelkeit eigen, die beständig nach neuen Eroberungen dürstet und ihre Ehre darein setzt, die Gunst jeder aus irgend einem Grunde fetirten Frau zu gewinnen. Signora Parisina hatte seine Sinne lebhaft bezaubert, und die allgemeine Huldigung, die ihr erwiesen wurde, hatte sein Verlangen, den ersten Platz unter ihren vielen Bewunderern einzunehmen, noch mehr gesteigert, zumal da er dadurch auch sein Ansehen als Kunstfreund und Mäcen zu erhöhen glaubte. Daß er auch wirklich wenigstens einen Augenblick dem Herzen der schönen Tänzerin sehr nahe gestanden, wissen wir bereits, und ebenso wissen wir, daß sie, irregeleitet von einem selbstsüchtigen Rathgeber, Arg

wohn gegen den Grafen gefaßt und sich von ihrer heftigen Gemüthsart zu einer groben Beleidigung hatte hinreißen lassen. Dieses Ereigniß hatte die empfindliche Seite seines Stolzes verletzt, und aufgebracht durch die Keckheit, womit sie es wagte, ihm Trotz zu bieten, ihm in seiner doppelten Eigenschaft als Liebhaber und Kunstrichter Trotz zu bieten, hatte er fest beschlossen, sich zu rächen, sie zu stürzen, nachdem er so mächtig zu ihrer Erhöhung beigetragen.

Der Plan, den er zu diesem Zwecke entwarf, war gut angelegt. Er, der lange Zeit der Lenker des Geschmacks in der vornehmen Welt von D. gewesen, wußte recht gut, daß es ihm ganz leicht war, den Ruf eines Künstlers oder einer Künstlerin zu begründen und zu vernichten, zumal wenn es sich um eine von solchen Personen handelte, die ohne eigentliche Sebstständigkeit bloß darauf ausgehen, das Wunder des Tages zu werden, und die alles Vertrauen auf die Mode setzen. Aber der Graf fürchtete, sich selbst zu compromittiren; er war ja bisher unermüdlich gewesen, Signora Parisina's Talent auszuposaunen; wenn er daher jetzt auf einmal sein Urtheil änderte, so zeigte er der Welt gar zu offen, daß seine Kunstkritiken in gar zu großer Abhängigkeit von seinen persönlichen Interessen standen. Er wählte daher einen andern Weg zu seinem Ziel. Die Extreme, dachte er, berühren sich immer. Den Enthusiasmus des Publikums für seinen zufälligen Abgott auf die größtmögliche Höhe zu treiben, die große Masse der Bewunderer zu Extravaganzen in ihrem Taumel zu verleiten, das ist ein sicheres Mittel, um Nachdenken und Besonnenheit hervorzurufen, woraus im gegebenen Fall nur Kälte und Gleichgültigkeit entstehen konnten. Je abgeschmacktere Thorheiten man begeht, um so früher sieht man ein, daß man ein Narr ist, und auf jeden Ueberreiz folgt Erschlaffung.

Mit gutem Vertrauen auf die Wahrheit eines solchen Raisonnements hatte der Graf einen öffentlichen

Bruch mit der Signora vermieden und keine Veranlassung zu der Vermuthung gegeben, daß er sich für ihre Kunst weniger als früher interessire. Im Theater applaudirte er mit seiner ganzen Coterie der schönen Tänzerin noch immer mit dem gleichen Eifer. Er fand sich sogar noch zuweilen in ihrem Salon ein, und obschon er sich nicht mehr an die Spitze ihrer Bewunderer stellte, so bewies er ihr gleichwohl noch immer eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit. Aber heimlich setzte er alle seine Triebfedern in Bewegung, um das gewünschte Uebermaß der Vergötterung, die Parisina geschenkt wurde, hervorzurufen, und mit sicherer Hand lenkte er das Spiel so, daß der Tag nicht mehr fern sein konnte, wo das Publikum die Lächerlichkeit seines Benehmens einsehen und der Aerger über die begangenen Narrheiten zu einem Aerger über den Gegenstand dieser Narrheiten umschlagen mußte. Dieß war der Augenblick, den der Graf vorbereitete und erwartete. Der Fackelzug, die Serenade, das Hurrahgeschrei, alles war mit Rücksicht auf die beabsichtigte Krisis veranstaltet. Welche neue Intriguen er in's Werk zu setzen hatte, wenn die Krisis einmal eintrat, das wird sich bald zeigen.

Signora Parisina war ein Weib, das sich wahrlich nicht leicht überlisten ließ, aber gleich wie der sonst schußfeste Held Achilles an der Ferse verwundbar war, so hatte auch sie ihre schwache Seite, nämlich ein leidenschaftliches Verlangen nach Triumphen. Gegen eine gewöhnliche Schmeichelei war sie abgehärtet, und sie wußte wohl, daß just auf der höchsten Höhe der Fall sowohl am leichtesten als am gefährlichsten ist; aber jetzt, wo ein ganzes Theaterpublikum sich so zu sagen zu ihren Füßen legte, wo eine ganze Stadt ihr wie einer Königin huldigte, jetzt verlor sie alle Besinnung; gleich einem Spieler, wenn die Würfel rollen, vergaß sie alle vorher gefaßten Grundsätze und schwelgte in ihrem Glück, ohne zu berechnen, ob es wohl noch für den morgenden Tag reichen würde.

Kurz nach dem oben erwähnten Ereigniß gab Graf Manfred zur Feier des Geburtstags seiner Gemahlin ein glänzendes Fest. Die Equipagen machten eine ganze Stunde lang Queue vor seinem Palast, und drinnen in den prachtvollen Salons war Alles versammelt, was die vornehmen Kreise der Residenzstadt Ausgezeichnetes an Namen, Bildung und Schönheit besaßen; man erblickte sogar Prinzen von Geblüt. Der Luxus in allen Anordnungen war eben so üppig als geschmackvoll und rief mit unwiderstehlicher Macht jene leichte, angenehme Gemüthsstimmung hervor, welche der Seele die Schmetterlingsflügel leiht, ohne die wir niemals zu dem eigentlichen Rosengarten in der Welt des Vergnügens gelangen ... In sammetausgeschlagenen Kabinetten saßen die Coterien in lebhafter Conversation; die Toiletten funkelten von Juwelen, in den Gesprächen sprudelte Fröhlichkeit und Witz. In dem großen Tanzsaal, der beleuchtet war, gleich als hätte er eine Sonne in seinen Wänden eingeschlossen, schwebte die Jugend in fröhlichen Tänzen. Ach, welche Schlingen in diesen lächelnden Mienen, welche Bekenntnisse auf diesen erröthenden Wangen, welche Berauschung in diesen wogenden Busen ... Die Musik ertönte hinreißend und der zischende Champagner bot Kühlung den Lippen und Feuer den Herzen.

Graf Manfred, der heitere und liebenswürdige Schöpfer dieser Zauberei, erfüllte seinen wichtigen Beruf mit einer Ruhe, die den Mann von ächt feinem Ton auszeichnete. Ohne alle sichtbare Anstrengung überwachte er das Ganze, während er seine Aufmerksamkeit zwischen seinen zahlreichen Gästen theilte. Für Alle besaß er ein verbindliches Wort, der Scherz spielte auf seinen lächelnden Lippen, und von seinem strahlenden Blick verschwand jede Wolke des Mißmuths oder übler Laune . . . .

. . . .

In der reich versehenen Gemäldegalerie erblickte

man verschiedene Gäste um die Meisterwerke gruppirt, die hier ihren Platz hatten. Auch Baron Stanislaus war auf eine Weile hierher gekommen und stand bewundernd vor einem ächten Wouwermann. Ein leichter Schlag auf die Schulter veranlaßte ihn, sich umzuwenden, und er befand sich jetzt dem liebenswürdigen überall gegenwärtigen Wirthe Angesicht zu Angesicht gegenüber.

„Ich wußte wohl, daß ich Sie hier finden würde,“ sagte Graf Manfred. „Sie sind jetzt wie immer ein getreuer Liebhaber der schönen Künste . . . Was gibt es Neues in der Theaterwelt?“

„Leider gibt es gar nichts Neues,“ antwortete der Baron. „Ich befände mich in dieser Saison in der unglücklichsten Lage, wenn ich dem Publikum nicht Parisina's entzückendes Talent zu bieten vermöchte.“

„Das Publikum scheint sich auch und mit Recht so lebhaft für Ihre schöne Tänzerin zu interessiren, daß Sie sicherlich noch auf lange Zeit keiner neuen Verlockung bedürfen werden. Oh, sie ist bewunderswürdig und ihre Triumphe waren unerhört. Aber wir, die wir so reiche Genüsse von ihrer Kunst gehabt haben, bleiben dafür immer Ihnen zum Danke verpflichtet, der Sie durch ein glückliches Arrangement uns diese Genüsse verschafften. Jedenfalls ist es Schade, daß das eigentliche Opernpersonal so klein ist; aber wenn ich mich recht erinnere, versprachen Sie uns ja eine neue, sehr hoffnungsvolle Sängerin, eine Mamsell Leopoldine, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht.“

„Leider ging die Hoffnung nicht in Erfüllung. Mamsell Leopoldine ermangelte bei näherer Prüfung mehrerer Eigenschaften, die für eine dramatische Sängerin erforderlich sind. Ihre Stimme war allerdings sehr schön, aber ohne größere Mittel und überdieß in einer äußerst schlechten Schule verdorben.“

„Sie wurde also abgewiesen?“

„Es war ganz unmöglich, sie anzunehmen. Ich halte es für eine strenge Pflicht, in der Wahl des Süjets

äußerst genau zu sein. Wäre ich Vorsteher eines Privattheaters, so würde ich mir aus einem mißlungenen Debüt sehr wenig machen; aber eine königliche Oper darf nicht zu Experimenten für Dilettanten mißbraucht, sondern nur wohlgeprüften und anerkannten Talenten geöffnet werden."

„Recht so, Herr Baron, und ein wirkliches Talent kann deßhalb immer mit Sicherheit darauf rechnen, in Ihnen einen eifrigen Beschützer zu finden."

„Ich schmeichle mir wirklich mit der Ueberzeugung, daß ich noch keinem Künstler, der voranzukommen verdiente, den Weg versperrt habe."

Es war aber doch Schade, daß diese Mamsell Leopoldine Ihrer Erwartung nicht entsprach. Sie hofften etwas Großes von ihr; aber Sie sind jetzt, wie gesagt, vollkommen überzeugt von ihrer Untauglichkeit für die Scene?"

„Vollkommen überzeugt, Herr Graf. Vielleicht kann sie in einigen Jahren, wenn sie eine bessere Leitung bekommt, eine brauchbare Soubrette werden; aber für den Augenblick steht sie tief unter der Mittelmäßigkeit."

„Ihr Urtheil läßt keinen Zweifel zu ... Lassen Sie uns einen Blick in den Tanzsaal werfen, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

Diese beiden Männer, die im Herzen einander verabscheuten, gingen jetzt Arm in Arm wie die besten, vertraulichsten Freunde mit einander weg . . . .

Während einer Pause zwischen den Tänzen überraschte der Graf seine Gäste und auch seine Gemahlin mit dem willkommenen Vorschlag, einen Besuch in der Orangerie abzustatten, die neuerdings zu einem ansehnlichen Wintergarten erweitert und mit dem Palast selbst in Verbindung gesetzt worden war.

Paarweise wandelte man durch einige Corridore und kam eine breite Treppe hinab in den Garten, dieses neue Eden, einen kühnen Trotz, welchen die Kunst der Natur und dem Klima bot.

Zwischen zierlichen kleinen Hainen von Lorbeeren und Cypressen, so wie Jasminen und Rosenbüschen schlängelten sich mehrere Gänge mit Teppichen belegt, welche die Weichheit und das Grüne des Grases darstellten. Schöne Blumengruppen, mit Geschmack geordnet und sorgfältig einen harmonischen Farbenwechsel beobachtend, erhoben ihre duftenden, prachtvollen Kelche über frischen Moosbeeten, die mit einem Kranz von Muscheln umgürtet waren. Einige Statuen und antike Vasen zeigten sich auf ihren Piedestalen gänzlich eingeschnürt in ein Netz von feinblättrigen Schlingpflanzen, und über einigen Granitblöcken breitete der Epheu seine grünende Decke. In einem Marmorbassin sprudelte ein Springbrunnen, der gleichsam alle Kräfte aufzubieten schien, um seine Strahlen bis hinauf in den Kranz vielfarbiger Lampen zu werfen, die an feinen, unmerkbaren Fäden aufgehängt waren und in der Luft zu schweben schienen, während sie sich in den kleinen Wogen des Bassins spiegelten und jedem der spielenden Wassertropfen einen Wiederschein ihres eigenen Glanzes schenkten. Hunderte solcher Lampen von allen Farben waren zwischen den Bäumen und Blumen angebracht und verbreiteten einen reichen, bunten Schein, der von der Glaskuppel zurückprallte, die sich über dem Ganzen wölbte. Die Wände, gleichfalls zum größeren Theil von Glas, waren mit Spalieren bedeckt; aber im Hintergrunde zeigte sich eine azurblaue Draperie, unter einem Gewölbe von Weinranken angebracht.

Der Anblick dieser geschmackvollen Anlage rief die lebhafteste Bewunderung hervor. Man fand nicht schöne Worte genug für sein Entzücken, und man wollte nicht aufhören mit den schmeichelhaftesten Lobesergießungen auf den genialen Grafen Manfred, welcher selbst die Idee zu diesem Paradies angegeben hatte. Der Effect des Ganzen wurde noch brillanter, als die Gäste in ihren eleganten Toiletten sich auf den nach verschiedenen Seiten hin sich schlängelnden Gängen ausgebreitet hatten.

Bald wurde die Aufmerksamkeit nach einer neuen Richtung gelenkt, als die Töne von einem verborgenen Orchester die Luft durchbrausten. Die Musik wurde in einem schwachen Piano ausgeführt und schien einen Chor von Aeolsharfen darzustellen. Zuweilen erstarben die vibrirenden Töne beinahe ganz; zuweilen dagegen wurden sie stärker, gleichsam von einem frischeren Windhauch belebt, und die Harmonien erschollen volltönender, um von Neuem in einem stillen Geistergeflüster zu ersterben. Allmälig wuchs die Stärke eines oft wiederkehrenden Akkords, und daraus ging endlich mit noch zögernder Kraft eine liebliche, milde und schwärmerische Melodie hervor.

Jetzt fiel der Vorhang im Hintergrund wie eine lichte Wolke zur Erde, und in diesem Augenblick bot sich eine bezaubernde Scene dar.

Unter dem von Weinranken gebildeten Gewölbe erschien auf einer stark beleuchteten Erhöhung eine wunderschöne Flora. Sie stand unter Hecken und Gruppen von den herrlichsten Blumen und hatte eine Haltung von vollendeter Anmuth angenommen, so ruhig, so natürlich und eben darum so edel. Ist es wohl möglich, daß es nur ein Bild ist? fragte man beim ersten Anblick, und als man bald entdeckte, daß sie natürliches Leben besaß, fragte man wieder: Ist es wohl möglich, daß es nur ein Mensch ist? ... Ihr strahlender Blick ruhte nachdenklich, oder vielmehr träumerisch, auf einer Rose, die sie in ihrer Hand hielt. Es schien, als lese sie auf den Blättern der Rose liebliche Kindheitserinnerungen, denen sie freundlich zulächeln müßte, obschon sie eine stille Wehmuth in ihrer Seele weckten. Ihre feine Gestalt, würdig der ätherischen Gattin Zephyr's, besaß plastische Schönheit und Harmonie. In reichen Falten drapirte sich das weiße, nach antikem Muster getragene Kleid. Ein Blumengürtel umschlang die geschmeidige, schlanke Gestalt, und die Form der gänzlich entblößten Arme war höchst voll-

kommen. Herrlich strahlten die Blumen um sie her, aber sie gewann den Sieg über alle; sie war die Schönste in ihrem Reiche.

Die Musik ging jetzt durch einige phantastische Modulationen in eine andere Tonart über und ahmte das feierliche Gebrause einer Orgel nach.

Ein Zittern durcheilte die feinen Glieder der jungen Flora. Sie schien aus ihren Träumen zu erwachen, sie legte ihre Hände zusammen und richtete den Blick zur Höhe empor. Sie lauschte der Musik. Man sah, wie die Töne zu ihrer Seele sprachen und immer mehr ihre Gefühle belebten. Es war, als ob sie von den sie umschwebenden Harmonien lernte, ihrem eigenen, allzu vollen Herzen Luft zu verschaffen, ihren Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Ihre Lippen öffneten sich, ein Seufzer schwebte darüber; darauf erfolgte ein Ton, so rein und klar, als wäre er der erste Ausruf eines zur Erde herabgestiegenen Engels, und sodann stimmte sie, gleichsam von einer unwiderstehlichen Inspiration ergriffen, einen herrlichen Lobgesang auf die ewige Schönheit der Natur an. Es lag eine Andacht, ein Gebet in diesem Gesang, dem die Kraft inzuwohnen schien, alle Thore des Himmels zu öffnen.

Des Gesanges mächtiger Geist erwärmte sie immer mehr. Eine höhere Röthe breitete sich über ihre Wangen. Das gen Himmel gekehrte Auge senkte sich wieder und ruhte mit schwesterlicher Zärtlichkeit auf den Blumen, die sie umgaben. Sie beugte sich zu ihnen hinab, sah vertraulich in ihre wechselreichen Kelche, nickte ihnen wie alten guten Freunden zu und brach mit kosender Hand die schönste von der bunten Schaar. In lebhaft malenden Tönen besang sie dabei, wie jede Blume von der ewigen Liebe der Götter gegen die Sterblichen zeuge, und wie jede die Kraft erhalten habe, der Erde ein neues Glück, eine neue Freude zu bringen, die eine nähre die Flamme der Liebe, eine andere bringe den milden Trost der Freundschaft. Die Mächte der Erinnerung und der

Hoffnung hatten hier Beide ihre Boten und die Kräfte der Gesundheit gediehen neben dem Talisman der Schönheit.

Aus diesen Blumen des Glücks wand sie einen Kranz, näherte sich dem Rand der Erhöhung, auf welcher sie stand, und überreichte ihre schöne, verheißungsreiche Gabe mit wahrhaft olympischer Anmuth der Königin des Festes, Graf Manfred's überraschter Gattin.

Der azurfarbige Vorhang wurde zwischen dem Nebengewölbe wieder zugezogen, und Flora war verschwunden.

Diese Scene machte auf die vielen Gäste des Grafen einen tiefen Eindruck. Allerdings empfanden sie keine Berauschung von der Art, in welche Signora Parisina sie so oft versetzt hatte, aber Alle fanden ihr Herz belebt von reineren, ruhigeren, edleren Gefühlen. Der Gesang des schönen Mädchens war im Ganzen so einfach, so frei von allem Geprunke, daß er auf keinerlei Art die Scene verwirrte oder staunende Bewunderung hervorrief. Dagegen fühlte man sich unwillkürlich gerührt von der reinen, schönen, übersinnlichen Wahrheit, die in jedem Tone lag. Niemand dachte an die Forderungen der Kunst. Nein, sogar alle Kritiker, strenge Verfechter verschiedener Schulen, wurden von der Poesie des Augenblicks ergriffen, vergaßen darüber ihre gelehrten Systeme, ihre Regeln und Conventionen, die Wissenschaft und die Studien, und waren überrascht von ihren eigenen kindlich frommen Thränen.

Es war schon lange her, daß dieses Publikum keinen Kunstgenuß mehr von dieser, wenn ich so sagen darf, natürlichen Art erhalten hatte. Sie gaben auch ihren Beifall nicht durch die gewöhnlichen stürmischen Applause zu erkennen, sondern durch ein weit bedeutungsvolleres, feierliches Schweigen.

Zum Erfolg der jungen Sängerin trug möglicherweise auch der Umstand bei, daß sie ihren Zuhörern gänzlich unbekannt war. Ihr Auftreten war für Alle eine Ueberraschung gewesen. Sie hatte ganz und gar

keinen Ruf, nach welchem man sie, wie so oft geschieht, zum Voraus und ohne Prüfung hätte beurtheilen können. Kein Neid hatte noch seinen giftigen Stachel gegen sie gerichtet. Sie hatte allerdings keine Gönner, auf die sie sich verlassen konnte, aber sie hatte auch, und das ist noch mehr, keine Coterien zu besiegen. Sie kam, man wußte nicht woher; man wurde von ihrem Talent überrumpelt und wagte ein einziges Mal in Entzücken zu gerathen, ohne daß man wußte, ob dieß comme il faut war.

Ueberhäuft von Danksagungen und Lobsprüchen und mit tausend Fragen bestürmt, entfernte sich Graf Manfred, kam aber nach einer Weile zurück, den Gegenstand der allgemeinen Bewunderung an der Hand führend. Er führte jetzt Mamsell Leopoldine vor.

Ja, es war wirklich Leopoldine, unsere verlassene, arme, herabgestimmte Freundin, die in diesem Augenblick vor der glänzendsten Gesellschaft der Hauptstadt stand, von hundert Zungen gepriesen und geschmeichelt. Sie war es, die man so eben als Flora bewundert; ihre Schönheit, ihr Talent waren es, die so viele Herzen gerührt hatten, so daß sie noch jetzt hoch klopften vor Entzücken.

Durch ihren Lehrer war Leopoldine dem Grafen Manfred vorgestellt worden, als der Letztere den Wunsch zu verstehen gegeben hatte, mit der geschickten Schülerin Bekanntschaft zu machen. Der Graf, dem es nicht an Urtheil fehlte, war wirklich von ihrem ungewöhnlichen Talent überrascht worden und erkannte dasselbe um so bereitwilliger an, als es just in seinem Privatinteresse lag, eben jetzt eine Künstlerin zu finden, die seine Protection verdiente. Von seinen Lobsprüchen aufgemuntert und auf das Zureden ihres Lehrers hatte Leopoldine ihre Mitwirkung zu dem großen Feste versprochen ... Welche Stunden der Freude und Hoffnung, des Bebens und der Angst hatte nicht diese Zusage ihr bereitet, die ihrer Kraft noch so ungewiß, noch von so

bangen Zweifeln an ihrem Talent gequält war! . . . Ihre Unruhe wurde immer größer, je näher die entscheidende Stunde kam, und als endlich der Augenblick da war, als man kam, um sie auf die improvisirte Schaubühne zu führen, da wurde sie von einer solchen Angst ergriffen, daß sie, sich selbst überlassen, sicherlich weit von dem gräflichen Palast entflohen wäre. Die Erinnerung an den unglücklichen Probegesang vor der Theaterdirection zermalmte ihren Muth gänzlich, sie mußte beinahe auf die Scene getragen werden, und Alle, die sie umgaben und sahen, welches gewaltsame Zittern ihre Glieder erschütterte, entsagten jeder Hoffnung. Aber der Lehrer, der sie besser kannte, schob alle Wassergläser und stärkende Tropfen auf die Seite, riß sich aus ihren Händen, die ihn zurückhalten wollten, los, machte Platz auf dem Theater und gab in demselben Augenblick dem Orchester das Zeichen zum Anfang.

Dieß war kühn aber wohl berechnet. Mit den milden Tönen der Musik kehrte die Harmonie in Leopoldinen's aufgeregte Seele zurück. Nichts Anderes hätte sie so vollständig beruhigen können. Vor ihrer Phantasie standen bald nicht mehr die finsteren, drohenden Ahnungen. Die Furcht vor dem Mißlingen, der beunruhigende Gedanke an die Wichtigkeit des Augenblicks verschwand. Es war nicht mehr ein Moment selbstsüchtiger Berechnung; über ihren Gefühlen vergaß sie ihr Interesse. Die Wegziehung des Vorhangs bemerkte sie nicht und eben so wenig alle die Blicke, die sich auf sie richteten. Es kam ihr vor, als wäre sie mehrere Jahre in der Zeit zurückgesetzt in das träumende Leben in ihrem mütterlichen Hause. Die Blumen deuteten ihr jetzt wie früher ihre Sagen. Eine Centnerlast fiel von ihrer Brust, als sie ihren Lobgesang auf die erhabene Schönheit der Natur singen durfte. Es waren ihre eigenen Gefühle, die sie ausgoß. Die Inspiration ging von ihrem eigenen schwellenden Herzen aus.

Wir haben gesehen, wie dieser Gesang bei den Zuhörern Anklang fand, Sympathien und Bewunderung erweckte. Schüchtern und verzagt empfing Leopoldine all' den Beifall, all' die Complimente, die jetzt an sie verschwendet wurden. Der Sieg, den sie errungen hatte, machte sie glücklich, aber gleichwohl war dieses Glück mit so viel Wehmuth vermischt. Sie stand so allein in diesem glänzenden Kreise. Das Bewußtsein, daß sie vor diesen unbekannten Menschen ihre Seele enthüllt habe, ängstigte sie. Es war eine Leere in ihrem Innern. Das Beste, was sie besaß, die heiligsten Gefühle ihres Herzens hatte sie in die Welt hinaus geworfen, so däuchte es ihr, und alle ihre Vertrauten waren Fremdlinge... Das arme Mädchen! schon bei ihrem ersten Triumph machte sie die betrübte Erfahrung, daß hinter den blumengeschmückten Hyperbeln der Schmeichelei eine geistige Armuth sich verbirgt. Wohl trifft es sich manchmal, daß man mit vollen Händen dem Künstler sowohl Gold als Ehre spendet, und meistens verlangt er nichts Besseres; aber hat er sein Herz in seine Kunst gelegt, wo findet er dann eine Belohnung? ... Die vornehmsten Damen ließen sich herab, mit gnädigen Zungen der unbekannten Sängerin ihr Wohlgefallen zu erklären. Hochbetitelte Herren prophezeiten ihr eine glänzende Zukunft. Sie war der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Man drängte sich um sie, und von allen Seiten scholl ihr Lob und Dank entgegen. Es versteht sich von selbst, daß sie sich dadurch geschmeichelt fühlen und über ihren Erfolg erfreut sein mußte, zumal da er eine glückliche Veränderung in ihrem künftigen Geschick weissagte. Gleichwohl besaß sie Feingefühl genug, um zu bemerken, daß der Enthusiasmus des Augenblicks sein Leben theilweise auch von der Neugierde entlehnte, und mitten in der Pracht des Festes, mitten in der reichen Ernte der Lobpreisungen sehnte sie sich hinein in ihr stilles Stübchen, sehnte sich nach einer Gelegenheit, in stiller Andacht ihre eigene Dankbarkeit Gott

darzubringen und ihre Gedanken bei den theuersten Erinnerungen ruhen zu lassen, welche sie besaß: eine Ruhe bei drei Gräbern . . . .

Nur einem Einzigen von den Gästen war Leopoldinens Auftreten eine Ueberraschung, die wahrlich nicht angenehm genannt werden konnte. Dieß war der Direktor der königlichen Oper, Baron Stanislaus. Der arme Mann! er fühlte sich vom Blitz getroffen in demselben Augenblick, wo er in Flora seine verstoßene Debütantin erkannte. Er wollte seinen Augen nicht trauen; aber leider mußte er sich auch durch seine Ohren überzeugen lassen, daß sie es war. Er fand sich von seinem alten Feind überlistet und sah mit schwindendem Muthe die Gefahr ein, die sich im Schooß dieser Intrigue verbarg.

„Ihr Erfolg wird mein Fall,“ murmelte er, sein eigenes Schicksal prophezeiend.

Seine Angst stieg in demselben Verhältniß, wie das Entzücken seiner Nachbarn. Das leise Beifallsgeflüster, das während des Gesangs den Zuhörern entschlüpfte, machte ihn zugleich erblassen und erzittern; aber als einer der königlichen Prinzen, in dessen unmittelbarer Nähe der Baron zufällig seinen Platz genommen hatte, bei einem von Leopoldinen's glücklichen Augenblicken ausrief: Vortrefflich, sie singt wie ein Engel! da klangen die Sterbeglocken vor seinen Ohren, und er schwur in seinem Innern Wehe und Fluch über Graf Manfred's verrätherische Seele. Als der Ausgang entschieden war und Leopoldinens Triumph durch einstimmigen Beifall bezeugt wurde, schlich er sich hinweg wie ein Missethäter. Aber nach Verlauf einer Weile, als er ruhig seine Stellung überlegt hatte, faßte er wieder Muth, zupfte sein breites weißes Halstuch herauf, ordnete seine Vatermörder und rief um die Lippen das freundlichste Lächeln hervor, das er möglicher Weise zu Stande bringen konnte. Darauf trat er von Neuem in

die Gesellschaft und beeilte sich, Graf Manfred aufzusuchen. Als er ihn gefunden hatte, rief er in einem Ton vollkommener Aufrichtigkeit:

„Ich bin Ihnen zum wärmsten Danke verpflichtet, Herr Graf. Sie haben mir an diesem genußreichen Abend eine Aufklärung verschafft, die unschätzbar ist. Allerdings ist es eine Aufklärung über meinen eigenen Mißgriff, aber da sie einen Gewinn für das Publikum in sich schließt, so kann ich mich dadurch nur beglückt fühlen . . . Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken und Ihnen meine Verehrung für Ihr geistreiches Urtheil, für Ihren kritischen Blick zu erklären . . . Wie habe ich mich nicht in dieser Mamsell Leopoldine getäuscht, hahaha!“

Graf Manfred reichte seine Hand, wie es schien, mit aufrichtiger Freude, drückte die Hand des Barons so freundlich, so warm, und während dieser Ceremonien lächelten beide mit so herzlicher Güte einander zu.

Hierauf eilte der Baron, sein Lob in das Rühmen der Menge zu vermischen, und er wurde der Lauteste, der Unermüdlichste von Allen. Vor Jedem, der ihn anhören wollte, posaunte er sein Entzücken über die ausgezeichnete Sängerin aus, so wie seine Freude über die Hoffnung, die mit ihr für die lyrische Scene aufgehe. Halb scherzend über seine Kurzsichtigkeit, womit er ihr Debüt zurückgewiesen hatte, ließ er sich's ganz besonders angelegen sein, seinen Mißgriff selbst erzählen zu dürfen. Mit seiner Aufrichtigkeit wollte er die Umstände zu seinem Besten lenken und das Ansehen gewinnen, als ob er alle persönliche Eitelkeit opfere, sobald es sich um das Beste des Publikums und des Theaters handele. Ja, er ging in seinem Eifer so weit, daß er über sein eigenes Urtheil spottete; aber sein Lachen war nicht belebend, nicht recht natürlich . . . .
. . . .

Noch lange erscholl die fröhliche Tanzmusik durch die Salons, vermischt mit dem Getöse heiterer Unter-

haltung. Die lebhaftesten, wechselnden Scenen ließen in den matten Gemüthern keinen Verdruß aufbringen, und denjenigen, welche die Freuden des Tisches liebten, boten die Büffets die angenehmste Zuflucht dar ... Erst vor Tagesanbruch endete das Fest; über sein Gelingen herrschte nur eine Stimme.

Herr Manfred selbst war davon überzeugt. Er freute sich über sein Werk und war stolz auf den Erfolg seiner Pläne. Nachdem die übrigen Gäste sich entfernt hatten, blieb sein vertrautester Freund, der Kammerjunker Lebeaureste, noch eine Weile bei ihm zurück. Die beiden Herren saßen mit der Cigarre im Mund da und besprachen die Ereignisse des Abends.

„Theure Feste zu geben," sagte der Kammerjunker, „ist keine Kunst; angenehme Feste zu geben ist schwerer, denn dazu gehört etwas mehr als Geld, und dieses etwas mehr steht nicht Jedermann zu Gebote. Eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens unserer Zeit wäre eine betrübte Geschichte."

„Ja, Du hast Recht, eine ganz betrübte Geschichte."

„Wir haben Alle seit unserer Kindheit den Begriff eingesogen, daß das Vergnügen, diese Gottheit, welche zu lieben in unserer Natur liegt, gleich dem ganzen Universum aus Atomen bestehe, und daß diese Atome aus Bällen, Soupers, Diners, Dejeuners u. s. w. zusammengesetzt seien. Wenn man so glücklich war, einige Jahre seiner Jugend zu vertanzen, so fängt man allerdings an, sich dieses leeren, einförmigen Lebens sehr überdrüssig und sehr ermüdet zu fühlen; man findet sich in seinen Hoffnungen schwer getäuscht und begreift endlich, daß das Vergnügen etwas ganz Anderes sein muß. Die Folge davon müßte eigentlich sein, daß man diesem falschen Luftgebilde von einem Glück, das sich in Wirklichkeit nicht vorfindet, den Rücken kehrte; aber jetzt findet man sich in ein starkes Netz eingeschnürt. Man hat seine Freiheit verloren und kann nicht umkehren. Die Gewohnheit, die Eitelkeit und hundert andere Kräfte

zwingen uns auf der Bahn fortzufahren, die wir in unserer Einfalt, unserer Unschuld begonnen haben.

„Und dieses Fortfahren ist noch kläglicher. Müde, unlustig, unvermögend uns selbst oder irgend einem Andern ein Vergnügen zu bereiten, werden wir maschinenmäßig vorwärts getrieben, um Jahr für Jahr dieselbe Reihenfolge von Vergnügungen zu durchwandern. Man lächelt mit den Lippen und weint mit dem Herzen. Wir haben nun einmal unsere Seele an den bösen Geist, den Gesellschaftsteufel, verkauft, und er läßt uns nicht los, er zwingt uns täglich, die Qualen der Danaiden auszustehen, und endlich erreichen wir den letzten Grad unseres Leidens, wenn wir nämlich selbst ein Werkzeug in der Hand unseres Plagegeistes werden, wenn wir selbst Bälle, Soupers, Diners u. s. w. veranstalten müssen. Ach, wie manchem Wirth und wie mancher Wirthin hätte ich nicht schon zurufen mögen: Wie grausam rächt man sich nicht an euch!“

„Aber derjenige, der ein bischen frische Luft in den Sirokko der Gesellschaften zu blasen vermag, wer für einen Augenblick die Centnerlast der Langenweile erleichtern kann, welche die Gemüther beklommen hält, der erscheint der Menge als ein Gott. Du bist ein solcher Gott, Bruder Manfred.“

„Nun ja, diese Verehrung zu gewinnen, ist auch eine Ehre. Man unterscheidet sich von dem großen Haufen, man bekommt einen Ruf, und ich verlange für den Augenblick nichts Anderes.“

„Deine kleine Sängerin war vortrefflich.“

„Ja, nicht wahr? ... Der Intrigue auf die Spur zu kommen, wodurch sie von der Bühne ausgeschlossen werden sollte, hielt nicht schwer; unser lieber Baron Stanislaus ist in dergleichen feinen Angelegenheiten so geschmeidig wie ein Bär; aber niemals konnte ich vermuthen, daß das Schicksal just jetzt ein so originelles, so geniales Talent in meine Hände werfen sollte.“

„Welche Stimme, welch ein Vortrag! Ich glaube

meiner Seel, daß sie mich zum Weinen brachte . . . Bei ihr findet sich nicht dieses glühende Leben, das bei Signora Parisina in jeder Ader brennt; aber wie edel sind nicht ihre Züge, wie jungfräulich ihr Erröthen! Ach Parisina, jetzt erst glaube ich, daß Dein Fall möglich ist."

„Das steht fest . . . Parisina's Gewalt neigt sich zu ihrem Ende. Es hätte anders um sie stehen können, wenn sie nicht die Unbedachtsamkeit gehabt hätte, mich zu verstoßen. Wenige Weiber, das muß ich gestehen haben mich so bezaubert wie sie. Woher hat sie wohl das Feuer genommen, das in ihren Blicken flammt? . . . Mein Blut kommt noch jetzt in Wallung, wenn ich mir diese weiche, geschmeidige, üppige Gestalt vor meine Gedanken rufe."

„Du hast wie ein Mann von Ehre gehandelt. Eine öffentliche, absichtlich zugefügte Beleidigung darf, und käme sie vom schönsten Weibe, nicht ungestraft hingehen."

„Ich hätte vor jeder Andern ihres Geschlechtes erröthen müssen, wenn ich nicht das Bewußtsein besäße, Parisina's Uebermuth bestraft zu haben. Sie wagte es, meiner Protektion Trotz zu bieten, meine Liebe zu verachten, und darum muß sie zermalmt werden. Nachdem sie jetzt eine Mitbewerberin in der Gunst des Publikums bekommen hat, wird sie sich vergebens bemühen, dieselbe festzuhalten. Tag für Tag wird sie sich immer mehr sinken sehen. Und das Publikum wird endlich nichts Anderes als ein laues Mitleid für sie haben, wenn es seinen ganzen Enthusiasmus auf den neuen Günstling übertragen hat, der, wie ich vollkommen überzeugt bin, sehr bald den erledigten Herrscherthron einnehmen wird."

„Du bist zum Diplomaten geschaffen, Bruder Manfred."

„Mag die stolze Dame aus der Lektion, die ich ihr ertheile, ersehen, daß man seine Freunde mit mehr Ur-

theil wählen und vor Allem seiner heftigen Laune Zügel anlegen muß.“

„Eine sehr vernünftige Moral für eine Tänzerin ... Du hast Dein Ziel meisterhaft erreicht; aber sage mir, wie theuer ist wohl diese Rache Deinem Herzen zu stehen gekommen?“

„Bah! ... es ist nicht das erste und wahrscheinlich auch nicht das letzte Mal, daß mein Herz in dieser illusorischen Welt von Schminke, Tricot und gekreideten Schuhen auf Besuch war.“

XIII.

Das erste und das letzte Bouquet.

Lebensschiff, wog' ab und auf,
In dem unbestimmten Lauf
Durch der Zeiten Meere.

Theodor Winkler.

Den folgenden Mittag trat Baron Stanislaus in Signora Parisina's Salon. Sein Aussehen verrieth eine starke Gemüthserschütterung. Er vergaß seine gewöhnliche übertriebene Höflichkeit, warf sich in ein Causeuse und trocknete mit dem Nastuch die Schweißtropfen von seiner Stirne.

Parisina schien vollkommen ruhig. Sie ließ sich durch die Ankunft des Barons ganz und gar nicht stören, sondern blieb an ihrem Tisch sitzen, wo sie beschäftigt war, Patience zu legen.

„Sehen Sie, Herr Baron,“ sagte sie, ohne sich gegen ihren Gast umzuwenden, „das ist ganz bedenklich. Eine fatale Hacke liegt mir in dem Weg und macht mir großen Verdruß. Ich liebe die Hacken nicht, weder im

Leben, noch im Kartenspiel, zumal wenn sie die Rolle von Matadoren spielen wollen; aber es ist etwas ganz Gewöhnliches hier in der Welt, daß just die Schwachheit sich als Stärke breit machen will ... Ich vermuthe, daß Sie oft Patience legen; Sie, der Sie im Allgemeinen Ihre Karten so vortrefflich, ja zuweilen mit einer Feinheit spielen, die oft ganz unbegreiflich ist ... Sie sind heute nicht besonders munter, Herr Baron, glaube ich zu bemerken."

„Signora," antwortete der Baron in ernstem, betrübtem Ton, „das ist kein Augenblick zum Scherzen."

„So, so ... vielleicht auch nicht zur Patience? Erlauben Sie mir denn, daß ich Ihnen prophezeie. Ihre Farbe ist natürlich Treff; das ist eine bedeutungsvolle Farbe ... aber Ihr Schicksal liegt im Rosenroth. Gut, welches Glück erwartet Sie da! Eins, zwei, drei ... Baron, Sie sind bereits ein sehr großer Mann, Sie sind einer der größten Theaterdirektoren der Welt und der mächtigste Beschützer für Jeden, dem es gelingt, Ihre Gunst zu gewinnen; aber Sie werden bestimmt noch weit größer, Sie werden wenigstens Premierminister, bevor Sie sterben, und dann werden Sie ein Erzengel und hernach ..."

„Ich habe Ihnen wichtige Ereignisse zu erzählen; schenken Sie mir eine Weile Ihre Aufmerksamkeit."

„Rücken Sie mit Ihren Ereignissen heraus, Herr Baron; meine beiden Ohren stehen Ihnen zu Diensten."

„Seit gestern hat ein großes Unglück uns getroffen und unsere Zukunft zerstört."

„Uns und unsere! ... Sie sprechen königlich, wie ich höre."

„Signora, Sie sind ein Wesen eigenthümlicher Art, und ich weiß nicht, ob Sie, von dem Vorfall bereits unterrichtet, jetzt mit der Fülle des Uebermuthes dem Schicksal Trotz bieten; aber was mich selbst betrifft, so bin ich in Wahrheit beklagenswerth ... Sie wissen, daß Graf Manfred, Ihr und mein verrätherischer Freund,

gestern der vornehmsten Gesellschaft der Stadt ein glänzendes Fest gab. Wissen Sie auch, daß er bei diesem Fest die vornehme Welt mit einer jungen Künstlerin bekannt machte, die mit den herrlichsten Anlagen als Sängerin und Actrice begabt ist?“

„Sollte ich nicht wissen, was die ganze Stadt weiß, und was die Morgenjournale mit so beredter Stimme ausposaunt haben! Mamsell Leopoldine sang besser als die heilige Cäcilia je gesungen, sagt man; sie erregte ein unerhörtes Aufsehen, und man behauptet, ein gewisser Baron habe aus eitel Entzücken den Kopf verloren. Das Letztere ist natürlich eine Uebertreibung; denn ich wage zu läugnen, daß eine auf solche Art ausgezeichnete Persönlichkeit einen Kopf zu verlieren habe.“

„Ich höre, daß Sie wohl unterrichtet sind. Sicherlich ist auch Ihr Gedächtniß eben so ausgezeichnet wie Ihre übrigen Eigenschaften, und Sie dürften also nicht ganz vergessen haben, daß einer Ihrer Freunde, der nur zu gut einsah, daß Mamsell Leopoldine eine glänzende Zukunft besitze, einmal, um Sie zu beruhigen, das Versprechen gab, dieses Talent von der Bühne auszuschließen.“

„Mein bester Baron, ich glaube wirklich, wir könnten etwas Angenehmeres thun, als uns an unsere kleinen Schwachheiten zu erinnern. Wir haben leider einen ganzen Haufen von solchen auf unseren Rücken.“

„Ja, leider bin ich allzu schwach gewesen, oder vielmehr mein Herz war allzu stark in seiner Bewunderung für Sie. Ich bin jetzt hart bestraft worden. Daß Sie Ihrestheils keine Furcht mehr hegen, von einem neuen Stern am Himmel der Kunst verdunkelt zu werden, sehe ich jetzt, und möglicher Weise haben Sie es auch nicht nöthig. Aber Sie sollten doch von dem zermalmenden Schlag gerührt werden, den ich Ihretwegen aushalten mußte.“

„So, so, Sie haben einen Schlag bekommen, sagen Sie, wo, von wem, wenn man fragen darf?“

„Ich komme just aus dem königlichen Schlosse, wo-

hin ich zu einer gnädigen Privataudienz bei Sr. Majestät berufen war.“

„Ah, also ein Ritterschlag, kann ich mir denken. Sie haben eine neue Dekoration erhalten für Ihre großen Verdienste hinter den Dekorationen.“

„Seine Majestät, die mich bisher mit ganz besonderer Gewogenheit beehrt hatten, waren heute aufgebracht und vernichteten mich mit ihrer Kälte. In strengen Worten warf er mir große Versehen in meinem Dienste vor. Ich ahnte sogleich, wer das Unwetter hervorgerufen habe, und suchte mich mit Versicherungen meines Eifers und meiner rastlosen Bemühung, um meinen Pflichten nachzukommen, zu entschuldigen. Seine Majestät wollten meine Erklärung nicht annehmen; er sagte mir, er wisse auf's Bestimmteste, daß ich meinem Platz als Theaterdirektor schlecht vorstehe; ich habe meine Privatinteressen über die Interessen des Publikums gesetzt; ich ließe mich durch Rücksichten leiten, die der Kunst schaden; ich versäume es, über die Disciplin und die Sitten meiner Untergebenen zu wachen; ich hielte durch eine unverzeihliche Partheilichkeit gewisse Künstler zurück, während ich Andern ganz nach meinem Gutdünken unverdiente Vortheile gewähre, und dadurch habe ich Sr. Majestät Theater dem Untergang nahe gebracht ... Meine Einwendungen, daß ich von meinen Feinden belogen worden sei, halfen mir nichts. Der König sagte, er sei von Mitgliedern seiner eigenen hohen Familie, die gestern dem Fest des Grafen Manfred angewohnt, in Kenntniß gesetzt worden, wie ich, dessen Pflicht es wäre, alle Künstler in Schutz zu nehmen, dieser meiner Pflicht schnurstracks zuwider, das Debüt einer talentvollen Sängerin verhindert habe. Se. Majestät schloß mit der Erklärung, daß er, da er besser bedient zu werden verlange, für gut befunden habe, unverzüglich meinen Abschied ausfertigen zu lassen.“

Signora Parisina erhob sich und that einen Ausruf der Verwunderung.

„Meine Erzählung entspricht vollkommen der Wahrheit,“ fuhr Baron Stanislaus fort und fügte mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Ich bin nicht mehr Theaterdirektor.“

„Wahrhaftig, die Geschichte beginnt interessant zu werden. Sie sind abgesetzt, entfernt . . . Sie können Ihr Schicksal beinahe mit dem Napoleon’s vergleichen.“

Der Baron hörte nicht auf diesen neuen Spott, sondern er fuhr in den Ergießungen seines betrübten Herzens fort.

„Ach, dieser Schlag wird mein Tod werden,“ klagte er. Meine Seele ist mit dem Theater fest verwachsen. Ich habe die Kunst über Alles geliebt; sie ist mein Leben, mein Alles gewesen.“

„Still, still!“ flüsterte Parisina, die sich jetzt dem betrübten Mann genähert hatte und ihre Hand auf seine Schulter legte. „Bedenken Sie, daß Sie mit einer Person sprechen, die Sie von Grund aus kennt Regen Sie sich nicht unnöthigerweise durch poetische Phantasien auf. Die Sache ist ganz prosaisch. Sie sind eines einträglichen Amtes entsetzt worden; von was wollen Sie in Zukunft leben?“

„Seine Majestät hat mir, nachdem er mir bereits den Rücken gekehrt hatte, halb und halb ein Postamt zugesagt.“

„Nun denn, fröhlichen Muth, Herr Postmeister!... Schätzen Sie sich glücklich, das Theater verlassen zu dürfen. Glauben Sie mir, Sie waren nie dazu geschaffen. Sie sind, aufrichtig gestanden, kein Menschenkenner und auch nicht sonderlich stark in der Intrigue. Dabei haben Sie den großen Fehler, für uns Weiber allzu schwach zu sein. Einen Mann, der beständig zu unsern Füßen liegt, sehen wir beständig über die Achseln an, das ist ganz natürlich. Mit einem einzigen Blick, einem solchen zum Beispiel . . .“

Ein warmer, feuriger Blick strahlte bei diesen Worten in Parisina’s dunkeln Augen; der abgesetzte Direktor

konnte der Zauberkraft desselben nicht widerstehen, er sprang auf und ergriff die Hand der Tänzerin:

„Ach, Parisina!“ rief er, „so wie Sie, hat mich noch Keine beherrscht. Sie sind an meinem Unglück Schuld, aber ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Auch um Ihretwillen bin ich unruhig; was wird wohl aus Ihnen werden?“

Die Signora lachte herzlich über diese Frage, machte einen Gang durch das Zimmer und blieb dann vor einem Trümeau zwischen den Fenstern stehen. Sie betrachtete im Spiegel ihre eigene schöne Person und sagte dann in ihrem gewöhnlichen, halb ernsthaften und halb scherzhaften Ton:

„Meine Gesundheit ist zerstört . . . ich sehe sehr kränklich aus; die Wange ist blaß, das Auge matt ... ja, der Zustand ist bedenklich . . . Morgen bekomme ich ein Nervenzucken . . . übermorgen verordnet mein Arzt ein südlicheres Klima . . . Tags darauf reise ich ab und kehre dieser verdammten Stadt für immer den Rücken.“

„Signora, Sie vergessen, daß Ihr Contrakt Sie bindet.“

„Bah! man pflegt doch nicht zu tanzen, wenn man krank ist? Ueberdieß will ich Ihnen mittheilen, daß ich bereits drei Contrakte in meinem Leben gebrochen habe. Ich besitze einige Erfahrung in dergleichen Dingen.“

„Eine theuer erkaufte Erfahrung, das.“

„Nur zu, drei gebrochene Contrakte und vier Cessionen . . . Sehen Sie, das Eine hilft zum Andern.“

„Daß Sie reisen, ist ein Schlag für mein Herz, aber eine Genugthuung für mein verletztes Ansehen. Die ganze Stadt wird sagen, daß Sie Ihr ausgezeichnetes Talent dem Theater nicht mehr leihen wollen, weil es nicht mehr unter meiner Direktion steht.“

„Mein bester, in Ungnade gefallener Herr Direktor und Postmeister in spe, weder Sie, noch ich können die Welt verhindern, Dummheiten zu schwätzen, aber mir

ist es schlechterdings unmöglich, eine Genugthuung darin zu finden, wenn man wirklich in allem Ernst glauben sollte, daß ich mich von Ihnen habe beherrschen lassen. Werden Sie nicht böse, dieß ist ein Tag der Rechenschaft, wo Jeder für seine Schuld Rede stehen muß. Wenn Sie meine Abreise auf Ihre Rechnung schreiben, so begehen Sie einen großen Mißgriff, denn sie war schon vor einigen Stunden beschlossen, als Sie selbst Ihren eigenen Fall noch nicht ahnten; aber auch ich habe einen großen, einen sehr großen Fehlgriff gethan, als ich nämlich Ihnen mehr Vertrauen schenkte, als dem Grafen Manfred."

„Und Sie können noch jetzt ohne Abscheu diesen Namen nennen, den Namen dessen, der uns Beide gestürzt hat?"

„Ja, für mich ist das Leben ein Spiel, und ich leugne die Ueberlegenheit dessen nicht, der gewinnt . . . Graf Manfred ist eine ausgezeichnete Person, und ich hätte beinahe Lust, die Worte Shakespeare's auf ihn anzuwenden: Ich könnte ihn lieben, wenn ich ihn nicht haßte."

„Sie sind ein höchst eigenthümliches Weib."

„Und Sie ein sehr gewöhnlicher Mann."

Signora Parisina beharrte bei ihrem Entschluß. Am Tag nach der Unterredung mit Baron Stanislaus verbreitete sich das Gerücht von ihrem Erkranken, und der Arzt versicherte nach einer Privataudienz mit seiner liebenswürdigen Patientin, daß ihre Brust angegriffen sei und das einzige Rettungsmittel in einem milderen Klima bestehe. Die zahlreichen Bewunderer der Tänzerin erstarrten vor Schreck, aber die Signora lächelte ihrem Gemüth und traf alle Vorbereitungen zu e[illegible] schleunigen Abreise.

Graf Manfred war überrascht. Er hatte geh[illegible]

die Vollführung seines Racheplanes zu schauen, sich an der Demüthigung der stolzen Dame erfreuen zu dürfen. Ihre Flucht, denn als solche betrachtete er die plötzliche Abreise, war allerdings ein Triumph seiner Intriguen, aber gleichwohl wurde die Entwicklung derselben zum vollkommenen Sieg unterbrochen. Während er die Hinterlist dieses Weibes verdammte, bewunderte er ihre Schlauheit und bezahlte also in seinem Herzen die Achtung zurück, welche die Signora für seine eigene Ueberlegenheit hegte. Eine Vorladung vor den König verhinderte ihn, sie so schnell zu besuchen, als er gewünscht hätte. Direkt aus dem Schlosse und dem Sonnenschein der Gnade kommend, fuhr er vor die Wohnung der Tänzerin.

Hier herrschte die größte Unordnung. Der Wagen, der die Signora entführen sollte, stand bereits vor der Thüre. Die Zimmer waren mit Koffern und Hutschachteln verstellt. Im Salon drängte sich die gewöhnliche Schaar von Anbetern, die jetzt gekommen war, um ihre letzte Huldigung zu den Füßen der Schönen zu legen. Die Signora selbst war sehr aufgeräumt; sie vergaß beinahe ihre Kränklichkeit über dem Geschäft, all die Complimente zu beantworten, Rechnungen zu bezahlen und das Packen anzuordnen. Als unter dem Getöse, das sie umgab, Graf Manfred's Stimme sich ihrem Ohr nahte, verließ sie sogleich ihre Beschäftigung und ging ihm entgegen.

„Graf Manfred," sagte sie, ihm mit einem betrübten Lächeln die Hand reichend, „ich würde es Ihnen nie verziehen haben, wenn Sie nicht gekommen wären, mir Lebewohl zu sagen."

„Mein Herz hätte sich gegen eine solche Handlungsweise empört," antwortete der Graf zärtlicher, als er sich lange gezeigt hatte, und die Hand drückend, die in der seinigen ruhte.

Sämmtliche Anwesende vermutheten, daß aller alte Groll zwischen diesen beiden Personen, die einander so freundlich anredeten, jetzt gänzlich vergessen sei; aber

ein recht scharfes Auge würde gleichwohl vielleicht entdeckt haben, daß ein zurückgehaltenes Lächeln um die Lippen der Signora schwebte, und daß der Blick des Grafen nicht ohne einen sarkastischen Stachel war.

Er fuhr fort:

„Sie sind daran gewöhnt, Blumen zu Ihren Füßen streuen zu lassen; Sie haben auch mir erlaubt, an der allgemeinen Huldigung Theil zu nehmen; empfangen Sie jetzt auch dieses Bouquet und halten Sie es nicht für vermessen, daß ich meinen Namen an Ihre letzten Erinnerungen aus dieser Stadt knüpfen will.“

„Mißkennen Sie mich nicht,“ bat Parisina; „glauben Sie, daß ich den Werth eines aufrichtigen Freundes, eines edlen Beschützers wohl zu schätzen verstehe. Wir Kinder der Kunst sind von so mancher Hinterlist, von so manchen Kabalen umgeben . . . ja, Sie würden die halbe Welt verabscheuen, wenn ich Ihnen Alles erzählte; aber die uneigennützige Ergebenheit, die wir manchmal zu gewinnen das Glück haben, bildet die Glanzpunkte in unserem Leben, die Lieblinge unserer Erinnerungen.“

„Signora, ich beklage mich heute nicht bloß als Privatperson darüber, daß Sie uns verlassen; es ist jetzt auch meine Pflicht, die Interessen des Publikums zu überwachen . . . Se. Majestät haben vor einigen Augenblicken in Gnaden geruht, mich zum Direktor der Oper zu ernennen . . . . Ich würde diese Auszeichnung mit doppeltem Vergnügen empfangen haben, wenn ich nur einen einzigen Tag meinen Scepter auch über Sie hätte erstrecken dürfen.

Die Nachricht von der neuen Würde des Grafen rief bei der zahlreichen Schaar der Gäste einen Ruf der Ueberraschung hervor. Aber Parisina verrieth dem neugebackenen Direktor durch einen Blick ihr Vergnügen darüber, daß sie seiner Gewalt entkommen sei. Bald darauf sagte sie jedoch:

„Jetzt hätte ich beinahe Lust, den Vorschriften meines strengen Arztes Trotz zu bieten ... ach, das Leben ist ja doch so kurz! ... Ich gratulire Ihnen, Herr Graf, für dieses neue Feld Ihrer Wirksamkeit und Ihres Edelmuths."

„Aber ich werde schwere Mühe haben," antwortete der Graf, „wenn der Liebling des Publikums mit dem Sturz der alten Regierung seine Treue bricht."

„Sie können sich damit trösten, daß sich aus den Ruinen des Alten bereits ein neuer Phönix erhebt," erwiederte Parisina. Ich interessire mich im höchsten Grad für Ihren neuen Schützling, oder darf ich sagen Liebling .. Mamsell Leopoldine, dieses gefühlvolle Kind, wird sicherlich unter Ihrer Leitung die Vollendung der Kunst erreichen. Seien Sie in Ihren Forderungen nicht so streng, seien Sie mild und aufmunternd, wie Sie es gegen mich waren, und Sie werden ohne Zweifel von ihr eine Dankbarkeit gewinnen, die ebenso warm und aufrichtig ist wie die meinige ... Ich hätte so gern die Bekanntschaft dieser jungen Sängerin machen mögen. Grüßen Sie sie indeß von mir; wir sind ja Beide Künstlerinnen, und das will mehr heißen, als leibliche Basen. Ja, Graf Manfred, bei diesem ausgesuchten Bouquet, das Sie mir so eben schenkten, schätze ich Ihr Wohlwollen, aber ich bedarf dieses neuen Beweises nicht, um mich Ihrer zu erinnern. Dagegen würden Sie mir ein Vergnügen machen, wenn Sie es statt dessen Mamsell Leopoldine überreichen wollen. Möge es mir vergönnt sein, der jungen Debütantin den ersten von den vielen Blumensträußen zu übersenden, die sie sicherlich einernten wird. Unsere Bahnen dürften einmal zusammentreffen, das sagt mir eine Ahnung. Vielleicht habe ich dann meine Kräfte wieder gewonnen. Bitten Sie Mamsell Leopoldine, den Tag zu genießen, der herangebrochen ist; aber sagen Sie ihr auch, denn eine unerfahrene Künstlerin braucht es wohl zu wissen, daß eine tiefe Bedeutung in dem Gebrauche liegt, unsere Siege mit Blumen

zu feiern, Blumen, die einen Abend währen und am folgenden Tage verwelken.“

Jetzt meldete man, daß Alles zur Abreise in Ordnung und der Augenblick der Trennung gekommen sei.

Die Signora machte eine bezaubernde Geberde, eine Geberde, womit sie von der Bühne aus so unzähligemal das Publikum entzückt hatte. Sie drückte ihre Hände gegen das Herz, erhob sich in einer vorwärts gebeugten Stellung auf die Zehen, beugte den Kopf auf die Seite und öffnete dann ihre Arme, als ob sie in Gedanken alle ihre Gäste zärtlich an ihre Brust schlösse . . . Sodann nahm sie Graf Manfred's Arm und eilte mit dem Tuch vor den Augen in ihren Wagen hinab.

Als sie ihren Platz darin eingenommen hatte, beugte sie sich zum Wagenfenster heraus und flüsterte dem Grafen in's Ohr:

„Wenn Sie bald sterben sollten, Herr Graf, so vermachen Sie mir Ihr unvergleichliches Talent zum Intriguiren.“

Der Kutscher gab den Pferden einen Klatsch, und die Signora rollte weg . . . .
. . . .

Von Graf Manfred's Hand empfing Leopoldine wirklich eine Stunde nachher das erwähnte Bouquet, aber der Graf fand es nicht für gut, den Gruß auszurichten, der mitgeschickt wurde. Er schenkte es ihr von sich selbst, als einen Talisman, sagte er, womit er sie zu Siegen und Triumphen in der Welt der Kunst einweihen wolle. Er verkündete ihr zugleich kraft seines neuen Amtes, daß nunmehr ihrem Debüt kein Hinderniß mehr im Wege stehe, und er nahm es als ausgemacht an, daß die Folgen desselben ein höchst vortheilhaftes Engagement sein würden. Dabei bat er sich die Gunst aus, ihr Beschützer bleiben zu dürfen, und versprach ihr Rath und Unterstützung auf der Bahn, die sie zu betreten im Begriff stand.

Leopoldine war durch dieses Wohlwollen gerührt,

die Versprechungen machten sie glücklich, und sie erfuhr niemals, daß die ersten Blumen, womit man ihr Talent belohnte, die letzten waren, die eine Tänzerin in dieser Stadt gewonnen hatte.

XIV.

Michael Lambert.

Des Mannes Herz,
Von Freude ward's verzehrt, gleich-
wie von Schmerz.

Tegner.

In der königlichen Oper in D. geschah es manchmal, daß ein Zuschauer, der sein Binocle fleißiger auf den Saal, als auf die Bühne richtete, mit besonderer Aufmerksamkeit bei einer Person verweilte, die gewöhnlich auf demselben Platz im Parterre zu finden war.

Diese Person war ein Mann von gewiß mehr als fünfzig Jahren, klein und schlank, mit dichten silbergrauen Haaren und stark markirten, edlen Zügen. Seine Kleidung war einfach und weit hinter der Mode, verrieth indeß eine gewisse Zierlichkeit, die sich namentlich immer durch ein sorgfältig verschlungenes Halstuch zu erkennen gab. Sein ganzes Aussehen war vortheilhaft. Man sah, daß noch eine warme Seele in ihm wohnte; seine Stirne trug das Gepräge der Ehrlichkeit und sein Blick behielt, obschon er sich oft verfinsterte, gleichwohl seinen Grundzug von tiefer Menschenliebe.

Aber die Neugierde wurde dadurch nicht geweckt, sondern durch seine ungewöhnliche Lebhaftigkeit undseine besondere Art, wie er in Geberden und Mienen seine Eindrücke wiedergab. Man sah ihn mit ungewöhnlicher

Aufmerksamkeit den Leistungen der Bühne folgen, ja gänzlich darin leben. Manchmal war er bis zu Thränen gerührt, und in solchen Augenblicken verlieh ihm ein schönes Lächeln den Ausdruck höchster Glückseligkeit. Gewöhnlich war dieses Entzücken sehr flüchtig, denn es geschah sehr oft, daß er im nächsten Augenblick die sauersten Grimassen machte, gleich als hätte ihn Jemand hart auf seine Hühneraugen getreten. Er schüttelte den Kopf, er zuckte die Achseln, er stampfte mit den Füßen, er krümmte sich wie ein gepeinigter Wurm. Endlich schien er ganz von Zorn durchglüht, und nicht selten, mitten unter den glänzendsten Effektscenen, schloß er die Augen und hielt mit beiden Händen seine Ohren zu, oder auch, wenn das ganze übrige Publikum in Thränen zerschmolz, schaute er sich rings um und lachte verächtlich. Dann konnte wieder eine neue Scene kommen und ihn plötzlich versöhnen und zufriedenstellen, so daß er auf ein paar Sekunden wiederum von Freude strahlte.

In diesen wechselnden Gemüthserregungen lag nichts Affektirtes. Sowohl die Zufriedenheit als das Mißvergnügen zeigten sich als ehrliche Wahrheit, und ein aufrichtigerer Theatergast wäre schwer zu finden gewesen. Aber da jetzt die Aufrichtigkeit etwas höchst Ungewöhnliches hier in der Welt geworden ist, so erweckte das exaltirte Männchen Aufsehen, und diejenigen, die ihn bemerkten, wünschten gewöhnlich auch näheren Aufschluß über ihn zu erhalten. Dieß war im Allgemeinen nicht leicht. Es gab nur Wenige, die ihn kannten, und diese besser Unterrichteten wußten in der Regel nichts Anderes, als daß er ein Phantast sei, über welchen eine Menge sonderbarer Geschichten in Umlauf waren.

„Es ist ein grauköpfiger Künstler, ein Musiknarr, ein wahrer Meloman, der in der Welt umherirrt," sagte man. „Sein Name ist Michael Lambert. Mehrere Personen, die ein Genie in ihm zu finden glaubten, haben sich für ihn interessirt und ihm eine passende Wirksamkeit zu schaffen gesucht. Aber dieß ist niemals

gelungen, denn Herr Michael Lambert ist der unverbesserlichste Mensch von der Welt. Einmal hatte man ihm eine Anstellung als Capellmeister verschaffen können, aber da ging es ganz toll zu. Bald empörte sich die ganze Capelle gegen den Sonderling, und nach kurzer Herrschaft mußte er seinem hohen Platze entsagen. Gegen seine Gönner hat er sich selten dankbar und noch weniger zartfühlend gezeigt. Der Herzog von ***, der ihn einige Zeit mit seinem Schutz beehrte, bat ihn bei einer Gelegenheit, als die Herzogin vor einer großen Gesellschaft ein Lied vorgetragen hatte, sein Urtheil über ihr allgemein gepriesenes musikalisches Talent abzugeben. Herr Michael antwortete mit lauter Stimme: Um Gottes Willen, sagen Sie der schönen Frau, daß sie ihren Gott nicht mehr mit einem solchen Gekreische lästern soll. Ein andermal, als er dem Conzert einer großen Sängerin anwohnte, rief er mitten in ihrer Triumpharie: Pfui Teufel, das Weibsbild lügt in jedem Tone! Dagegen wird behauptet, daß er mehrere Meilen auf's Land hinaus wandere, um den Gesang eines einfachen Bauernmädchens anzuhören, und man erzählt, daß er eines Nachts, als er bereits zu Bette gegangen, von einem Gesang auf der Straße aufgeweckt wurde. Etwas in diesem Gesang entzückte ihn dermaßen, daß er sogleich aus dem Bett sprang, und obschon es mitten im Winter war, so eilte er doch baarfuß und nur in seinen Nachtrock gehüllt auf die Straße hinab. Hier mußte er ein gutes Stück in tiefem Schnee springen, bevor er den Sänger einholte. Leider war dieß ein halbbetrunkenes Weibsbild aus den untersten Klassen der Gesellschaft, das ihn mit Schimpfworten und Grobheiten überhäufte. Starr vor Kälte kehrte er auf sein Stübchen zurück, und obschon diese nächtliche Promenade ihm ein schweres Brustfieber zuzog, so beklagte er sich doch nicht darüber, wohl aber über den Umstand, daß die schöne Stimme an ein so unwürdiges Wesen vergeudet worden sei."

Diese und einige ähnliche Geschichten waren beinahe Alles, was man von ihm zu erzählen wußte. Aber da er eine Stelle in diesem Werk besitzt, so verlasse ich auf einen Augenblick die junge Debütantin, um den Leser nähere Bekanntschaft mit Michael Lambert schließen zu lassen, wozu eine Schilderung seines verflossenen Lebens am Besten dienen mag.

Er war der älteste Sohn eines vermöglichen Beamten. In der Schule erwarb er sich kein Lob. Die Lehrer gaben ihm das Zeugniß, daß er viel Talent, aber durchaus keine Beharrlichkeit besitze. Die lateinische Grammatik war ihm ein Gräuel, und er trieb seine Unparteilichkeit so weit, daß er alle seine Schulstudien mit demselben Auge betrachtete. Daß es keine gewöhnliche Faulheit war, die diesen Unwillen erzeugte, hätte man daraus ersehen können, daß er, sich selbst überlassen, niemals ohne Beschäftigung blieb. Seine Lektionen in der Musik und im Zeichnen umfaßte er mit warmem Interesse, und er konnte ganze Nächte wachen, um im Geheimen seinen frühen Geschmack für die schöne Literatur zu befriedigen. Er wählte dabei nicht, wie ein Faullenzer gethan haben würde, bloß die ephemeren Tagesprodukte, von denen man Dutzende von Bänden verschlingen kann, ohne seine Seele vom Sopha erheben zu müssen; nein, er wählte mit Vorliebe die gediegenen Erzeugnisse der Literatur. Besonders liebte er die Poeten und unter ihnen vorzugsweise die dramatischen. Man fand sich jedoch nicht veranlaßt, die Anlagen des faulen Schülers näher zu studiren; man hielt sich an das Schulgesetz und dachte, das sei genug.

Michael schleppte sich, so gut es gehen konnte, durch den vorgeschriebenen Kursus durch. Seine Examina betrachtete er einzig und allein als ein nothwendiges Uebel und stahl sich, so gut er konnte, durch; aber was er ganz besonders lernte, das war, ein ausgezeichnet geschickter P f u s c h e r zu werden. Die Gegenstände, von denen er bloß eine dunkle Ahnung besaß, vermochte er

mehr als einmal zu absolviren, und über jeden solchen Sieg freute er sich in seinem Herzen wie ein Feldherr, der mit geringer Streitmacht, aber mit überlegener List sich aus der Klemme gerettet hat.

Die Bestimmung der Schule, neben der Einpflanzung der Elemente der Bildung das Denkvermögen zu klären und zu entwickeln und dadurch die Anlagen zu befestigen, ging für ihn größtentheils verloren. Er kam mit schwachen Kenntnissen und höchst irrthümlichen Begriffen über sich selbst auf die Akademie. Dagegen war seine von Natur lebhafte Phantasie bis zu einem ungewöhnlichen Grad entwickelt, und darin lag eine große Gefahr, weil diese Eigenschaft mit seinen übrigen sich verband und das Jünglingsblut jetzt mit jedem Tage wärmer wurde. Allerdings traten jetzt, nachdem er mehr Freiheit erhalten hatte und seine Zeit größtentheils nach eigenem Behagen anwenden durfte, seine natürlichen Talente deutlicher an's Tageslicht; aber da diese nicht von Anfang an durch ein Princip der Einheit geleitet worden waren, so zeigten sie sich in sehr flatternden Formen. An einem Tag legte der excentrische Student einen Todtenschädel auf seinen Tisch, ergriff die Feder und machte Byron zum Ideal seines Lebens. Ein andermal glaubte er sich geschaffen, der Raphael seiner Zeit zu werden. Der Schreibtisch machte der Staffelei Platz, und Tag und Nacht träumte er nur von Madonnen und Engeln. Kaum hatte er mit gewiß nicht ungeschickter Hand die Skizzen zu einem Gemälde entworfen, als er, von einer neuen Idee ergriffen, sich ein Piano miethete, und in der Ueberzeugung, die Musik sei seine Bestimmung, störte er jetzt mit seinen Phantasien die nächtliche Ruhe seiner Nachbarn. Man konnte jedoch in all diesen artistischen Verirrungen ein tiefes Gefühl für das Schöne, einen wahren Enthusiasmus für die Kunst entdecken, gleich wie alle seine übrigen Handlungen beweisen, daß ein gutes und edles Herz in seiner Brust pochte. Was ihm besonders fehlte, das

war eine klare Zusammenfassung seiner eigenen Kräfte, seiner Neigungen und Affekte.

So verfloß ein Termin um den andern, ein Jahr um's andere. Mit dem Examen war es jetzt ganz aus.

„Was soll aus meinem Michael werden?“ fragte sich bekümmert der arme alte Lambert, der die vortrefflichsten Moralpredigten in die Briefe einflocht, die er beinahe mit jeder Post seinem ältesten Sohn zuschickte. „Was soll aus meinem Michael werden?“ fragte er sich Morgens und Abends. Mein Jonas ist bereits wohlbestellter Kaufmann und mein Christoph hat festen Fuß im Spinnhaus gefaßt (er war nämlich Spinnhaus-Secretair); aber Michael, Michael, Gott steh mir bei, welch ein Taugenichts!

Das väterliche Herz fühlte sich durch die Nachrichten, die über den Gegenstand dieser betrübten Zweifel einliefen, wenig befriedigt, obschon diese Notizen nicht ganz ermangelten, der väterlichen Eitelkeit zu schmeicheln. Man hatte nämlich von vielen verschiedenen Gelegenheiten zu erzählen, wo Michael Aufsehen erregt und sich den Beifall seiner Lehrer sowohl, als seiner Kameraden erworben hatte. Bald hatte er ein neues Studentenlied componirt, das in Aller Mund lebte, bald hatte er beim Kanzler selbst mit wahrhaft artistischem Geschmack ein Gemälde arrangirt, und wieder ein andermal war er bei einem Gesellschaftstheater als Karl Moor mit einem Schauspielertalent aufgetreten, worüber die ganze Stadt in Verwunderung gerieth.

„Dieß Alles ist ganz gut und schön,“ sagte der alte Herr Lambert, „aber was soll wohl in Zukunft aus meinem Michael werden?“

Michael selbst konnte wahrhaftig diese Frage weniger beantworten, als irgend ein Anderer. Hätte sich zwischen Himmel und Erde irgend eine menschliche Beschäftigung gefunden, so wäre er sicherlich ein eifriger Aspirant auf dieselbe geworden, aber jetzt . . . wohin sollte er sich wenden, er, der diejenigen Gegenden am

meisten liebte, wo sich kein Weg zeigte. Wo sollte er sich zur Ruhe niederlassen, er, der nicht begreifen konnte, was Ruhe heißen sollte? Der Vater wurde inzwischen, worüber sich Niemand wundern wird, immer unruhiger. Ein weiser Freund rieth ihm, böse zu werden und seinen Herrn Sohn durch Schrecken von der garstigen Gewohnheit der Faullenzerei abzubringen. Er versuchte das Mittel, aber es fiel schlecht aus.

Nachdem er Michael mit den strengsten Worten sein Versäumniß in den Studien vorgehalten, erklärte der alte Herr, er habe jetzt fest beschlossen, wenn der Sohn nicht in einer bestimmten Frist ein bestimmtes Examen gemache habe, gänzlich seine Hand von ihm abzuziehen; alle Unterstützungen würden dann aufhören, und er solle für sich sorgen, so gut er könne.

Als der Termin zu Ende war, traf von Michael ein Brief ein, dessen Hauptinhalt darin bestand, daß er, da er noch kein Examen gemacht und folglich von seinem Vater keine Unterstützung mehr erwarten könne, sich bei einer herumziehenden Theatergesellschaft engagirt habe.

Die Schicksale, die ihn im Anfang seiner neuen Laufbahn trafen, sind nicht zu unserer Kenntniß gelangt. Bloß so viel weiß man, daß er schon von seinem ersten Debüt an sich als sehr brauchbares Mitglied bekannt machte. Den einen Abend trat er in einer herzerschütternden Tragödie auf, am andern war er Komiker; er spielte Liebhaber und alte Onkel, Schurken und Wohlthäter, Könige und Bedienten: Mit einem Wort, er wurde in allen möglichen Stellen verwendet.

Ein paar Jahre später finden wir ihn wieder als Bassist bei einem unbedeutenden ständigen Theater. Seine Stimme hatte nichts Ausgezeichnetes und es wurde ihm wenig Aufmunterung zu Theil. Es gab Personen, welche behaupteten, daß in seiner Art zu singen musikalisches Gefühl und Geschmack sich verrathe, aber die große Masse des Theaterpublikums, die nach solchen

Kleinigkeiten wie Gefühl und Geschmack gar nicht fragte, hörte bloß eine herbe, klanglose Stimme und war um so weniger geneigt, ihm Beifall zu schenken, als man zu finden glaubte, daß er immer mit großen Prätentionen auftrete. Aber seine Vielseitigkeit ließ sich auch jetzt nicht verleugnen. An den Abenden, wo er sich nicht auf der Bühne zeigte, sah man ihn im Orchester die erste Violine spielen. Einmal, als der Contrabassist mitten in der Vorstellung plötzlich erkrankte, nahm Michael kühn seinen Platz ein und überraschte die kleine Capelle mit einem ganz neuen Talent. Dem Dekorationsmaler reichte er manchmal eine hülfreiche Hand, und es wurde allgemein anerkannt, daß man im Don Juan keine recht glänzende Hölle bekommen konnte, ohne daß Michael Lambert den Schwefelregen und die bengalischen Feuer arrangirte.

Inzwischen war Michael mit seiner Stellung nicht zufrieden. Das Theater, an das er gefesselt war, hatte einen in jeder Beziehung untergeordneten Werth. Die Armuth des Direktors zwang ihn, Alles für ein gutes Einkommen und ganz und gar nichts für die Ehre zu thun. Er selbst sowohl als die ganze Truppe ermangelte aller höheren Bildung, alles Schönheitssinnes, und Jean Paul's schöner Satz, daß die Kunst nicht das Brod, sondern der Wein des Lebens sei, wurde von ihnen auf die sonderbare Art gedeutet, daß sie sammt und sonders ihre Inspirationen im Traubensaft holten. Michael, der mit jugendlicher Kühnheit von einer glänzenden Laufbahn und großartigen Triumphen geträumt hatte, sah sehr deutlich ein, daß es in einer solchen Gesellschaft keine Lorbeeren für ihn zu ernten gab. Er besaß dabei von Natur ein allzu feinfühlendes Wesen, um sich unter solchen Kameraden wohlbefinden oder sein dermaliges Publikum respektiren zu können.

Man kann sich wundern, daß er bei solchen Gefühlen gleichwohl seine nicht sehr einträgliche Stelle beibehielt. Man wird sich nicht länger wundern, wenn

ich erzähle, daß die Liebe, nicht die Liebe zur Kunst, sondern die Liebe zu einer Schauspielerin es war, die ihn fesselte.

Ja, Michael war von einer heftigen Leidenschaft für die Prima Donna des kleinen Theaters, Mamsell Diana, ein ganz junges Mädchen von großer Schönheit, ergriffen. Er hatte lange, aber vergebens, gegen diese Meinung gekämpft, und als er endlich von ihr überwunden worden, mußte er sich selbst gestehen, daß nur ihr äußerer Liebreiz es war, der ihn bezaubert hatte. Mamsell Diana verbarg nämlich in dem Bild eines Engels eine höchst erbärmliche Seele. Ihre Künstlerschaft ermangelte alles höheren Werthes, ihr Herz hatte sehr wenig Edles und ihr Privatwandel war ganz und gar nicht tadelfrei. Diese Leidenschaft für eine bloß oberflächliche Schönheit, diese Liebe zu einem Weib, dem er seine Achtung nicht schenken konnte, machte ihn sehr unglücklich. Manchmal nahm er sich vor, weit hinweg von dieser gefährlichen Zauberin zu fliehen, aber er besaß nicht die Kraft, seinen Zauber zu brechen. Statt dessen träumte er jetzt davon, seine Beherrscherin von ihren Verirrungen zurückzuführen. Sie war ja so schön. Die Natur hatte ihr sicherlich diese unwiderstehliche Anmuth nicht geschenkt, ohne auch in ihre Seele reiche Keime zu Edelsinn und Tugend niederzulegen. Ach, sie war ja bloß ein Kind ohne Erziehung, allein hinausgeworfen in eine Welt von Sünde und Verführung. Einen gefallenen Engel wieder aufzurichten, ihr entheiligtes Herz zu läutern, Platz für einen guten Geist in ihrer Brust zu schaffen, das war ja ein großartiges, ein erhabenes Werk.

So raisonnirte Michael. Es wurde seine Lieblingsidee, seine Geliebte von allen Ausschweifungen zurückzuführen, sie der Liebe eines ehrlichen Mannes würdig zu machen, und darum blieb er an ihrer Seite. Es war nicht das erste Mal, daß solche Illusionen einen jungen Mann verlockt haben. Man bebt niemals vor

einem wenn auch noch so gigantischen Unternehmen zurück, wenn man von einem verliebten Herzen dazu inspirirt wird; man glaubt sich in seiner Liebe stark wie ein Gott, und vergißt vor allen Dingen zu prüfen, ob nicht just diese Liebe eine Schwachheit ist.

Schwere Kämpfe hatte er in diesem Missionsgeschäft zu bestehen: Kämpfe gegen sich selbst, Kämpfe gegen seine Geliebte. Zu seinem Lob muß ich gestehen, daß er in seinen schönen Bemühungen unermüdlich war, aber ich muß auch zu Diana's Schande erwähnen, daß ein launischeres, eigensinnigeres und listigeres Weib noch selten die Geduld eines Mannes geprüft hat. Ihre Seele hatte gänzlich vergessen oder vielleicht niemals gewußt, was Ehrlichkeit heißen will, und ihre Heucheleien waren um so gefährlicher, als sie in ihrem Berufe selbst schon von Kindheit auf die Verstellungskunst studirt hatte. Selten war sie jedoch auf der Bühne eine so glückliche Schauspielerin, als hinter den Coulissen. Aber Michael, der nur ein Auge für ihre Fehler und das andere bloß für ihre Schönheit hatte, hoffte Alles von ihrer Jugend und von dem tiefen Gefühl, das er in ihrem Herzen geweckt zu haben glaubte.

Daß seine Gesellschaft, sein Rath und seine Lehren allmälig wohlthätig auf ihr Talent als Sängerin einwirkten, zeigte sich deutlicher. Wie freute sich nicht der verliebte Schwärmer über jeden einzelnen dieser Fortschritte! ... Endlich gelang es ihm, nach Ueberwindung vieler und großer Schwierigkeiten, ihr ein Engagement, wiewohl in einer untergeordneten Rolle, auf einem der größeren Theater der Hauptstadt zu verschaffen; ihre Schönheit war natürlich bei der Abmachung dieses Geschäftes eine gute und sehr geltende Empfehlung. Daß Michael selbst zu gleicher Zeit seinen unbehaglichen Platz als Baßsänger aufgab, verstand sich von selbst, aber bei dem Theater, wo Diana angestellt war, konnte er weder als Sänger, noch als Schauspieler Unterkunft finden, und er begann auch einzusehen, daß

er weder für das Eine, noch für das Andere geschaffen sei. Inzwischen war es ihm ganz unmöglich, seine Schülerin und Geliebte, sie, die auf einer neuen Bahn von so vielen neuen Gefahren bedroht war, jetzt zu verlassen. Er ließ sich daher als Paukenschläger engagiren; es fand sich nämlich im ganzen Theater keine andere vacante Stelle vor.

Paukenschläger zu sein, beinahe jeden Abend in dem verborgensten und elendesten Winkel eines Orchesters zu sitzen, den Takt zu zählen und dazwischen hinein mit einem Trommelschlegel auf eine Eselshaut loszuschlagen, das kann man mit vielem Fug und Recht, und ohne deßhalb gegen die Herren Paukenschläger förmlich losziehen zu wollen, als ein nicht sehr beneidenswerthes Geschäft betrachten; ich halte indeß gern meine eigenen Reflexionen zurück, die, da sie sich nicht auf den Grund der Erfahrung stützen, mich leicht irre leiten könnten, und füge statt dessen hier folgenden Auszug aus einem Brief von Michael Lambert ein, den er während dieser Periode seines Lebens schrieb . . . .
. . . .

Halt ein mit Deinen Schmähungen! Ich schwöre bei Apollo Musagetes selbst, daß ich meine Zeit niemals besser angewendet habe, als just in diesen Jahren, wo ich recht und schlecht ein Paukenschläger war.

Diese Jahre haben in mir eine große bedeutungsvolle Revolution vorbereitet und herbeigeführt, eine Revolution, die meinen alten Menschen zermalte, aber einen neuen in's Leben rief . . . Barmherziger Himmel, welch' ein armseliges Geschöpf bin ich nicht gewesen! Wenn Adonis von den erzürnten Musen beohrfeigt und Thamyras seiner Sehkraft beraubt wurde, welche Strafe habe dann nicht ich verdient? . . . Die Kinder Israel, die ein goldenes Kalb anbeteten statt ihren Gott, waren keine größere Sünder. Ich habe mit schamloser Frechheit ein Heiligthum betreten, in welches zu kommen mein profaner Fuß niemals würdig war. Ich wäre

nicht im Stande, alle meine Fehler aufzuzählen. Ein schlechter Künstler kann an einem einzigen Tag weit mehr und größere Sünden begehen, als ein anderer Mensch in seinem ganzen Leben; und ich, einer der schlechtesten, ich bin mehrere Jahre hindurch auch einer der thätigsten gewesen. Ich bin Schauspieler, Sänger, Musiker, Maler und dennoch — dennoch schlechterdings nichts von allem dem gewesen; das ist ja entsetzlich.

Vielleicht besteht meine wohlverdiente Strafe just darin, daß meine Augen jetzt geöffnet worden sind, so daß ich meine eigene Erniedrigung sehen und mich meines verflossenen Lebens ewig schämen kann ... aber nein, es liegt ein gar zu großes Glück in dem Bewußtsein, eine Wahrheit, wenn auch eine betrübende Wahrheit, zu finden, als daß dieß eine Strafe sein könnte.

Ich suche mich zuweilen vor meinem eigenen Gewissen zu entschuldigen. Ich sage dann, daß meine Erziehung verwahrlost, meine Jugend irre geleitet worden sei. Ich bin wie ein Kind gewesen, das man allein in einen großen weglosen Wald hinausgeschleppt hat. Ich bin ohne Leitung umhergeirrt, und vielleicht läßt es sich entschuldigen, wenn ich, bevor ich den rechten Weg gefunden, manche schöne Rose niedergetreten, manche unreife Frucht gepflückt habe ... Aber ist denn in unseren Tagen das Menschengeschlecht so tief gesunken, so verwirrt, daß auch die Seele des Kindes taub ist für die Stimme der Natur, daß auch sein Instinkt verpestet ist von den Abscheulichkeiten des Vandalismus? ... Leider ist das der Fall!

Ich will nicht behaupten, daß bloß Abenteuerlust es war, was mich auf die Künstlerbahn warf, denn ich besitze jedenfalls etwas meiner Natur Angeborenes, das mich für diesen Weg bestimmt hat; aber aus Mangel an einer Erziehung, die meinen Anlagen entsprochen hätte, blieb ich schutzlos gegen die Verirrungen der Zeit. Meine lebhafte Einbildungskraft schuf mir tausend verschiedene Ideale, ohne daß ich jemals ein

einziges von den vielen festhalten und näher erforschen konnte. Diese Phantasiebilder entzückten mich mit ihrem blendenden Schimmer, ich folgte ihnen ohne Ueberlegung; aber kaum hatte ich den letzten Schritt gethan, um mein Ziel zu erreichen, so verlor ich es schon wieder aus dem Auge und wurde bereits zu einem andern hingezogen. Ich glaubte, dieses Umherirren sei eine Aeußerung meines empfindlichen Schönheitsinnes, meines vielseitigen Talents, meines beständigen Emthusiasmus für die Kunst. Demoralisirt durch diese Ausschweifungen, erschlafften endlich die Schwingen der Seele, und meine Sympathien sanken immer tiefer in den Staub hinab. Es ging mir wie so manchem Andern: der eitle Tand gewann die Oberhand; es kamen Schlacken in meine besten Gedanken, und von der Stunde an nahmen meine Ideale immer mehr materielle Formen an. Lob, Auszeichnung, Gold zu gewinnen, das wurde mein Verlangen. Ich war nicht einmal mehr Künstler meinem Glauben nach, sondern nur noch ein schlechter Taglöhner.

Nachdem ich durch die Fügung des Schicksals einen Platz erhalten, der in Folge seiner Unbedeutsamkeit mir nicht zur Pflicht machte, meiner eigenen Rolle eine ausschließliche Aufmerksamkeit zu widmen, begann ich die Rollen Anderer mit desto größerem Ernst zu betrachten. Wie unendlich größer wurde nicht mein Gewinn, wenn ich bloßer Zuschauer war und nicht zugleich Mitspieler . . . Das Theater, bei welchem ich angestellt bin, genießt, wie Du weißt, ein hohes Ansehen. Es besitzt unter seinen Süjets mehrere berühmte Talente und wird von einem Mann geleitet, der guten ästhetischen Geschmack und ein sicheres Urtheil hat. Man wird vielleicht selten ein so gut gewähltes Repertoire sehen wie das unsrige. Es umfaßt nicht bloß eine Auswahl aus den Erzeugnissen der neuen Zeit, sondern bewahrt auch die alten erprobten Meisterwerke in getreuem Gedächtniß. Die Anschauung, Anhörung, Erforschung, mit einem Wort, die gründliche Bekanntschaft mit diesen

großen Schöpfungen des Genies, die geschickt dargestellt wurden, haben meinen Sinn wieder gereinigt. Mein verdorbener Geschmack ist veredelt, mein Urtheil befestigt, meine Begriffe von der schönen Kunst als Mittel zum höchsten Genuß, zur höchsten Bildung, sind wahrer geworden. Es hat sich über mein bisher so dunkles Leben eine Morgenröthe verbreitet.

Jetzt erst sehe ich die große Bedeutung des Theaters recht ein. Dafür zu leben und zu wirken, das ist das Ziel meines Lebens. Ganz besonders ist es die Tonkunst, die mich eingenommen hat und mein Hauptstudium geworden ist. Du, der Du mich seit unserer fröhlichen Studentenzeit kennst, sagst vielleicht mit vielen Andern, daß ich immer ein musikalischer Mensch gewesen sei. Gleichwohl ist das ein Mißgriff, früher saß alles Musikalische bei mir in den Fingern oder auf der Zunge; jetzt erst sitzt es da, wo es sitzen soll, im Herzen. Lange bin ich ein Musikant gewesen, jetzt erst bin ich auf dem Weg, ein Musiker zu werden ... Ach, mein Freund, diese Veränderung hat mir das größte, das beste Glück geschenkt, das ein Mensch genießen kann. Ich habe etwas Gutes gefunden und überdieß die Ahnung von etwas noch Besserem.

Muß ich also nicht mit meinem geringen Platz zufrieden sein? Hinter den Pauken habe ich ja meine beste Erziehung empfangen.

. . . .

Kurz nach der Zeit, da dieser Brief geschrieben wurde, trat ein für Michael wichtiges Ereigniß ein. Er erhielt nämlich die Nachricht, daß sein Vater gestorben und ihm ein sehr bedeutendes Erbe zugefallen sei. Nach der Heimath seiner Kindheit zurückzueilen, am Sarge des Verblichenen Thränen der Reue zu weinen und in warmen Gebeten um Versöhnung zu flehen, war das Erste, was er that. Seine Brüder und Verwandten, die ihn so lange im Familienkreis vermißt

hatten, boten alle Beweggründe der Zärtlichkeit auf, um ihn zu bestimmen, daß er für immer bei ihnen bleiben und in Ruhe eine sorgenfreie Zukunft genießen möchte. Ihre Bitten überwanden ihn auf einen Augenblick, er gab ein halbes Versprechen, aber kaum hatte man den Leichenstein auf das Grab des todten Vaters gesetzt, so überwand auch bei Michael der Künstler den Bruder und Verwandten. Er konnte es sich nicht versagen; er mußte wieder reisen und er that es auch.

Inzwischen war er jetzt ein vermöglicher Mann geworden, und daß er als solcher seinen Platz bei den Pauken nicht wieder einnahm, darf man keine Untreue gegen Thalia nennen. Aber wenn er auch im Stande gewesen wäre, sich als Künstler vom Theater loszureißen, so wäre doch immer noch der Liebhaber da geblieben. Mamsell Diana war noch gleich schön und übte fortwährend dieselbe Gewalt über ihn aus.

Es wäre sicherlich unmöglich gewesen, daß diese Leidenschaft für ein seiner unwürdiges Weib in seinem Herzen sich mit einem so erhabenen Gefühl, wie seine Liebe zur Kunst, hätte vertragen können, wenn es nicht fortwährend die Illusion beibehalten hätte, aus der Courtisane eine bußfertige Magdalena bilden zu können. Diese Verwandlung war noch nicht sonderlich weit vorangeschritten, hatte aber nach Michaels Ansicht dennoch wenigstens begonnen, und besonders wirkte es tief auf ihn, daß sie während seiner Paukenschlägerzeit, wo seine ökonomischen Umstände sehr betrübt waren, ihm nicht gänzlich den Rücken gekehrt hatte. Es wäre der schönen Aktrice sehr leicht gewesen, sich reichere Einkünfte, ja sogar Ueberfluß und Luxus zu verschaffen; aber sie hatte es vorgezogen, seine Armuth zu theilen. Ueber diesen einzigen schönen Zug vergaß er all' ihre vielen Fehler. Er glaubte wegen dieser uneigennützigen Aufopferung in einer Ehrenschuld zu stehen, und es schien ihm auch, daß das Weib, das allgemein seine

Geliebte genannt wurde, billige Ansprüche auf eine angemessene Stellung in den Augen der Welt besitze. Auf der andern Seite stand es klar vor seinem Bewußtsein, daß Diana, wenn er jetzt die Hand von ihr abzöge, ohne Zweifel bald in ihre früheren Verirrungen zurück verfallen würde. Das Schicksal des schönen jungen Mädchens rührte ihn. Seine Zärtlichkeit war mit ihr fest verwachsen; die Macht der Gewohnheit verband sich mit dem Drange des Gefühls.

Die Folge davon war, daß Michael, der noch immer ein Phantast, ein Gefühlsmensch war und sich selten von den Berechnungen der gesunden Vernunft leiten ließ, ohne lange Ueberlegung einen kühnen Entschluß faßte und Diana zur Frau nahm.

Es gibt ein Problem, für dessen Lösung, obschon gewiß tausend Gehirne sich täglich damit abmühen, niemals bestimmte Regeln aufgestellt werden können, nämlich zu einem gegebenen bestimmten Charakter einen andern zu suchen, der mit diesem vereinigt als Product eine glückliche Ehe hervorbringt. Daß zwischen zwei Herzen, wenn sie wirklich in vollem Ernst zu Einem verschmelzen sollen, Sympathie stattfinden muß, kann Niemand leugnen, aber der Umfang, die Tiefe und die ganze Beschaffenheit dieser Sympathie, das sind just die noch nicht aufgeklärten Punkte der großen Frage. Vielleicht müßte man jedoch dabei weniger all' die kleinen, auf der Oberfläche der Seele spielenden Farbenwechsel in Betracht ziehen, aber dagegen Alles thun, um den Grundton der Charaktere selbst zu erforschen, denn die Ehegatten, die nicht darin harmoniren, werden vergebens ein gemeinschaftliches Glück ihres Lebens suchen.

Bei Diana und Michael fand sich eine Harmonie dieser Art ganz und gar nicht vor. Sie waren immer zwei verschiedene Wesen und sollten es auch immer bleiben. Zwischen ihren Seelen fand keine andere Verbindung statt, als mittelst der Spinnwebenbrücke der

Liebe, einer immer schwachen Brücke, auf die man sich jetzt um so weniger verlassen durfte, als sie ihren eigenen festen Halt nur in Michael's bethörtem Herzen hatte.

Nachdem Diana vom Theater ihren Abschied genommen (Michael, der fand, daß sie eigentlich keinen wahren Beruf für die Kunst besaß, hatte dieß im Ehecontract zur Bedingung gemacht), hatte sie jetzt nur noch für ihren Gatten und sich selbst zu leben. Wäre sie im Stande gewesen, die ganze Bedeutung dieses neuen Lebens aufzufassen, so würde sie gefunden haben daß ihr Wirkungskreis jedenfalls groß genug war; aber kaum waren ein paar Monate verflossen, als sie, des häuslichen Glückes bereits überdrüssig, die Ehe als einen gar zu engen Käfig zu betrachten anfing. Nur an das wechselreiche Theaterleben gewöhnt, verstand sie es ganz und gar nicht, die Ruhe und den Frieden zu genießen. die ihr jetzt geboten wurden. Sie wurde dabei schläfrig und müde. Allerdings konnte sie jeden Abend von ihrer Loge aus ihre früheren Kameraden wieder sehen; aber was sie vermißte, das waren just die Intriguen, die Verschwörungen, der beständige Krieg, der auf der andern Seite des Vorhangs Siege und Niederlagen erzeugt, die niemals zur Kenntniß des Publikums gelangen. Sie vergaß die Liebe ihres Mannes und Alles, was er für sie geopfert hatte, über dieser Sehnsucht nach dem alten Kriegsleben, und da sie es nicht über sich gewinnen konnte, die lieben Waffen wegzuwerfen, so wurde Michael bald der erste Gegenstand ihrer Streitlust. Hätte er mit Entschlossenheit und strengem Ernst ihren ersten Versuchen, den Schauplatz des Kriegs auf das Gebiet der Ehe zu versetzen, widerstanden, so hätte er sie vielleicht bewegen können, die Waffen niederzulegen; aber er that das nicht, er hatte bereits seine Schwäche verrathen, er war eine fügsame Natur und befand sich besser dabei, den häuslichen Stürmen zu entfliehen, als sie zu bemeistern.

Um vollkommen ehrlich zu sein, muß ich auch

gestehen, daß er sich bereits mit solchem Eifer in die Musen verliebt hatte, daß er in ihrer Gesellschaft seine Ehehälfte nicht nur nicht vermißte, sondern sogar beinah gänzlich vergaß. Die Kluft zwischen den beiden Gatten wurde endlich und binnen Kurzem so groß, daß bei der geringsten ferneren Erweiterung derselben das schwache Band der Vereinigung gänzlich zerreißen mußte.

Auf diese Art verflossen mehrere Jahre. Herr Lambert und seine Frau besaßen keine bestimmte Heimath, sondern lebten beständig auf Reisen. Michael wollte zur Fortsetzung seiner Lieblingsstudien alle in künstlerischer Beziehung merkwürdigen Städte besuchen, sich über die größten Theater des Continents genaue Aufschlüsse verschaffen und mit allen berühmten Musikern und scenischen Talenten seiner Zeit Bekanntschaft machen. Diana ihrerseits hatte gegen diese ambulatorische Lebensweise nichts einzuwenden. Sie fand die Hotels weit behaglicher als ein eigenes Hauswesen. Jeden Tag neue Gegenstände, neue Ansichten zu sehen, das war just nach ihrem Geschmack. Im Uebrigen zeigte sie sich auf den allgemeinen Promenaden bezaubernd, dagegen übellaunisch und grämlich, wenn sie mit ihrem Mann allein war. Er hinwiederum, der in der Welt der schönen Künste so reiche Genüsse besaß, betrachtete alles Andere, auch die üble Laune seiner Frau, als eine Nebensache. Er begegnete ihr mit unerschöpflicher Güte, welche sie höchst langweilig und einförmig fand; aber er entschuldigte ihre Laune gerne, wenn er sich nur in sein Zimmer einschließen oder ungestört Theater oder Concerte besuchen durfte.

Es kam eine Gelegenheit, welche diese getrennten Herzen einander wieder näher brachte; als nämlich Diana ihrem Manne einen Sohn schenkte. Sie begegneten sich wieder in diesem gemeinschaftlichen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, aber auch in dieser Zärtlichkeit fanden sich bei ihnen so große Verschiedenheiten vor, daß sie keine längere, innigere Vereinigung darauf begründen konnten.

Diana vermochte ihre neuen Pflichten nicht lange auszuhalten. Sie fand darin bloß die Mühe, nicht den Genuß, und sie gönnte sich keine Ruhe, bis sie ihr zartes Kind in fremde, gemiethete Hände übergeben durfte. Ganz besonders von dieser Zeit an wird es schwer, Etwas zu finden, womit man ihre Fehler entschuldigen könnte; denn die Frau, deren Brust nicht von der Mutterliebe erwärmt wird, ist ein Scheusal in der Natur. In ihrer Liebe als Gattin nachzulassen, das kann verziehen werden; aber in ihrer Liebe als Mutter untreu zu werden, das ist ein Verbrechen, das sich von aller menschlichen Gutmüthigkeit nicht bemänteln läßt.

Eines Abends — es war in Florenz — wohnte Michael einer Vorstellung von Figaro's Hochzeit bei. Schon im zweiten Akt übergab ihm ein Theaterdiener ein Billet mit dem Bemerken, daß es etwas sehr Wichtiges enthalte. Aber Michael war just von der schönen Romanze der Gräfin dermaßen hingerissen, daß er der Meldung des Dieners keine Aufmerksamkeit schenkte. Er nahm das Billet mechanisch in Empfang und steckte es gleichgültig in seine Hosentasche. Erst am Schluß des zweiten Zwischenaktes dachte er wieder daran; er zog also das zerknitterte Billet hervor, öffnete es und las:

„Mein Herr!

„Ich bin zufällig in Besitz eines Geheimnisses gekommen, das Sie auf's Allernächste berührt. In meinem Hotel hat schon seit längerer Zeit und unmittelbar neben den Zimmern, über welche Sie selbst verfügen, ein englischer Lord gewohnt. Er reist heute Abend um neun Uhr ab und Ihre Frau begleitet ihn. Eilen Sie nach Hause, oder Sie werden schändlich betrogen.“

Michael, der nicht die geringste Ahnung von der Untreue seiner Frau hatte, wurde über diese Nachricht bestürzt. Er erhob sich sogleich, um heimzueilen; aber in diesem Augenblick ging der Vorhang auf, und das herrliche Duett zwischen Susanna und dem Grafen: „Wie kannst Du mich so grausam quälen?“ begann.

Michael fühlte sich gegen seinen Willen gefesselt. Er zog seine Uhr heraus, sie zeigte bereits fünf Minuten über neun.

„Was hilft es wohl, wenn ich jetzt gehe?“ sagte er, gleichsam als Entschuldigung vor sich selbst; „sie ist jetzt bereits seit fünf Minuten abgereist.“

Und darauf setzte er sich wieder, um das Stück bis zu Ende zu hören. Nach meiner Ueberzeugung hätte Michael keinen klügeren Entschluß fassen können. Als er nach dem Theater heimkam, war Diana verschwunden. Er hatte einen genußreichen Abend gehabt und war ohne alle Mühe ein launisches, ungetreues Weib los geworden ... Aber er selbst sah sein eigenes Glück nicht ein. Er hatte diese Diana doch einmal geliebt; er hatte sich durch große Opfer mit ihr verkettet, und sie war die Mutter seines Sohnes. Es schmerzte ihn tief im Herzen, als er sich jetzt so betrogen fand; aber weit entfernt, die Treulose zu verdammen, hatte er noch in seinem Selbstvorwurfe einen Schild zu ihrer Vertheidigung.

„Wenn ich ein besserer Mann gewesen wäre,“ sagte er, „so wäre sie sicherlich ein besseres Weib gewesen.“

Nach diesem Ereigniß überließ sich Michael noch ungetheilter seinen musikalischen Neigungen, die sich bei ihm bis zur Leidenschaft steigerten. Er setzte sein Reiseleben fort und fand sich nur im Concertsaal oder im Theater recht heimisch. Aber er saß nicht als gedankenloser Zuschauer da; nein, seine ganze Seele war dabei, und was für die Menge nur den Genuß eines Zeitvertreibs hatte, das hatte für ihn den Genuß der Arbeit, der Forschung. Sein Streben ging dahin, sich mit allen Schulen, den ältesten wie den jüngsten, bekannt zu machen, der Kunst in ihrer ganzen Entwicklung zu folgen, den Geist und die Bedeutung der verschiedenen Epochen zu erforschen und die charakteristischen Züge der verschiedenen Tondichter aller Perioden zu erfassen. Aber er begnügte sich nicht damit, bloß nach historischer Kenntniß, nach

Eigenheiten und Manieren zu suchen; er hätte in dieser Beziehung in den Noten allein genug gefunden. Die Musik war für ihn eben so wenig bloß ein todtes Studium, als ein bloß sinnlicher Genuß; er liebte das Schöne mehr als die Wissenschaft, und er mußte mehr hören als lesen. Der Componist und der Virtuos besaßen beide einen Platz in seinem Herzen; für ihn gab es keinen höheren Genuß, als einen guter Tonsetzer wahr und richtig wiedergegeben zu hören. Für einen solchen Genuß sparte er keine Mühe, kein Opfer. Manchmal war er einer einzigen Oper oder einem einzigen Concert zu lieb hundert Meilen gereist, und gewisse Künstler, die seinen Beifall erlangt hatten, konnte er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land verfolgen.

Erst nach einem langjährigen Studium, und nachdem er die Sache sowohl vom künstlerischen als philosophischen Standpunkt betrachtet hatte, gewann Michael feste Ansichten und einen entschiedenen Geschmack. Er umfaßte begierig den Grundsatz — einen trostreichen Grundsatz — daß die ganze Menschheit in einer beständigen Entwicklung, einem beständigen Fortschritt begriffen sei, und er bezweifelte nicht, daß dasselbe Gesetz auch den schönen Künsten gelte, obschon er zugestehen mußte, daß es Perioden gebe, die wenigstens für unsere unvollkommene Auffassung als ein Rückfall, ein Verfall erscheinen könnten. Es schien ihm, als ob in Bezug auf die Kunst im Allgemeinen die gegenwärtige Zeit just eine solche Periode wäre, und er glaubte, daß dieß ganz besonders mit der Musik der Fall sei. Der Begriff Musik ergänzte sich für ihn immer im Begriff Theater, denn er erkannte zwar den Grundsatz an, daß jedes Kunstwerk, und auch ein musikalisches, ein Ganzes für sich bilden müsse, das ohne fremden Commentar verstanden und genossen werden könne; aber er glich theilweise den Alten, welche dem Wort Musik einen ausgedehnteren Begriff beilegten, als wir jetzt damit verbinden, indem sie darin auch die Poesie und den Tanz mit-

begriffen, und er verstand die Schönheit wohl, die in dem Grundsatz der platonischen und pythagoreischen Schulen lag, den Satz, daß die ganze Welt des Schöpfers eine Musik sei . . . Hoch schätzte er die Meister, welche die Tonkunst als etwas Vollkommenes an und für sich, ohne Zusammenhang mit dem Wort oder der Mimik behandelten, und wie hätte er auch anders thun können, nachdem er von Haydn's Symphonien so hingerissen worden war? Am höchsten jedoch schätzte er diejenigen, die für das Theater geschrieben und gut geschrieben haben. Das Theater war für ihn ein heiliger Tempel der Kunst, wo er die Musik als die höchste irdische Verklärung des Lebens voranstellen wollte. Diese seine Vorliebe für die Theatermusik kam hauptsächlich daher, daß er auch für die Kunst einen praktischen Zweck finden wollte; ja, er wollte sie allerdings als eine Götteroffenbarung in unsere sinnliche Welt versetzen, aber er war der Meinung, daß, gleichwie Gott selbst, als er persönlich herabstieg, um mit Lehre und Handlung seine Kinder zu erlösen, die Gestalt eines Menschen annahm, eben so auch die Kunst sich in solchen Formen offenbaren möchte, daß sie, ihren himmlischen Geist wohl bewahrend, allgemeiner aufgefaßt werden und dadurch eine allgemeine Veredlung zum Ziel erhalten könne.

„Wären wir Engel," pflegte er zu sagen, „so könnten wir Symphonien genug haben; aber sintemal wir Sünder sind, die Engel werden können, so müssen wir Opern haben, es versteht sich gute Opern."

Es ist auch unläugbar, daß, weil ein Gedanke sich nicht anders als durch Worte ausdrücken, und ein Gefühl sich nicht lebhafter malen läßt, als durch Töne, eben so auch, da der Gedanke und das Gefühl die Aeußerung der Seele ausmachen, das Wort und die Töne vereinigt auf's Treffendste das Leben und den Menschen schildern und idealisiren können.

Aber als er jetzt forschend seine Betrachtungen zum Theater wandte, das er durch so lange Uebung gründlich

kannte, fand er diesen Tempel seiner Träume jammervoll entheiligt und dermaßen von falschen Propheten angefüllt, daß die göttliche Wahrheit darin vor lauter falschen Lehren und Verirrungen keinen Raum mehr finden konnte. Je ernster er diesen Gegenstand überdachte, um so mehr Gebrechen sah er ein, und um so gefährlicher für das Beste der Kunst und der Generation erschien ihm dieser überhandnehmende Verfall. Er übersah nicht, daß die Zeitperiode an Mitteln reich war, aber es grämte ihn tief, daß so viele hochbegabte Künstler, so manche ausgezeichnete Talente, so viel Bildung, Wissenschaft und Fleiß ihre höchste Kraft für ein schlechtes, ein unwürdiges Ziel opfern, und er glaubte, daß dieß der Fall sei, so lange das Theater noch nicht das geworden, was es sein solle.

Man hat Palestrina und später auch Mozart den Heiland der Musik, ihren Jesus Christus genannt. Michael stimmte von ganzem Herzen in diese Huldigung ein, aber er glaubte, daß die Zeit zu einer Reform jetzt gekommen sei, und sein Lieblingsgedanke wurde, einen verdorbenen Geschmack zu läutern, die verheerenden Fortschritte der Mode zu hemmen, die Tonkunst auf ihren rechten Weg zur Wahrheit, Einfachheit und Natur zurückzuführen, sodann nachdem das Theater gehörig gereinigt und gesäubert wäre, ihr dort einen würdigen Platz zu bereiten. In diesem Sinn ein Reformator, ein Martin Luther der Kunst zu werden, erschien ihm als die schönste, größte irdische Bestimmung, und sein ganzes Streben ging dahin, in dieser Richtung zu wirken, für diese Idee zu leben . . . Wenn er in seinem Enthusiasmus für sein großes Ziel seine eigene Kraft überschätzte, so muß man doch seinen Uebermuth nicht verdammen, ohne ihm auch für einen guten, edlen Willen Rechnung zu tragen.

Michael begann sein Reformationswerk als Componist. Er arbeitete mit einem Eifer, einem Ernst, der kaum seines Gleichen kannte, und wäre er in allen an-

dern Beziehungen eben so stark gewesen, so würde der Sieg ihm nicht entgangen sein. Er entfloh für einige Zeit aus dem Getümmel der großen Städte und ließ sich in einem stillen Landstädtchen nieder. Hier kam er selten aus seinem Zimmer. Tief in die Nacht hinein wachte er am Piano oder Schreibtisch, und ging er einmal aus, um frische Luft zu schöpfen, so konnte man aus der Art, wie er beständig vor sich hinsummte, erfahren, daß auch in diesen Stunden seine Gedanken in seinen gewöhnlichen Beschäftigungen lebten. Unbeschreiblich war seine Freude, wenn er glaubte, es sei ihm gelungen eine gute Idee entsprechend auszudrücken. In solchen Augenblicken war er so innig — nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit der ganzen Welt zufrieden, und er betrachtete Alles, auch sein eigenes Talent, in einem bezaubernden Rosenschimmer. Aber diese Freude war nicht von Dauer. Selten wurde ein Werk fertig, ehe er selbst es kassirte; viele solche Parthien, die einmal seinen Stolz ausgemacht hatten, wurden dann bei näherer Prüfung unbarmherzig durchstrichen und mußten dem übrigen Plunder im Ofen Gesellschaft leisten.

Im Allgemeinen war seine Arbeit sehr mühsam; denn er gehörte nicht zu den Glücklichen, die aus ihrem Genie vollkommen fertige Ideen schöpfen und beinahe ohne alle Anstrengung ihrer Gedanken Meisterwerke schaffen. Mit Fleiß und Beharrlichkeit mußte Michael nach seinem Ziel streben, und oft erreichte er es dennoch nicht. Die wenigen Compositionen von seiner Hand, die zur Kenntniß des Publikums gelangten, gewannen ganz und gar keine Sympathien. Man fand darin eine gewisse Originalität, aber nichts Einnehmendes, und das Ganze erschien allzu einfach, um einen tiefen Werth enthalten zu können. Erst nach unglücklichen Mühen, wie auch pecuniären Opfern, vermochte er endlich die schönste Frucht seines Fleißes und seiner Anstrengung auf die Bühne zu bringen. Der Versuch mißlang gänzlich. Michael's Oper erregte zwar Aufsehen, aber keinen

Beifall. Man lachte über den sonderbaren Componisten, der es wagte mit einer Herausforderung gegen den allgemeinen Geschmack aufzutreten; man nannte ihn einen Antediluvianer, sagte, er sei wenigstens 2800 Jahre zu spät gekommen, seine Oper würde vielleicht in der Arche Noah oder bei den Präadamiten Glück gemacht haben, aber in der gegenwärtigen Zeit sei dieß ganz unmöglich und so weiter. Sie fiel bereits bei der ersten Vorstellung. Michael's ganzer Lohn für die Zeit, die Arbeit, die Mühe, die er seinem Werke gewidmet hatte, wurde Gelächter und Gezische.

Dieses Unglück schmerzte ihn tief, aber gleichwohl verlor er den Muth nicht; er fand es ganz natürlich, daß ein Publikum von so verdorbenem Geschmack ihn nicht verstehen könne, ja, seine Niederlage schmeichelte ihm sogar in seiner Art; gleichwohl eine theuer erkaufte Schmeichelei. Das allgemeine Beste und das Wohl der Kunst galt ihm jedoch weit mehr als sein eigenes, und da er jetzt einsah, daß er als Componist nicht genügen konnte, so entwarf er einen neuen Plan für seine Thätigkeit; er gründete eine Musikschule.

Trotz aller Verläumdung und alles Spottes, womit man das Ansehen des wunderlichen Lehrers herabzusetzen suchte, konnte man ihm doch nicht allen Werth abstreiten. Selbst seine Begeiferer mußten zugeben, daß seine Liebe zur Kunst glühend und vor allen Dingen uneigennützig war. Auch konnte Niemand behaupten, daß es ihm an Einsicht in seinen Gegenstand fehle; aber man beschuldigte ihn, gar zu sehr in der Höhe zu schweben, in seinen Theorien unpraktisch und allzu einseitig in seinem Geschmack zu sein, den man weder antik, noch modern nennen könne, und den man just deßhalb mißachtete. Inzwischen sammelte er eine gewaltige Schaar von Zöglingen um sich, und seine Lektionen kamen in Ruf; wenn man auch seine Grundsätze nicht billigte, so fand man sie doch höchst interessant.

Michael befand sich vortrefflich in diesem neuen Be-

ruf und besaß jetzt eine Gelegenheit zu freierer Darstellung seiner Ideen. Auf dem Katheder und umgeben von seinen Schülern, war er auf seinem rechten Platz. Inzwischen konnte er allerdings über jeden begangenen Fehler in schrecklichen Zorn, ja beinahe in Verzweiflung gerathen, aber eine einzige, nach seiner Ansicht richtig und gut gesungene Note versetzte ihn wieder in die vergnügteste Stimmung. Entzückt über jeden, auch den unbedeutendsten Fortschritt, träumte er bereits davon, in der Welt der Musik eine kleine Colonie von Getreuen gegründet zu haben, die sich allmälig weiter ausbreiten und früher oder später einmal allen falschen Geschmack, alle tändelnden Moden vernichten, einen vollständigen Sieg erringen und die Welt beherrschen würde ...

Um sein eigentliches Ziel, das, wie wir wissen, auch das Theater umfaßte, noch sicherer zu erreichen, begann er an einer Erweiterung seiner Bildungsanstalt auch für die Schauspielerkunst zu arbeiten. Er war just im Begriff, mit Rücksicht darauf große Anordnungen zu treffen, als ein Donnerschlag seinen ganzen Plan zernichtete.

Es kam nämlich ein Brief von seinem Banquier, der eine Schlußrechnung enthielt, welche bewies, daß Michael's Vermögen, mit Ausnahme einer höchst unbedeutenden Leibrente jetzt bis auf den letzten Stüber aufgezehrt war. Michael war ein schlechter Haushalter gewesen und hatte es namentlich in der letzten Zeit ganz vergessen, seine Mittel zu berechnen. Seine ganze Musikschule war eine Freischule gewesen, und einige seiner Zöglinge erhielten sogar Bezahlung dafür, daß sie mit Aufopferung anderer Geschäfte ihre Lektionen fortsetzten.

Als der freigebige Lehrer sich jetzt aus Mangel an Mitteln außer Stands gesetzt sah, seine theuere Schule aufrecht zu erhalten, geschweige denn sie zu erweitern, da fühlte er sich sehr unglücklich. In seiner Noth rief er einige hohe und mächtige Kunstfreunde um Schutz an. Er erhielt viele gute Versprechungen und auch einige

Geldbeiträge; aber dieß konnten seine Handwerksgenossen nicht ertragen. Ihr Neid loderte noch einmal in heller Flamme auf. Sie erklärten Michael für einen halbverrückten Glücksritter, der außer Stands sei, auch nur eine einzige vernünftige Lehre vorzutragen, und behaupteten einstimmig, daß seine Schule, welche man im Anfang als eine Curiosität habe ertragen können, nicht bloß keine Aufmunterung, sondern vielmehr Bekämpfung und Verachtung verdiene. „Er will Andere Musik lehren,“ sagte man, „er, dessen eigene Meisterprobe Fiasco gemacht hat; welch' eine Unverschämtheit!“ ... Michael vertheidigte sich mit Wärme, wurde aber von seinen zahlreichen Neidern überstimmt und verlor einen Gönner um den andern. Schließlich war es ihm nicht mehr möglich, seine Lectionen länger fortzusetzen, und die Schule löste sich auf.

Dieß war, wie er selbst sagte, der betrübteste Tag in seinem Leben, denn jetzt wurde seine beste Wirksamkeit niedergetreten, sein schönster Plan zu Nichte gemacht; und der Sonnenschein des Glücks fiel fortan nur noch selten recht klar in sein Herz. Tiefbetrübt zog er sich in eine der einsamsten Vorstädte der großen Stadt zurück und beschloß hier für die Erziehung seines Sohnes zu leben und zu arbeiten. Mit wehmüthigem Lächeln legte er seine Hand auf das Haupt des Jungen und auch er sagte: Ille faciet (er wird es ausführen).

Dieser Sohn, den er jetzt zu sich nach Hause genommen hatte, war Maximilian.

Nach dem, was wir bereits wissen, verrieth Maximilian schon früh ein lebhaftes Auffassungsvermögen und gute musikalische Anlagen, welche besonders durch seine erstaunliche Tüchtigkeit, alle mechanischen Schwierigkeiten zu überwinden, ihm schon mit neun Jahren den Zunamen: der kleine Paganini, verschaffte. Der Vater freute sich herzlich über die glücklichen Gaben seines Sohnes, und da er jetzt die Leitung desselben an sich gezogen hatte, wurde es sein eifrigstes Bemühen,

sie in seinem eigenen Geist ausbilden. Aber in seiner Sehnsucht, das bestimmte Ziel zu erreichen, und seinem Eifer, aus seinem Sohn einen vollkommen rechtgläubigen Musikus zu bilden, vergaß Michael leider mit der gehörigen Vorsicht zu Werke zu gehen und der lebhaften, eigensinnigen und endlich verwöhnten Gemüthsart des Jungen die genügende Rücksicht zu schenken.

Eigentlich war Maximilian, welchem die erste Erziehung durch eine Mutter fehlte, niemals in die Schule gekommen, die doch immer die allererste für uns sein sollte, nämlich in die Schule der Liebe, sondern fremden Menschen überlassen, hatte er schon in seinen zartesten Jahren den Gehorsam nur als einen Nothzwang betrachten gelernt. Bei ihm war es nicht das Herz, was zuerst angeregt worden war, sondern vielmehr der Verstand, die Berechnung, die Klugheit. Auf solche Art konnte er zwar eine gute Aufführung zeigen, aber die vornehmste Triebfeder dazu war gewöhnlich die Furcht, ein gefährliches Gefühl, wenn es einem Kind allzu tief eingepflanzt wird, und die Bubenstreiche, die er beging, waren zwar nicht ärger, als dieß gewöhnlich ist, aber sie hatten größere Bedeutung, weil sie immer meisterhaft berechnet waren. Erst nachdem er durch sein Violinspiel Aufsehen erregt hatte und der Gegenstand allgemeinen Lobes geworden war, begann sein Pflegevater, der alte Kämmerer, ihn mit einem wärmeren Interesse zu umfassen, das bald in eine Nachgiebigkeit überging, welche dem größten Eigensinn Thüre und Thor öffnete.

Was jetzt Michael betraf, so war er ohne Zweifel ein geschickter Wegweiser im Gebiete der Kunst, aber im Uebrigen verstand er sich sehr schlecht darauf, seinen Sohn auszubilden. Es währte auch nicht lange, bis Maximilian einsah, daß sein Vater die Zügel der Regierung nicht recht sicher hielt, weßhalb er auf eigene Faust sich allerlei freie Seitensprünge erlaubte, die mit einem gebührenden kindlichen Respekt nicht gänzlich

übereinstimmten. In einem einzigen Fall behielt der Vater eine unnachgiebige Strenge bei, nämlich als Musiklehrer. Aber in seinem Enthusiasmus für die gute Sache und seine Lieblingsideen betrieb er seine Lection mit einem Ernst, welcher der unstäten Natur Maximilian's im höchsten Grade mißbehagte. Im Allgemeinen zeigte dieser Schüler große Lust, seine technische Fertigkeit zu üben und damit zu glänzen, aber dagegen einen bestimmten Abscheu davor, in die Tiefe der Lehren einzudringen. Zwischen Vater und Sohn wurde dieß bald und beständig ein Keim der Zwietracht; Ersterer kannte keine Nachgiebigkeit, und der Letztere, der in allen anderen Punkten seinen freien Willen hatte, murrte laut über diesen Zwang. Die Furcht vor dem Zorn des Vaters nahm inzwischen immer mehr ab, denn Maximilian wußte nur zu gut, daß Michael, wenn er auch noch so erzürnt war, mit einem einzigen gutgespielten Satz wieder besänftigt werden konnte. Auf diese Art verwandelte sich oft die drohende Hand in eine zärtlich schmeichelnde, der Vorwurf in Lob.

Jahre vergingen; Maximilian wurde Jüngling und zählte bereits seine achtzehn Sommer. Sein ungewöhnlich vortheilhaftes Aeußeres, sein fröhliches, lebhaftes Wesen und seine große musikalische Geschicklichkeit verschafften ihm eine Masse von Freunden. Die Lebenslust schwoll in allen seinen Adern. Er meinte, die ganze Welt sei kaum groß genug für seine kühnen Pläne, seinen Muth, seine Lust, die ihm inwohnenden Kräfte zu prüfen. Wie eng mußte er also nicht den Kreis fühlen, worin der Vater ihn beständig eingeschlossen hielt! Das Lob, das er außer dem Haus einerntete, berauschte ihn und hatte die Folge, daß Michael's fortwährende Strenge und seine vielleicht allzu pedantischen Forderungen ihm immer mehr mißfielen. Die schönen Lehrsätze hatten für Maximilian ein sehr geringes Interesse; aber das freie, fröhliche, glänzende, üppige Künstlerleben schmeichelte seinem Sinn, und er

brannte vor Verlangen, Auszeichnung zu gewinnen, sich einen Platz neben jenen modernen Kunstlöwen zu erwerben, welche Lorbeeren und Gold im Ueberfluß einernten.

Eines Tags stand er in seines Vaters dürftigem Stübchen vor einem wackeligen Notenständer und spielte eine von Mozart's Sonaten. Am Abend zuvor war er ohne Michael's Wissen in einer großen, glänzenden Gesellschaft aufgetreten und mit schmeichelhaftem Lob überhäuft worden. Jetzt befand er sich bei übler Laune und war ganz schlecht gestimmt. Die Spuren von Dürftigkeit, die ihn von allen Seiten umgaben, beängstigten ihn; die beständigen Zurechtweisungen und Bemerkungen seines Vaters verletzten seinen Stolz und versetzten ihn in einen gewissen Zustand der Gährung. Sein Spiel wurde immer schlechter ... Michael erzürnte sich, stampfte ungeduldig auf den Boden und befahl seinem Sohn, von Neuem anzufangen ... Maximilian's Stirne verfinsterte sich, er biß sich in die Lippen, aber er gehorchte ... Es wurde nicht besser ... Er fing noch einmal von vorn an ... Wiederum brach der aufgebrachte Vater in scharfe Zurechtweisungen aus ... Jetzt stieg Maximilian das Blut in den Kopf. Seine Geduld war zu Ende, und mit dem festen Vorsatz, seine erniedrigenden Ketten auf einmal zu zerbrechen, warf er seine Geige mit solcher Kraft, daß die Splitter im Zimmer umherflogen, Michael zu Füßen. Der Vater verstummte vor Entsetzen; der Sohn sagte mit fester Stimme:

„Jetzt ist es aus! ... In dem Augenblick, wo ich dieses Instrument zertrümmerte, habe ich auch das Fach zertrümmert, das Sie mir auferlegten. Ich kann diesen despotischen Druck nicht länger aushalten; er würde meine Jugend ersticken ... Sie wollen einen gelehrten Pedanten aus mir bilden, das wird Ihnen nie gelingen ... Ich bin zu ganz anderen Bahnen geschaffen,

als Sie für mich zu bestimmen für gut befunden haben. Nennen Sie mich einen unwürdigen Sohn, aber bedenken Sie erst, ob Sie selbst als Vater ohne alle Schuld sind ... Ich gehe jetzt allein in die Welt hinaus, aber ich werde mir bald einen Platz zu verschaffen wissen; die Anerkennung meines Talents, die ich von Ihnen niemals zu erhalten so glücklich war, werden vielleicht fremde Menschen mir freigebiger spenden ... Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie an mich gewendet haben; von jetzt an können Sie ein ruhigeres Leben führen ... Leben Sie wohl, mein Vater."

Michael's Zorn hatte sich nicht gelegt; mit Donnerstimme befahl er:

„Junge, Du bleibst hier!"

Ruhig und kalt, wenigstens seinem Aeußern nach, begegnete Maximilian seinem Blick und antwortete mit fester Entschlossenheit: „Nein, ich gehe."

„Du wagst es, Deinem Vater Trotz zu bieten?"

„Ich habe keine andere Wahl, als das zu thun oder mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Mein Leben ist hier unerträglich. Ich muß eine frischere Luft einathmen, als diejenige ist, die sich hier zwischen Armuth und Zwang zusammengezogen hat."

Bereits hatte Michael's Gemüth sich erweicht.

„So, so," sagte er mit milder Würde, „der Sohn entflieht vor der Armuth des Vaters ... Ich habe meinen Reichthum verschwendet und vermag Dir nichts zu geben, da Du meine Liebe und meine Lehren verachtest. Geh', verkaufe Deine Seele für Geld, gewinne das Lob des gedankenlosen Haufens; aber, so wahr ich lebe, als Künstler im höheren Sinn bist Du ewig verloren.

Maximilian schien einen kurzen, inneren Kampf zu bestehen, aber nach einigen Augenblicken verließ er das Zimmer plötzlich, ohne ein Wort zu sagen.

Jetzt schwoll dem armen Michael das Herz. Mit gebrochener Stimme und Thränen in den Augen bat er:

„Nein, Maximilian, bleib hier! ... Bleib bei mir, ich will Alles für Dein Glück thun ... Hörst Du, ich will Alles thun! ... Kehre zurück, Maximilian, komme wieder an meine Brust!“

Die Bitte wurde nicht erhört. Michael's Busen blieb leer: Maximilian kehrte nicht wieder. Der Vater hatte seinen Sohn, der Lehrer seinen letzten Schüler verloren.

Ein gewöhnlicher Mensch würde so vielen Widerwärtigkeiten und so manchen Sorgen, wie diejenigen, die Michael Lambert trafen, unterlegen sein, aber auch darin erweist sich die Göttlichkeit der Kunst, daß Diejenigen, die sie recht lieben, niemals verzweifeln können. Die meisten von Michael's Plänen waren mißlungen. Sein Reichthum war verschleudert, er war betrogen von seiner Frau, verlassen von seinem Sohne. Aber noch behielt er das Leben lieb. Die Kunst war ja noch gleich schön und seine Liebe zu ihr blieb unerschütterlich ... So weit seine kleinen Mittel es gestatteten, setzte er, obschon in einem engeren Kreise, seine Reisen fort und brachte gern jedes Opfer, um sich Gelegenheit zu einem musikalischen Genuß zu verschaffen, wobei er, wie immer, das Theater in die erste Linie stellte. Im Uebrigen beschränkte sich seine Wirksamkeit darauf, daß er mitunter sehr häufig unentgeltlich der Jugend in irgend einer öffentlichen Schule der Stadt oder auf dem Lande Gesangunterricht ertheilte und zu seinem eigenen Vergnügen kleine Compositionen entwarf, ohne sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. In der Tiefe seiner Seele brannte noch gleich warm das Verlangen, den allgemeinen Geschmack zu reformiren und eine neue, vor allen Dingen wahre und der Bildung des Zeitgeistes würdige musikalische Schule zu bilden. Seine Liebe für diese Idee machte ihn unversöhnlich gegen den vorherrschenden modernen Geist, und es war ihm unmöglich, den Abscheu, den er gegen alle nach seinem Dafürhalten falsche Kunst hegte, zu überwinden

oder zu verhehlen. Er konnte Freunde und Gönner verlieren, aber er konnte sich nicht bestimmen lassen, mit einem Wort oder einer Miene seiner eigenen Lehre untreu zu werden. Sein Mißvergnügen war bald geweckt und sein Gefühl glitt leicht in einem Ausruf über seine Lippen. Diese Aufrichtigkeit machte seine Stellung noch isolirter, obschon man allerdings ohne Mühe finden konnte, daß seine Verachtung gegen die Menschen seine edle Liebe zur Menschheit niemals einen Augenblick erschütterte.

Wie er endlich sein so eifrig ersehntes Ziel erreichen sollte, wußte er nicht, aber es schwebte ihm eine Ahnung vor, daß er einmal ein Mittel gewinnen würde, seine Pläne zu realisiren, daß er einmal eine Seele finden würde, die, von ihm geleitet und begeistert, das geträumte große Werk vollenden sollte. Diese Hoffnung war sein Trost, seine Kraft, und sein ganzes Leben war ein beständiges Sehnen, ein beständiges Suchen nach einem solchen Mittel, nach einer solchen Seele.

Wir kennen jetzt besser als die große Menge das lebhafte, exaltirte, grauköpfige Männchen, das seinen Parterreplatz in der königlichen Oper zu D. so getreu beibehielt.

Munter, Jeremias

Ein Funke Roman

Bd.: 1 - 4

Stuttgart 1852